U. Lyc.
H. Eccl. 789.

Historisches Handbuch

in Abhandlungen und Auszügen

von den merkwürdigsten

Veränderungen und Schikfalen

der christlichen Kirche

und der

Religion

für wißbegierige Lehrer in Volksschulen

und für Freunde der Geschichte

von

Johann Conrad Müller,

der Theologie Kandidat.

Zweyter Band.

Leipzig

bey Weidmanns Erben und Reich.

1786.

Comparauit

P. STEPHANUS WIEST ordinem Ciſtercienſium Profeſſus in Alterſpach, Philoſophiae et SS. Theologiae Doctor, Sereniſſ. Principis et Electoris Palatino-Bauarici Conſiliarius Eccleſ. Actualis, Theologiae dogmaticae, Patrologiae, et Hiſtoriae litterariae Theologicae in Alma Catholica Vniuerſitate Ingolſtadienſi Profeſſor publicus ordinarius.

178

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Es erscheint hier der zweyte Band meiner historischen Sammlung, wobey ich nur mit wenigen Worten anmerken muß, daß ich bey der Reformation mit gutem Bedacht etwas weitläuftiger gewesen bin; denn, so viel ich mich erinnere, so haben nichtgelehrte Protestanten zwar schon viele Schriften, welche die Geschichte der Kirchenverbesserung enthalten sollen, aber man muß es doch gestehen, daß, wenn in dergleichen Büchern die Sache wirklich etwas vollständiger abgehandelt wäre, doch dieselbe nicht allemal in demjenigen Gesichtspunct abgehandelt ist, in dem man heutzutage diese Geschichte ansehen sollte, daß der Vortrag in dergleichen älteren Schriften gemeiniglich immer so eingerichtet ist, um die guten Lutheraner doch ja in dem Grundsatz: „man muß es bey dem Alten lassen ꝛc.„ noch mehr zu befestigen. Ich meyne, man könnte den, der fürs alte Herkommen so sehr eingenommen ist, mit dieser Geschichte am besten überführen; wie man überhaupt aus der Geschichte einem jeden zeigen könnte, wie wir — Christen — immer weiter an bessern Kenntnissen zunehmen sollten. Doch dieses alles brauche ich nicht weiter zu beweisen,

sen, ich komme also nur noch auf die Ursache, warum ich nichts von den neuen Religionsparthеyen, Sekten ꝛc. gesagt habe.

Fürs erste war es mir, wie jeder einsehen wird, unmöglich in diesen Band auch die Geschichte der Wiedertäuffer, Herrnhuter, Pietisten ꝛc. zu bringen. Denn etwas weniges von diesen Partheyen zu sagen, wäre, im eigentlichen Verstande genommen, wirklich überflüssig gewesen, weil eben dieses wenige schon so ziemlich bekannt ist. Aber die Geschichte derselben für dasjenige Publikum, das nicht zur Classe der Gelehrten gehört, vollständiger zu erzählen, dazu, sahe ich bald ein, daß ein besonders Buch erforderlich seyn würde. Und da ich mit dieser historischen Sammlung nach den Zeiten der Reformation gar füglich abbrechen konnte, so entschloß ich mich, die Geschichte der neuen Religionsparthеyen ꝛc. in einer besondern Schrift abzuhandeln. Ich hoffe deswegen auch, daß ich deshalb keine Vorwürfe verdiene. Mehr weiß ich für jetzt nicht zu sagen, als daß ich nochmals von Herzen wünsche, daß Gott auch zu diesem Versuch seinen Segen für viele Leser schenken wolle.

Geschrieben zu Halle im Septbr. 1786.

Der Verfasser.

Kirchenbann.

Der päbstliche Kirchenbann ist unstreitig einer der abscheulichsten Mißbräuche und Irrthümer, die sich schon sehr frühe in die christliche Religion eingeschlichen haben. Er machte nach dem alten System der römischen Kirche wirklich einen wesentlichen Artikel in den Lehren des Christenthums aus, vermuthlich weil die Juden auch einen solchen Kirchenbann hatten, den man zur Erreichung der pfaffischen Tyranney und Oberherrschaft über die Christen so gut gebrauchen konnte. Zwar hatte diese traurige Erscheinung der Lehre von einem Kirchenbann in den ersten Zeiten weit die Gestalt nicht, die sie späterhin zu den Zeiten der Carolinger bekommen hatte, obgleich Cyprians Begriffe von demselben schon wunderbar genug waren. Es gieng hiemit eben so, wie mit jedem andern Unsinn, den die Päbste und Bischöfe auf die Welt gebracht haben. Die sich so sehr oft widersprechenden Kirchenväter, ihre mystische Auslegungen so mancher Stellen der Bibel, und

ihre Allagorien, die eben auch nicht allemal am rechten Orte angebracht waren, gaben nachher Gelegenheit, daß die Bischöfe dergleichen Auslegungen zum Vortheil für ihre Macht anwenden lernten. Und vorzüglich bahnte hierzu der bekannte und berühmte Cyprian den Weg, wenn er von einem Schwerdt oder von einer obrigkeitlichen Macht der Bischöfe spricht, und sich dabey auf Christi Worte beruft: „was ihr auf Erden binden werdet ꝛc." — Allein von einer solchen Macht hat gewiß Christus nie ein Wort gesprochen: er dachte nie daran, in diesen Worten den Päbsten, Bischöfen oder andern Geistlichen irgend einige Macht über die Seelen der Menschen einzuräumen; so wenig er daran dachte, daß die Christen 1800 Jahre nachher theils eine Ohrenbeichte, theils sonst eine andere Privatbeichte ꝛc. daraus herleiten würden.

In jenen ersten Zeiten, da die Christen noch unter den heidnischen Obrigkeiten lebten, so mußten die Aeltesten und Bischöfe allerdings auf eine gewisse Ordnung unter den Christen halten, weil sie damals blos eine Gesellschaft ausmachten; und wer weiß nicht, daß keine Gesellschaft ohne eine gewisse Ordnung bestehen kann? — Wer sich mit irgend einer Gesellschaft in Verbindung einläßt, der muß sich also auch gefallen lassen, die Regeln derselben zu beobachten, damit Ordnung erhalten werde, und der Staat, worin einesolche Gesellschaft lebt, sich weder über dieselbe beklagen noch sonst einen Schaden durch sie leiden muß. Um so mehr aber ist die Beobach-

obachtung der Ordnung in einer solchen Gesellschaft nöthig, wenn sie vorgiebt, daß sie sich deshalb zusammen begebe, um christliche gottesdienstliche Uebungen zu verrichten. So bald es also Leute gab, die in den Zeiten vor den christlichen Kaisern ihre alte Religion verliessen und das Christenthum annahmen, so hatten die Aeltesten und Bischöfe allerdings das Recht, solchen Leuten sogleich die Regeln vorzuschreiben, die sie als Bekenner des Christenthums beobachten sollten. Wenn aber nun ein solcher Brkenner des Christenthums die ihm in den Schriften der Apostel selbst vorgeschriebenen Lehren und Regeln nicht beobachten wollte, oder wohl gar übertreten hatte, so mußte er sich schon um des äußerlichen Wohlstandes willen, wie also noch vielmehr um der Lehre selbst willen, zu der er sich bekannte, gefallen lassen, daß man eine gewisse Strafe über ihn ergehen ließ. Allein diese Strafe sollte in jenen ersten Zeiten des Christenthums, und auch nachher ganz und gar nicht darin bestehen, daß solche Verbrecher aller ihrer Ehre, oder ihres zeitlichen Vermögens (wenn sie ja welches hatten) verlustig und beraubt seyn sollten. Jene alte christliche Gemeinden, wenn sie einen Verbrecher unter sich fanden, so schlossen sie denselben blos von ihrer äußerlichen Gemeinschaft aus; sie entzogen einem solchen die gottesdienstliche Gemeinschaft, das Abendmal, die Liebesmale und die Gemeinschaft des Gebetes, wie uns der berühmte Tertullian deutlich genug berichtet hat. Indeß war eine solche Ausschliessung eines Verbrechers in den beyden ersten christlichen Jahrhunder-

ten kein Vorrecht, das nur den Bischöfen oder Aeltesten zukam, sondern die ganze Gemeinde mußte darum wissen und ihr Jawort dazu hergeben, wenn eines ihrer bisherigen Mitglieder sollte öffentlich bestraft werden. Und überdies wurden anfangs solche Strafen nur auf die Ehebrecher, Todtschläger und Abgötter eingeschränkt. Diese Leute aber, wenn sie einmal von ihrer Gemeinde abgesondert waren, durften auch keinen Umgang mit andern Gemeinden haben; und dieses hatte die Folgen, daß sich nachher selbst ganze Gemeinden von einander trennen konnten, oder wohl gar ganze Gemeinden es wagten, eine andere Gemeinde von ihrer Gemeinschaft auszuschliessen. — Aber diese Ausschliessung ganzer Gemeinden galt blos von der Gemeinschaft, und nicht von dem Abendmal und andern gottesdienstlichen Gebräuchen, denn man weiß, daß die christlichen Gemeinden schon sehr frühe in den gottesdienstlichen Gebräuchen ꝛc. in gewissen Stücken von einander abgiengen, wie z. B. der römische Bischof Victor im zweyten Jahrhundert die asiatische Gemeinden von der Gemeinschaft seiner Kirche ausschloß, übrigens aber gar nichts befehlen oder verbieten konnte.

In Cyprians Zeiten änderten sich aber diese gesellschaftlichen Rechte der ersten Christen. Cyprian redete ganz wunderbar von einem weltlichen und einem geistlichen Schwerdte. Die jüdischen Priester hatten nach seiner Meynung das weltliche und die christlichen Priester hatten das geistliche Schwerdt; welches leztere die Ausschliessung vom ewi:

ewigen Leben seye. Man siehet hieraus wohl, daß Cyprian jene Stelle, wo Christus vom Binden und Lösen spricht, ganz und gar nicht verstanden habe, a) weil er sie so erklärt als hätte Christus vom Sündenvergeben oder zu behalten, *) oder von so etwas gesprochen; b) wenn aber diese Erklärung auch wirklich richtig wäre, so geht dieses Amt, so wie es Christus verstanden haben müßte, doch nur die Apostel, als unmittelbare Gesandten Gottes an, und nicht die Bischöfe in den folgenden Zeiten und Jahrhunderten. Tertullian erklärte die Stelle noch richtiger, obgleich auch nicht ganz deutlich, wenigstens verstund er sie nicht so, wie sie heutzutage von vielen Auslegern exegetisch richtig erklärt wird. Denn er beschwerte sich bey dem römischen Bischof, daß die Gemeinde zu Rom die bußfertigen Verbrecher wieder begnadige und in die Kirchengemeinschaft aufnehme, da doch die Macht zu binden und zu lösen

nur

*) Matth. 18, 18. Schon in den vorhergehenden Versen wollen viele alten (auch neuern) Ausleger eine Art von Kirchenbann finden; allein Jesus redet nicht davon, was die Kirche (als geistlicher Staat, den er nie aufrichten wollte) thun soll, sondern er redet davon, was jeder Christ thun soll, wenn ein anderer an ihm sündige (ihn beleidige). Es gehört also diese Stelle zur innern, praktischen und nicht zur äußerlichen Staats- oder ceremoniellen Religion. Eben so redet er im 18 v. nicht von Sachen, sondern, wie es der Zusammenhang lehrt, von Personen. Was ihr bindet (wen ihr für incorrigibel haltet, wie jener, der die Gemeinde nicht einmal hören will,

nur Petro gegeben worden sey, nicht aber den nachfolgenden Bischöfen. Man sieht also hieraus, daß die nachherige römische Kirche und ihre Päbste sich in Ansehung ihres Kirchenbannes nicht sehr auf den Tertullian, wohl aber auf den Cyprian berufen könne. Dieser Mann, so fromm er auch übrigens gewesen seyn mag, hat in dieser Rücksicht mit seinen Erklärungen mancher biblischer Stellen wirklich sehr oft geschadet, wie wir bereits bey andern Gelegenheiten schon gesehen haben. Er hatte gar zu großen Gefallen an dem jüdischen Gottesdienst, denn anders hätte er nie so wunderbare Vergleichungen mit dem jüdischen und christlichen Gottesdienste gemacht, welches hernach die Folgen hatte, daß die Bischöfe und vorzüglich die Bischöfe in Rom, ihre weltliche Hoheit sowohl aus den Vergleichungen der Vorzüge der jüdischen Priester, als auch aus der in der erstern Christenheit üblichen Ausschliessung eines Verbrechers aus der Gemeinschaft nach und nach eine Art von Kirchenbann herleiten lernten, der viel härter war, als der grössere jüdische Bann, Cherem genannt, mit dem doch gleichwohl alle, auch die schrecklichsten Verfluchungen, verknüpft waren.

Die

mit diesen lasset euch nicht weiter ein;) — und so ist auch das Lösen im Gegentheil zu verstehen. Andere erklären diese Stelle auch anders, und verstehen unter dem **Binden** das, daß die Apostel lehren sollten, was Gott untersagte, sie sollten lösen, das ist, sie sollten bestimmen, was Gott erlaubte, und es mußte von Rechtswegen von allen Christen angenommen werden, was die Apostel als Gesandten Gottes sagen würden

Die Juden-Christen konnten sich freylich darein leicht finden, daß der Kirchenbann, als eine Folge jener Ausschliessung aus der Gemeinschaft dem jüdischen Bann ähnlich ward, da sie ohnehin alle jüdischen Gebräuche beyzubehalten geneigt waren. Aber eben dieses kann man auch von der noch weit grössern Anzahl von Heidenchristen sagen, die in ihrer alten Religion ebenfalls an eine Art von Bann gewöhnt waren. Denn es ist bekannt, daß der heidnische Gottesdienst sehr viele Geheimnisse enthielt, von denen man selten einem aus dem gemeinen Volke etwas deutlicher machte, welches aber wenn es auch je zuweilen geschahe, sogleich unterblieb, wenn ein solcher sich eines Verbrechens schuldig machte, den man näherer Erklärungen gewürdigt hatte. Hier hat man also wieder einen deutlichen Beweis, wie viel jüdische und heidnische religiöse Gebräuche und Begriffe ins Christenthum aufgenommen wurden, deren mehrere bis jetzt noch hie und da beynahe wesentliche Artikel der Glaubenslehre geblieben sind.

Wie nun die Arten des jüdischen und heidnischen Bannes so beschaffen waren, daß viele selbst aller bürgerlichen Ehre beraubt wurden, je nachdem nemlich ihr Verbrechen war, so ward auch der Kirchenbann bey der immer weiter heranwachsenden Macht der christlichen Lehrer gefährlicher, und schon im vierten Jahrhundert gab es verschiedene Stuffen der Excommunication. Man hatte jezt auch nach jüdischer Art einen großen und einen kleinen Kirchenbann. Anfangs gieng der kleine Bann nur so weit,

daß

daß diejenigen, die er traf, auf einige Zeit von dem Abendmal ausgeschlossen wurden; Basilius aber schloß diejenigen schon auf fünf Jahre von dem Abendmale aus, die sich dreymal verheyrathet hatten.

Mit dem grössern Bann aber hatte es schon eine ganz andere Bewandniß. Wen dieser traf, der war schon im vierten Jahrhundert in der äussersten Noth. Denn ein solcher ward wirklich für ehrlos angesehen und behandelt. Er durfte nicht opfern, nicht zum Abendmal gehen, das Wort Gottes nicht anhören, mit einem Wort, er wurde behandelt, wie diejenigen unter den Juden behandelt wurden, die der Cherem traf, welcher den Verbrecher aufs äußerste verfluchte. So verbietet z. B. die Kirche von Ptolomais einem gewissen Andronicus allen möglichen Umgang mit andern Christen; diese Kirche sagte: Andronicus dürfe eben so wenig in den Tempel kommen, als der Teufel ins Paradies gehöre. Ja sie geht endlich so weit und spricht, daß diejenigen, die mit dem Andronicus umgehen, oder ihn grüssen, oder bey seinem Begräbniß zugegen seyn würden, selbst mit diesem grossen Bann eben so belegt werden sollten, wie Andronicus. Welch ein hartes Schicksal für einen Menschen! — Welch schnelle Veränderung jener Ausschliessung in den ersten zwey Jahrhunderten! Welch fürchterliche Folgen von jenen Vergleichungen der christlichen Bischöfe mit den jüdischen Priestern und der daraus entstandenen Macht der Bischöfe! —

Furchtbar war also der Kirchenbann schon im vierten und fünften Jahrhundert geworden, aber die Art und Weise, wie man sich diesen Bann zuziehen konnte, war noch weit furchtbarer. In jenen Zeiten des ersten und zweyten Jahrhunderts, waren Abgötterey, Mord und Ehebruch, diejenigen Verbrechen, durch welche man sich die Strafe der Excommunication zuziehen konnte; aber je fruchtbarer diese Strafe ward, je mehr Verbrechen und Sünden wurden bestraft. Abgötterey und Abfall vom Christenthume wurden nun zwar zunächst mit diesem furchtbaren Kirchenbann bestraft; aber es kam endlich so weit, daß sogar diejenigen damit bestraft wurden, welche nur an den heidnischen Altären und Tempeln baueten, oder Weihrauch und geschlachtete Thiere an die Heiden verkauften, welches doch von solchen Christen, die in heidnischen Ländern wohnten und selbst unter heidnischer Obrigkeit stehen mußten, ganz und gar nicht vermieden werden konnte, zumal wenn es arme Leute waren.

Indeß wurden aber die Verbrechen gegen die Religion *) noch weit genauer aufgesucht, als jene Verbrechen. Hieher gehören vorzüglich Ketzerey oder Irrthümer. Doch sahe man anfangs nur diejenigen für Ketzer an, die entweder offenbare Irrthümer hegten, die solche Meynungen hatten, die offenbar wider die heilige Schrift stritten, oder die sich nicht wollten wieder zurecht weisen und sich ihre Meynungen beneh-

*) Wäre nur die Religion rein geblieben!

benehmen lassen. Aber sobald die Bischöfe angefangen hatten mächtiger zu werden, sobald sie Concilien hielten, und diese Concielen ein weltliches gerichtliches Ansehen bekommen hatten, so änderte sich auch die Bestimmung der Ketzereyen. Wer nur wider äußere kirchliche Verordnungen etwas einwenden wollte, oder aus menschlichem Versehen eine solche kirchliche Verordnung übertrat, der wurde ein Ketzer genannt, und der Bann ergieng über ihn. Endlich aber kam es so weit, daß, wer die Geschichte der römischen Bischöfe nur ein wenig kennt, gewiß gefunden haben wird, daß nach und nach alle diejenigen für Ketzer erklärt wurden, welche nicht thun und glauben wollten, was in Rom zu thun und zu lassen befohlen wurde.

Doch man darf nicht so weit in die Jahrhunderte herein gehen, um den Mißbrauch der Excommunication erst in denen Zeiten, die uns näher sind, auffallend beschreiben zu können. Schon vor und zu Augustini Zeiten wurden sogar die Anverwandten eines sogenannten Kezers ihrer Erbtheile beraubt, wie wir es aus den Akten verschiedener Kirchenversammlungen deutlich genug ersehen können. Wer jezt nur Anverwandten hatte, der ein Ketzer war, dem war es unmöglich, zu einer geistlichen Würde zu gelangen. Ein vermeynter Irrgläubiger wurde ohne alle Ceremonien begraben, bis man endlich anfieng dergleichen Leute vollends gar todtzuschlagen, wovon die römische Kirche vorzüglich traurige und blutige Data genug geliefert, und sogar fürstlicher Personen nicht verschonet hat. Worin lag aber nun der

Grund

Grund zu allem diesem Unheil, als darinn, weil die meisten Väter der Kirche mehr auf äußerliche Staatsreligion, als auf innere Güte des Herzens drangen; weil sie mehr Lust und Gefallen hatten, große Männer zu spielen und angesehene Stellen in der Welt zu begleiten, und immer nur auf die Erhöhung ihrer eignen weltlichen Macht bedacht waren, wozu die wunderbare Bibelerklärung der erstern Väter den grösten Vorschub thaten! Man braucht dafür weiter keine weitere Beweise mehr, als was ich schon oben vom Cyprian sagte, und was dann etwa noch die Verirrungen des menschlichen Verstandes unter dem grösten Theil der Nationen dazu beytragen mußten, wovon ebenfalls die mehresten römischen Bischöfe redende Beweise sind. Denn so bald einmal die schiefen Begriffe von Petri Hoheit oder seinem Primat in Rom so in die Köpfe der Christen hinein exegisirt waren, und so bald sich von den Zeiten der christlichen Kaiser an, die politische Staatsverfassungen beynahe in jedem Jahrzehend zu Gunsten der Bischöfe, und dann endlich nach und nach zu Gunsten des römischen Bischofs selbst veränderten, so entstand immer ein Unheil und ein Unglück für die Christenheit aus dem andern. Und alles dieses konnte nicht verhindert werden, weil es selbst die Regenten glaubten, daß die Geistlichen allein die Macht, und zwar durch Petrum von Christo bekommen hätten, Sünden zu vergeben und zu behalten. Die Väter sprachen schon auf einer Kirchenversammlung zu Toledo über diejenigen, die ihre Verordnungen nicht halten wollten, die ewige Verdammniß aus, verdammten

sie

sie mit den Teufeln in die ewige Pein, und wünschten ihnen, daß sie mit Juda dem Verräther in den Flammen des ewigen Feuers brennen sollten. War je ein Spruch im A. Testament, der das Wehe über die Gottlosen aussprach, so wandten sie ihn jezt an, und verfluchten damit diejenigen, die den Kirchenverordnungen zu Toledo nicht folgen wollten. Ben den mehresten Geistlichen war es Heucheley und sehr oft abscheuliche Bosheit, wenn sie sich bey den Aussprüchen ihrer Bannflüche stellten, als wenn sie den wahresten und betrübtesten Antheil an dem Unglücke der Verbannten nähmen.

Die Sache mit dem Kirchenbann stieg immer höher, und sie gewann endlich ein solch abscheuliches Ansehen, das beynahe nicht zu beschreiben ist, wovon uns die Capitularien der fränkischen Könige recht deutliche und sichere Nachrichten liefern. Jezt durfte man, heißt es in einem Capitularie, mit keinem solchen Menschen essen oder trinken, den irgend ein Bischof in Bann gethan hatte; und was das ärgste ist, so erstreckte sichs jezt schon auf fürstliche und gräfliche Personen. Indeß fieng man zwar schon vorher an, den Schaden dieses Kirchenbannes einzusehen, man mußte es einsehen: denn der Staat litte doch nothfolglich darunter. Justinian gab Geseze dagegen; aber diese Geseze waren theils von keiner Dauer, theils weiter von keinem Belang, denn er verbot den Presbytern und Bischöfen nur, ohne Vorwissen der Obrigkeit einen Menschen in Bann zu thun; allein wer weiß es nicht aus der Erzählung der Geschichte

der

der Hierarchie im vorigen Bande, wie gut die Bischöfe ihre Sachen einzulenken und alles im alten Geleise fortzubringen wußten? Man höre einmal Gregor den Grossen, wenn er sagt: der Priester mag gerechter oder ungerechter Weise binden, so muß die Heerde doch seinen Spruch fürchten, damit nicht derjenige, der in dem Bann ist, wenn er unrechtmässig gebunden worden, ihn aus einer andern Ursache verdienen möge. Das sind doch wohl schöne und christliche Grundsätze! — — Und in diesem Tone giengs immer fort; ja man stimmte ihn noch vielmehr höher, als nach Karl des Grossen Tode etliche schwache Regenten die höchste weltliche Würde im Occident bekamen. Denn was Karl der Grosse that, das wurde durch die Schwäche seiner Söhne wieder fast ganz erstickt. Eben so giengs auch mit den Anstalten des Kaisers Otto des Grossen; seine Söhne verdarben wieder, was ihr würdiger Vater in Ansehung der Wiederherstellung seiner Rechte ꝛc. gut gemacht hatte; indeß blieb aber der Bann immer; und Heinrich der Vierte, der sonst seine Rechte auch sehr wohl kannte, erfuhr doch den Kirchenbann aufs aller empfindlichste, und es läßt sich kaum denken, wie rasende Grundsäze damals in Ansehung des Kirchenbannes herrschend waren. Ein Erzbischof von Cambridge, Eduard, sahe die Priester als Väter und Meister der Gläubigen, und auch der Fürsten an. Er billigte es und mit ihm noch viele dumme Pfaffen, daß Gregor VII. den Kaiser Heinrich so sehr grausam tyrannisch behandelte. Gregor war zwar nicht der erste, der Kaiser

ser und Könige in Bann that, aber so frech und unverschämt war doch vor ihm noch kein Pabst, wie er war.

Im dreyzehnten Jahrhundert kam nach der Weise des vierten Jahrhunderts abermal ein kleinerer Bann auf, weil man doch den gewöhnlichen abscheulichen Bann nicht über jeden, der etwa nur ein kleineres Verbrechen begieng, aussprechen konnte; und jener kleine Bann, vermöge dessen im vierten Jahrhundert ein nicht grober Verbrecher auf eine Zeitlang von der Gemeinschaft ausgeschlossen wurde, konnte wirklich neben dem furchtbaren nicht statt finden. Man sann daher auf ein Mittel, und verfiel darauf, daß gewisse Sünder auf immer von dem Abendmale zurückgehalten werden sollten, bis sie Buße thun würden. Die bürgerliche Ehre und Gemeinschaft mit andern litte aber bey diesen Ausgeschlossenen nichts. Jeder Priester konnte einen unwürdigen Sünder vom Abendmale zurückhalten, so wie es vor weniger Zeit selbst unter uns lutherischen Protestanten noch Mode war. Endlich kamen aber auch in eben diesem dreyzehnten Jahrhundert besondere Meynungen in Ansehung des großen Bannes aufs Tapet; eine Erscheinung, die zugleich noch die Ohrenbeichte sehr befördern mußte. Man sagte nemlich, daß auf gewisse unrechte Handlungen oder Verbrechen sogleich die Excommunication folgen müßte; wieder andere unrechte Handlungen oder Verbrechen aber müßten zuvor untersucht und entschieden werden, ehe und bevor könnte der Bann nicht ausgesprochen werden.

Hier-

Hieraus folgerte man ferner, daß das Amt dieser Untersuchung und Entscheidung nur den Geistlichen zukäme, und da zugleich auch die Meynung herrschend worden war, daß auch unbekannte Sünder des Bannes würdig seyen, so bekannte nun jeder, der dieses Geschwätz glaubte und selig werden wollte; und die Pfaffen wurden immer mehr Herren über die Seelen der Menschen.

Nebst allen diesen Arten von Kirchenbann kam endlich noch das sogenannte Interdict auf. Es ist zwar dieses, wie deutlich erhellet, auch ein Kirchenbann, nur daß es über ganze Provinzen, Städte, Dörfer und Gemeinden ausgesprochen wurde. In den alten Kirchengesetzen liest man nichts von diesem Kirchenbann. Im achten Jahrhundert findet man eine Spur davon, wo der Bischof Virgilius von Salzburg eine von seinen Gemeinden vom Gottesdienste ausschloß. Der eigentliche Erfinder des Interdicts aber ist ein gewisser Abt, Odalrich aus dem eilften Jahrhundert. Man hielt nemlich zu Limoge eine Kirchenversammlung, wo gefragt wurde, was man mit den Befehlshabern der Kriegsvölker machen sollte, die den Geistlichen nicht gehorsam seyn wollten. Auf diese Frage rieth Odalrich an, daß man das ganze Land mit dem öffentlichen Bann belegen sollte, daß nur die Geistlichen, Bettler, Fremdlinge und zweyjährige Kinder begraben werden dürften; daß man die Messe nur in der Stille lesen; um drey Uhr die Glocken anschlagen, und die Leute durch dieses Zeichen ermahnen solle, auf den Knien

zu beten; mit einem Wort, alle öffentliche gottesdienstliche Uebungen sollte man den Einwohnern des Landes verweigern. Ein solches Interdict fanden besonders die Päbste sehr vortheilhaft, und wenn sie nachher ihre greulichen Absichten, die uns schon längst bekannt worden sind, nicht erreichen konnten, so rückten sie mit diesem Interdict hervor. Schon im zwölften Jahrhundert belegte Pabst Innocentius III. ganz Frankreich mit diesem Interdict, als König Philipp August dem Befehl des Pabstes nicht gehorchen wollte, und so gieng es mehrern Ländern. Allein Bonifacius VIII. sahe ein, daß durch diese Interdicte weiter nichts auszurichten seye, als daß die Leute gegen den Gottesdienst gleichgültig werden.

Auch die Todten wurden nun, wie es zwar schon in den frühern Jahrhunderten Mode war, unter der Erde noch in den Bann gethan und verdammt. Dies erfuhren sehr große und angesehene Kirchenlehrer, z. B. ein Origines, Theodor von Mopsvest ꝛc. So weit brachten es die herrschsüchtigen Lehrer der christlichen Kirchen; sie verkannten die Absichten Gottes bey der Bekanntmachung des Evangeliums ganz und gar. Was den Bischöfen und Aeltesten in der ersten christlichen Kirche als ein Recht zukam, um Ordnung zu erhalten, das dehnten nachher die dummen Pfaffen so weit aus, drehten und schniffelten so lange daran, bis endlich das erbärmlichste Elend in der Christenheit daraus entstand, welches wir ebenfalls noch ferner sehen werden,

den, wenn wir nun auf die Kirchenbuße kom-
men.

Kirchenbuße.

Von der Kirchenbuße würde ich vielleicht weiter nichts gesagt haben, um daraus ebenfalls einen Beweis von den antichristischen Gesinnungen und Meynungen vieler Päbste und Bischöfe herzuleiten, wenn nicht diese Gewohnheit in gewissem Betracht fast bis auf unsre Zeiten fortgedauert hätte. Selbst in einigen Gegenden des Protestantismus hat man lange Zeit so schiefe Begriffe von der Kirchenbuße gehabt, und vorzüglich in denjenigen Ländern, in welchen die äussere Religion so sehr tief in die innere Staatsverfassung einverwebt ist *). Sogar sind daraus die wunderbaren Begriffe von der eigentlichen Buße, die wirklich vor Gott gilt, entstanden.

Das Evangelium Christi redet allerdings von einer Buße, aber nicht sowohl von der Kirchenbuße, wenigstens redet sie von dieser nicht so, wie die Väter der christlichen Kirche nachher sich so sehr verirrten, und vielleicht aus einem frommen Eifer für die Aufrechterhaltung der Kirche Christi, die wahre Buße mit der Kirchenbuße verwechselten. Diejeni-

ge

*) In eben diesen Ländern hält es auch am allerschwersten mit dem Fortschreiten in der Kultur der Menschheit.

ge Buße, von welcher das Evangelium Christi predigt, besteht, wie leicht zu erachten ist, darinn; daß der Sünder seine Sünden erkenne, vor Gott — nicht eben allemal vor Menschen — bekenne, bereue, verabscheue, und den festen Entschluß fasse, sein Leben von nun an nach dem Willen Gottes und Christi einzurichten, kurz daß er sich bestrebe, so fromm und tugendhaft zu leben, als nur immer in seinen Kräften steht. Diese Buße ist die beste, und leistet ganz gewis hinreichende Genugthuung. Aber jene Kirchenbuße ist weit verschieden von dieser. Jene ist das Wesen der Religion nicht; sie ist blos eine äussere Ceremonie, die ehedem allerdings um des Wohlstandes willen statt finden mußte. Aber daß sie wirklich einen Menschen bessere, daran zweifelt man doch wohl mit Recht. Sie findet erst alsdann statt, wenn die wahre Buße wirklich im Ernst vorhergegangen ist; und man findet selten einen öffentlichen Verbrecher, der durch öffentliche Strafen, oder wie man es etwa bey gewissen Lastern z. B. bey Ehebrechern nennt, der durch die Kirchenbuße wäre gebessert worden. Indeß aber kann man die Kirchenbuße nicht verachten: denn sobald die Kirche, als Gesellschaft betrachtet, das Recht hat, einen solchen von ihrer Gesellschaft auszuschliessen, wie es in den zwey ersten Jahrhunderten der Gebrauch war, der nicht nach den vorgeschriebenen Regeln leben wollte, eben so hat sie auch das Recht, einen solchen wieder aufzunehmen, wenn er aufs neue wieder um Aufnahme bittet. Aber hat die Kirche dieses Recht, daß sie einen Abtrünnigen wieder aufnehmen kann, wenn er sich

nem-

nemlich gebessert hat, so darf sie ihm auch wieder neue Gesetze vorschreiben, und das vorzüglich auch solche Gesetze, die einige Rücksicht auf seine gegenwärtige Gesinnungen nehmen. Sie darf ihn fragen, ob er seinen Ungehorsam bereue, ob er sich alle die Bedingungen von nun an ernstlich gefallen lassen wolle, die sowohl das Evangelium Christi, als auch die Kirche um der äusseren Ruhe und des Wohlstandes willen von ihm fordern dürfe, und ob er endlich sein Leben in Tugend und Rechtschaffenheit führen wolle? Man sieht aber wohl, daß alle diese Foderungen rechtmäßig und billig sind, weil sie nicht wider den Endzweck gottesdienstlicher Gesellschaften streiten, ja sogar moralisch gute Menschen machen können. Allein wenn die Kirche nur als Kirche, als geistlicher Staat, handelt, selbst aus freyer Macht Sünden vergiebt, und sogar das Recht sich anmaßt, alle und jede Sünden vergeben zu wollen oder zu können, so irrt sie offenbar; denn eigentlich vergiebt doch nur Gott den Menschen ihre Sünden, und die Kirche kann nur diejenigen Beleidigungen vergeben, die ihr eins von ihren gesellschaftlichen Mitgliedern angethan hat, und das kann sie blos als Gesellschaft. Hätte die Kirche diese Regeln immer beobachtet, so wären die schiefen Begriffe von Vergebung der Sünden gewis nicht in die christliche Welt gekommen. Die Folgen dieser schiefen Begriffe aber sind die Heucheley und noch mehrere hieraus entspringende Laster und Untugenden.

Tertullian, wenn er von der Buße spricht, so meynt er, das Bekenntniß der Sünden seye das

sicherste Kennzeichen derselben. Unstreitig wäre dieser Schluß der Natur der Sache nach sehr gut und untadelhaft, wenn Tertullian gesagt hätte, man müsse nur Gott bekennen; aber da er von einem Bekenntniß vor der Kirche redet, und nicht sowohl vor Gott, so zweifelt man mit Recht an der Richtigkeit dieses Schlusses *). Denn die Kirche soll lehren, was Gott befehle und verbiete, das Sündenvergeben aber gehört Gott, und der Priester kann nur alsdenn diese Vergebung im Namen Gottes verkündigen, wenn er bey den Bußfertigen wirkliche wahre Busse vorausezen kann. Tertullians Meynung von der Buße scheint überhaupt sehr mit dem Grundsatze vieler heutigen (auch protestantischen) Christen übereinzukommen, wenn es nemlich auf das Bekenntniß ankommt. —

Doch man höre einmal die Begriffe des Tertullians von der Buße etwas weitläuftiger und umständlicher **). Dieser Kirchenvater macht in seiner Schrift über die Buße einen vorläufigen Eingang, worin er über die Art der Buße im engsten Verstande oder von der innerlichen Buße redet. Auch darüber, wie oft Gott die Buße annehme und einem solchen gefallenen, aber nun wieder Buße thuenden, Menschen Gnade widerfahren lasse, giebt er seine Meynung, die ich aber für jetzt an ihren

*) Wie viele heutige Christen setzen das Wesen der Buße noch immer darinn, wenn sie vor der Kirche Buße thun, — wenn sie dem Prediger beichten! —

**) Tertull. de poenit.

ren Ort gestellt seyn lassen muß, zumalen da dieser Satz etwas dunkel ist, und überhaupt in die Dogmatik (Glaubenslehre) gehört *). Indeß siehet man doch hier aus der unten angeführten Stelle des Tertullians, daß er außer der Buße, die vor der Taufe hergehen soll, noch eine zweyte Buße gestattet. Aber in der Beschreibung, wie diese Busse beschaffen seyn müsse, findet man schon den Grund einer öffentlichen Bußanstalt in der christlichen Kirche; aber auch den Grund zu den hernach mißverstandenen Wirkungen, aus welchen so viele Irrthümer,

*) Haec igitur venena ejus providens Deus, clausa licet ignoscentiae janua et intinctionis sera obstructa aliquid adhuc permisit patere. Collocavit in vestibulo poenitentiam secundam, quae pulsantibus patefaciat, sed jam semel, quin jam secundo, sed amplius nunquam, quia proxime frustra. Non enim et hoc semel satis est? So spricht Tertullian von der Buße der Abgefallenen. Gelehrtere Leser finden das Mehrere hierüber in Herrn D. Nösselts Abhandlungen über den Tertullian, disp. 3. §. 11. S. 37. wie auch in Herrn Prof. Schröckhs christl. Kirchengeschichte 3ter Theil. S. 368. Hr. Prof. Rößler in Tübingen in seiner Bibliothek der Kirchenväter (3ter Theil S. 81. 82.) erklärt die Stelle von der Begnadigung, die ein Gefallener etwa noch bey Gott erhalten könnte. Wie oft diese Begnadigung nach Tertullians Meynung statt finde, siehet man in der Stelle selbst. Uebrigens habe ich diese Stelle nur deswegen berührt, weil es scheint, als ob die heutigen sogenannten Pietisten diesen Grundsatz noch hegten, und in Ab-

thümer, und am Ende die abscheulichsten Missbräuche entstanden sind.

Mit der zweyten Buße sagt Tertullian, muß eine Feyerlichkeit verbunden seyn. Und diese leitet er, ohne Zweifel aus der Bedeutung des griechischen Worts εξομολογησις (Bekenntniß) her. Wenn er, wie ich bereits angemerkt habe, dieses Bekenntniß bloß so verstanden hätte, daß wir es nemlich Gott schuldig seyen, so hätte er allerdings Recht. Aber Tertullians etymologische Erklärung der Ξομολογησις geht noch einen ziemlichen Schritt weiter. Er sagt, sie sey eine Anweisung, wie sich der Mensch vor Gott demüthigen und sich sonst bezeigen soll. Und hier hebt er nun an, eine lange Beschreibung zu machen, wie sich ein bußfertiger Sünder vor Gott und vor der Kirche bezeigen solle. Man müsse es, sagt er, in der Kleidung und Lebensart zeigen, daß man Buße thue; im Staub und in der Asche liegen; den Leib kasteyen, sich traurig zeigen, und im Gemüthe bekümmert seyn. Beten, fasten, seufzen, weinen, immer Tag und Nacht zu Gott schreyen; sich vor den Presbytern, die nach seiner Meynung Engel Gottes sind, niederwerfen und alle Brüder um Fürsprache anrufen. Dies alles sucht Tertullian in der Bedeutung des Worts εξομολογησις. Und hieraus entstand die, freilich anfangs nicht sogleich allgemeine, Meynung, daß der Mensch vermögend

seye,

ficht dieser Meynung scheint mir diese Stelle immer wichtig; nur kann ich mich nicht recht in diesen Grundsaz der Pietisten finden.

seye, für seine Sünden selbst genug zu thun, und dann endlich die noch weit schädlichere Meynung, daß so bald die Kirche die Sünden vergeben habe, auch eine solche Vergebung bey Gott genehmgehalten werde.

Ob nun gleich diese bisher angeführten wunderbaren Meynungen von der Buße und der Wiederaufnahme der Gefallenen nicht überall herrschend waren, so war doch der Grund zu den nachherigen falschen Begriffen von Buße und Bekehrung bereits dadurch gelegt worden. Selbst aber auch Clemens *) von Alexandrien hatte, wie Tertullian, solche Begriffe, die er mit Citationen aus des Hermas Pastor unterstützt und bestätiget **). Doch Cyprian, dessen Lehre überhaupt aus Mißverstand so sehr viel zu manchen unnöthigen Dingen und Meynungen beygetragen hat, muß hier eben so wenig, als Tertullian und Clemens von Alexandrien vergessen werden. Cyprian, der es gar nicht gerne sahe, daß die Märtyrer oder Gefangenen denen Libellatikern ***) Friedensbriefe ertheilten, und dies schon

*) Ein berühmter Kirchenlehrer zu Alexandrien, der am Ende des zweyten Jahrhunderts sehr bekannt wurde.

**) Siehe die vermischten Anmerkungen des Clemens (zweytes Buch.)

***) Libellatiker sind solche Leute, die in der decianischen Verfolgung falsche Zeugnisse von den heidnischen Obrigkeiten erkauften, daß sie den Götzen geopfert hätten; diesen Libellatikern ertheilten die ge-

schon für einen Eingriff in die bischöflichen Rechte hielt, macht eine eben so lange Beschreibung von der Buße, die hernach der Grund zu der so furchtbaren Kirchenbuße wurde. Er sagt ausdrücklich, daß Gott nur dadurch könnte versöhnt werden, wenn für die Sünden hinreichend genug gethan, wenn sie öffentlich bekannt und von den Priestern vergeben werde. Er sagt ferner: eine tiefe Wunde müsse man langsam heilen, Gott seye nicht so geschwind versöhnt; man müsse lange bitten und anhalten; den ganzen Tag über jammern ꝛc. man müsse fasten, wenn man die Speise des Teufels genossen habe. (den Götzen geopfert, und von dem Fleisch gegessen habe, das den Götzen geopfert worden war). Durch eine solche Beschreibung aber verschafte Cyprian den Priestern ein sehr grosses Vorrecht; denn zuerst sagt er: die Priester müßten die Sünde vergeben, und hernach beschreibt er die Art der Buße, die vor der Vergebung hergehen müsse. Aber dieses konnte auch den Priestern so sehr gefallen; daß schon im vierten Jahrhundert vier Bußstationen berühmt wurden, oder vier Klassen von Büßenden. Und diese wurden abgetheilt 1) in Weinende 2) in Zuhörende 3) in Fußfällige und dann 4) in Stillstehende. Von diesen vier Klassen von Büssenden sagt der h. Ambrosius, daß 1) die Weinenden vor der Kirchthüre stehen bleiben, die Vorübergehenden um Verzeihung bitten, sich sogar vor denselben niederwer-

fangenen Christen Friedensbriefe, und dagegen eifert Cyprian recht sehr. --

werfen, ihre Füße küssen und sie um Fürsprache bey den Bischöfen und Priestern anflehen sollten. Ferner mußten unter den Griechen solche Weinende auch nach jüdischer Art im Sack und in der Asche Buße thun.

Was die zweyte Klasse von Büßenden anbelangt, so mußten diese im Vorhofe der Kirche stehen bleiben, dahingegen jene, die Weinenden nicht einmal so weit hereintreten durften, sondern ganz ausserhalb stehen bleiben mußten. Diesen Vorhof nannte man Narder, und er war eigentlich ein Vorgebäude der Kirchen, welches auf marmornen Säulen angebracht war. Hier konnten diese sogenannten Zuhörenden eben so wie die Catechumenen, derer ich schon im ersten Bande gedacht habe, die Predigten und Vorlesungen des Worts Gottes anhören. Dieses Recht aber, welches die Zuhörenden beym öffentlichen Gottesdienste genossen, hatten auch die Ketzer und Kirchenspalter. Sobald aber das Evangelium abgelesen wurde, so mußten sie sich auf einen Zuruf des Diakonus entfernen, und im allgemeinen Gebet wurde ihrer nicht gedacht.

Eben so hatte man auch den Fußfälligen einen bestimmten Ort angewiesen, welcher von diesem sogenannten Narder an bis zum Catheder gieng. Unter dem Gottesdienste, den man für die Catechumenen hielt, mußten sie stehen; nachher aber mußten sie sich dem Bischofe und der Gemein-

meinde zu Füßen werfen, worauf ihnen die Handauflegung ertheilt wurde. Wenn dieses geschehen war, so entfernten sie sich, und die Thüren der Kirche wurden hinter ihnen verschlossen.

Endlich aber hatte die vierte Klasse von Büssenden, die man die Stillstehenden nannte, die Erlaubniß, dem ganzen Gottesdienste beyzuwohnen, nur daß sie nicht opfern durften und nicht zum Abendmal zugelassen wurden. Was nun alle diese Klassen von Büßern für äussere Ceremonien zu machen und zu beobachten hatten, das wird man sich schon denken können, wenn man sich der Begriffe erinnert, die ich oben von Tertullian, Cyprian und dem Clemens von Alexandrien erzählt habe. Ausser diesen Begriffen aber, welche die beneldten Kirchenväter von der Art und Weise der Buße hatten, bestimmte dann endlich, zwar sehr ungerecht und unbillig, ein Concilium zu Arles, daß sich die Büßenden der ehelichen Pflichten enthalten sollten; doch wurden diese und dergleichen bestimmte Bußübungen nicht überall, und auch eben so wenig zu gleicher Zeit, angenommen, denn wenn Petrus von Alexandrien öffentliche Bußregeln verfertigte, so galten sie doch nur für seinen Kirchsprengel. Daß aber auch die Art und Weise der Bußübungen nicht überall gleich bestimmt war, siehet man auch daraus, weil die Verordnungen eines Conciliums zu Ankyra in Ansehung der Bußübung gelinder waren, als verschiedene andere Z. B. des eliberitanischen Conciliums, welches die Aufnahme verschiedener, freilich grober, Verbrecher,

zur

zur Kirchengemeinschaft verbot, dahingegen das ankyrische Concilium allen Büßern wenigstens in der Todesstunde den Kirchenfrieden bewilligte. Eben solche Verordnungen findet man auch in den statutis ecclesiae antiquis *), z. B. Büßenden, die krank werden, soll man das Abendmal geben. Wenn sie sich wohl verhalten, sollen sie desto früher wieder aufgenommen werden. Und diese Gesetze erhielten sich zum Theil nach der unten stehenden Anmerkung, wenigstens von der ersten großen Kirchenversammlung an bis ins fünfte Jahrhundert, denn auf der nicäischen Kirchenver-

*) Nach der Meynung der gelehrten **Ballerini** sind diese Statuten eine Privatsammlung eines Mannes, der im fünften Jahrhundert dieselbe aus den morgenländischen und abendländischen Synodalverordnungen und aus den Ritualien der lateinischen Kirche zusammengetragen habe. Eben dieses glaubt auch Mansi. Spittler aber vermuthet noch, daß dieser Sammler einen Aufsatz habe verfassen wollen, der einem neuen Bischof als eine Vorschrift für die Kirchenzucht könnte vorgelegt werden. S. Herrn Diak. Fuchs, Bibliothek der Kirchenvers. v. 459. Sind die Vermuthungen dieser gelehrten Männer gegründet, woran wohl nicht zu zweifeln ist, und sind also diese Verordnungen keine Produkte des vierten Jahrhunderts, so sind im fünften Jahrhundert noch keine solche Bußübungen da gewesen, wie sie bald ein Jahrhundert nachher worden sind, da nemlich ein solch abscheulicher Mißbrauch daraus entstanden ist. Doch etwas strenger sind einige Statuten doch; z. B. oben durften Ketzer noch in dem Vorhofe stehen, aber hier wird schon aller Umgang mit Ketzern verboten.

chenversammlung im Jahr 325 wurden eben solche Verordnungen gegeben, wie jene waren, von denen ich eben ein paar angeführt habe.

Ehe der berühmte Augustinus, Bischof zu Hippo in Afrika, seine Meynungen von der Buße der christlichen Welt bekannt gemacht hatte, waren die Verordnungen, wie ich bereits schon bemerkt habe, noch nicht allgemein strenge oder gelinde. Der eine Bischof oder das eine Concilium gab strengere, das andere aber gab gelindere Gesetze. Allein seitdem Augustinus durch seine Schriften beynahe die Regel der ganzen Kirche, vorzüglich aber der lateinischen Kirche, in Ansehung seiner Rechtgläubigkeit geworden ist, so ward es den Geistlichen gar nicht mehr schwer, sich die Macht über die Seelen der Menschen anzumaßen. Denn Augustin nennt die Kirchenstrafen Arzneyen. Die Priester, sagt er, könnten wirklich Sünden vergeben, und Sünden behalten. Chrysostomus, der fast eben so berühmt ist, als Augustinus, sagt sogar noch: ohne den Dienst der Priester könnte man dem höllischen Feuer nicht entgehen und die Krpnen des Lebens nicht empfahen. Die weltlichen Herren sagt er ferner, binden die Körper; aber die Geistlichen könnten die Seelen binden. Indeß ist dies eine oratorische Figur, die freilich in der Lehre von der Buße Schaden genug angerichtet hat, und die dem Verdienst Christi sehr nachtheilig geworden ist. Man weiß aber auch, daß Chrysostomus sich, wie mehrere Kirchenväter, oft sehr widerspricht; und wirklich muß man sich wundern, daß

er den Priestern selbst eine so große Macht einräumt, und dann doch über die Größe der Macht der Priester erstaunt *). Und bey der Zeit dieser Kirchenväter fängt sich auch die Allgemeinheit der so verwirrenden Begriffe von der Buße, und noch viel mehr der für das praktische Christenthum so schädlichen Bußübungen und Kirchenstrafen ꝛc. an, die bis auf unsere Zeiten ihre Dauer erhalten haben. Nur wurden diese Begriffe nicht so schädlich und furchtbar, als sie es in den Zeiten des griechischen Mönchs Theodors wurden, da man mehrere Sündenbücher schrieb und die Sünden selbst taxiren lernte. Die Sündenregister konnten freilich erst alsdann statt finden und aufgenommen werden, da die Aufnahme abgefallener Christen nicht mehr Wohlthat blieb, sondern Zwang worden war. So wurde aber auch vielmehr die Kirchenbuße ein Zwang, und das vorzüglich, als die Kaiser sich zum Christenthum bekehrt hatten. Denn diese vornehmen Proselyten fiengen auch sogleich an, den Abgefallenen und Ketzern ihre bürgerlichen Vorrechte zu entziehen. Was für unselige Zerrüttungen diese unfreundliche Behandlungen der vermeynten Irrenden in dem Staate nach sich gezogen haben, kann man sich leicht denken, und man wird es schon aus dem vorigen Bande dieser Auszüge hinreichend bestätigt gefunden haben. Aber an allem diesen haben die wunderbaren Begriffe der mehresten Kirchenväter, und hernach der immer mehr und mehr verfallene Geschmack an der Auslegungskunst

*) Ambros. l. I. de poenit. c. 2.

legungskunst (Hermenevtik) Schuld. So wie dieser Geschmack einmal abnimmt, so verliert sich auch, wie die Erfahrung zu allen Zeiten lehrt, der Geist der Menschlichkeit, und Roheit der Sitten und Grausamkeit treten an seine Stelle. Wie ganz anders sahe nicht die Art und Weise der Wiederaussöhnung eines verneynten Ungehorsamen mit der Kirche in dem 7ten und 8ten Jahrhundert und späterhin aus, gegen diejenige, nach welcher man noch im vierten Jahrhundert die Gefallenen und Verbrecher wieder aufnahm. Ja, wenn man jenem alten römischen Rituale, das sich aus dem sechsten Jahrhundert herschreiben soll, Glauben beymessen will, so hatte der ganze Prozeß eines Büßenden noch immer keine Unmenschlichkeit. In diesen Zeiten versammelte sich das Volk zu einem allgemeinen Gebete. Der Priester hielt eine Rede über den Sünder, fragte nach seinem Gewissen und foderte denselben zum Bekenntnisse seiner Sünden auf. Dieses geschahe endlich und der Priester wurde nun um Aussöhnung mit Gott und der Kirche gebeten, worauf der Priester den um Gnade Bittenden in die Kirche führte, denselben mit Asche bestreuete, und ihm ein Bußkleid anzog und sagte: Gedenke Mensch, daß du Erde bist, und zur Erde werden wirst; zerknirsche dein Herz und demüthige deine Seele im Sacke und in der Asche. Wenn dieses geschehen war, so führte man den Büßenden wieder zur Kirchthür hinaus, von welcher Zeit sich auch die sogenannten Bußstationen angefangen haben. Gemeiniglich aber geschahe dieses an dem Aschermittwoche, woher eigentlich dieser Feyertag

seis

seinen Namen zu haben scheint. Am grünen Donnerstage wurde der Büßende abermal von einem Diakonus in den Vorhof der Kirche vor den Bischof gebracht. Nach einem doppelten Zuruf des Bischofs „Kommet" kniete nun der Diakonus mit dem Büßenden nieder, worauf der Bischof denselben empfieng, mit ihm ins Chor der Kirche gieng, sich mit demselben auf die Erde niederwarf, und so, während daß die Gemeinde die Litaney absang, mit vielen und langen Gebeten den Sünder wieder mit Gott und der Kirche aussöhnte. Dies war die Art und Weise, wie man die Gefallenen in diesen Zeiten wieder aufnahm. Freilich veränderten sich auch diese Bußübungen immer mehr, welches ich auch oben gesagt habe, die aber die politischen Veränderungen hauptsächlich nach sich zogen.

Diese öffentliche Kirchenbuße nun, von welcher ich bisher geredet habe, und die so manches unsinnige Phänomen in unsrer Christenwelt erscheinen ließ, legte auch den Grund zu einer andern unschicklichen gottesdienstlichen Handlung. Es entstand nemlich aus dieser öffentlichen Kirchenbuße sehr frühe eine Art von geheimer Beichte, die hernach in die heutige Ohrenbeichte ausartete. Es ist auch gar leicht zu erachten, daß nicht jedermann vor der ganzen Kirche so geradehin alles heraussagen konnte, was er eigentlich begangen hatte. Weil aber eigentlich wahre Buße mit der Kirchenbuße verwechselt wurde, und man doch jene als eine Nothwendigkeit ansehen mußte, so waren die Leute, welche etwa hie und da ein

Ver-

Verbrechen begiengen, übel daran, indem ohne die Buße die aber nun die Kirchenbuße worden war, kein Mensch selig werden konnte. Man fieng daher an, eine geheime Beichte einzuführen, und die Nothwendigkeit sowol, als die Verdienstlichkeit der Buße recht deutlich zu lehren. Diese geheime Beichte wurde auch deswegen in manchen Fällen statt der öffentlichen erlaubt, weil nach den Zeiten der Bekehrung der christlichen Kaiser viele Verbrecher hätten müssen an dem Leben gestraft werden, und diesen vorzukommen, wurden ordentliche Pönitentiarii gesetzt, welche die Leute darinn unterrichten mußten, welche Sünden sie bekennen durften, um sich keine öffentlichen oder Todesstrafen zuzuziehen. Daß aber diese geheime Beichte von der heutigen Ohrenbeichte damals weit unterschieden war, siehet man leicht ein, ohne daß man es erinnern darf. Die heutige Ohrenbeichte ist nach der Meynung der Katholiken zur Seligkeit unentbehrlich, und man muß — wenigstens befiehlts die römische Kirche — alle die öffentlichen Sünden sowol als die verborgenen dem Geistlichen im Geheim bekennen; jene geheime Beichte aber war freywillig, und es durften nur diejenigen Sünden dem Geistlichen im Geheim bekannt werden, die vermöge der kaiserlichen Gesetze die Todesstrafe nach sich zogen. Indeß aber gab doch diese geheime Beichte Veranlassung zu manchen Unruhen, und der Bischof Nectarius in Konstantinopel kam deshalb durch den Rath eines guten Freundes auf den Vorsatz, die geheime Beichte abzuschaffen. Es hatte nemlich ein vornehmes Frauenzimmer einem

Pönitenti-

Pönitentiarius *) gebeichtet, daß sie mit einem Diakonus unordentlich gelebt hätte. Der Diakonus wurde abgesetzt, und die Sünderin bekannte entweder auf Anstiften des Pönitentiarius, oder freiwillig, ihr Verbrechen öffentlich. Hierüber gerieth der damalige Patriarch, Nectarius, in eine nicht geringe Verlegenheit, denn das Volk fieng an überlaut zu spotten und die Clerisey öffentlich zu verachten. Indeß aber kam ein alexandrinischer Priester, und rieth dem Patriarchen an, das Amt eines Pönitentiarius aufzuheben. Seit dieser Zeit schafte Nectarius dieses Amt eines Gewissensraths ab, und es stund jedem frey, Antheil am Abendmal zu nehmen, wann er wollte; also daß sich nun im Orient auf einmal die drey ersten Bußstationen verlohren haben.

Im sechsten Jahrhundert erfand man eine neue Art von Buße, welche der Ohrenbeichte so ziemlich nahe kam, und daran waren abermal die Mönche mit ihren unaufhörlichen Casteyungen ihrer Leiber Schuld. Dieses geschahe vorzüglich als die Mönche angefangen hatten ein priesterliches Ansehen in der Kirche zu bekommen. Denn sobald Mönche für fähig gehalten wurden Priester zu werden, und wirklich viele Mönche geistliche Stellen bekleideten, so führten sie auch eine solche Buße ein, die ihren Kloster-

übun-

*) Pönitentiarius war ein ordentlicher dazu bestimmter Geistlicher, (Gewissensrath,) dem die Leute ihre verborgenen Sünden erzählten.

übungen ähnlich waren. Die Leute, welche Buße thun wollten, begaben sich nun in die Klöster, wo ordentliche Bußkammern für sie zubereitet waren, und kasteyeten daselbst ihre Leiber so lange, bis ihre Beichtväter, welches nun Mönche waren, sie von ihren Uebungen lossprachen. Ehe aber dieses geschahe, so fragte der Beichtvater vorher recht genau nach den Umständen des Herzens eines solchen Büßers. Und dies sieht der Ohrenbeichte so ziemlich ähnlich. — Je nachdem es nun dem Beichtvater beliebte, so schrieb er dem Büßer vor, was er in der Zwischenzeit bis zum Genusse des Abendmals für weitere Bußübungen und Casteyungen anstellen sollte. Die Vergebung oder Absolution wurde aber nunmehr für eine wahre Vergebung der Sünden gehalten, als sie vorher für eine Versicherung des Kirchenfriedens gehalten wurde. Um aber zu zeigen, wie alles dieses zugieng, so will ich dasjenige Stück, welches Hr. Cramer aus dem Poenitentiale des Johannes Jejunator gezogen hat, ebenfalls auch hieher setzen; und man wird sich dadurch einen deutlichen Begriff von der Buße und Lossprechung von den Strafen der Sünden jener Zeit machen können.

Nach diesem Pönitentiale nahm der Priester den Sünder vor den Altar, betete und sang erst einige Psalmen mit ihm, und dann eine Kollekte, um seine Bekehrung, wozu er ihn durch folgende kurze Anrede vorbereitete: „Geistlicher Sohn, ich bin es eigentlich nicht, der deine Beichte annimmt, und dir die Absolution ertheilt; der Herr selbst ists,

dem

dem du deine Sünden bekennst, und dir durch unsere Stimme die Vergebung derselben ertheilt. Sey versichert, daß dir durch diese zeitliche Beschämung die ewige erlassen werde; daß du dadurch die Vergebung und die Krone des Lebens verdienest, durch Jesum Christum unsern Herrn, Amen." Hierauf mußte der Büßer, das Frauenvolk ausgenommen, das Haupt entblößen, und seinen Entschluß zu beichten, durch folgende Worte zu erkennen geben: Vater, Herr und Schöfer des Himmels und der Erden, ich bekenne dir das ganze Geheimniß meines Herzens. Wenn dieses geschehen war, so hieß ihn der Beichtvater aufstehen, und that vielerley Fragen an ihn, seine Sünden zu entdecken. Man kann sich es nicht vorstellen, und man würde selbst unkeusche Ohren beleidigen, wenn man weitläuftig darüber seyn wollte, nach welchen Greueln und Abscheulichkeiten von Sünden der Priester oft fragte. So oft der Büßer auf die an ihn gerichtete Frage etwas eingestand, sagte der Beichthörende: Gott vergebe dir alles, was du vor seinem Angesicht bekannt hast. Hierauf betete er verschiedene Kollekten über den Sünder, und legte ihm die Buße auf, die er nach der Absolution noch zu übernehmen hatte. Diese Buße, oder genauer zu reden, diese Bußstrafe, Epitionion genannt, bestand in der Enthaltung vom Abendmal auf gewisse Zeiten, in gewissen Gebeten, in längern und kürzern Fastenzeiten und andern leiblichen Kasteyungen. Sünden, vor dem dreyßigsten Jahre begangen, Mord und Blutschande ausgenommen, wurden mit einer zwey bis dreyjährigen Buße; nach dem dreyßigsten Jahre aber

mit einer vier oder fünfjährigen Buße belegt. Bey andern sehr schweren Verbrechen dauerte die Buße sieben, zehn und mehrere Jahre. Die Büßer sollten sich wenigstens die Fastenzeit über von der ehelichen Beywohnung enthalten. Ein Mensch, welcher z. B., sich der Sünde der Hurerey schuldig gemacht hatte, sollte täglich bis auf den Abend fasten, nur getrocknete Speisen genieſſen, und zugleich 250 Pönitenzen thun, welche in sehr beschwerlichen Verbeugungen des Leibes bis auf die Erde bestanden. Wenn die Bußstrafe überstanden war, wurde folgendes Gebet über die Büßer ausgesprochen: Herr, unser Gott, der du deinen Jüngern, da die Thüren verschlossen waren, erschienst, ihnen Frieden gabst, und sagtest: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten; schau, du unser Herr, mit deiner unsichtbaren und allmächtigen Vorsehung auf diesen deinen Knecht, und befreye durch mich Sünder ihn von der Befleckung des Fleisches und der Unreinigkeit des Geistes, womit er gesündigt hat, und wie er durch die Bußgesetze gebunden worden ist, so laß sie wieder aufgelößt, und ihn von den Sünden losgesprochen seyn, worinn er versteckt war, durch deine Barmherzigkeit und zum Preise deines Namens, der du mit dem Sohne und dem heiligen Geiste seyest hochgelobet von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!

Nebst diesem Pönitentiale des Johannes Jejunator gab es zwar noch verschiedene andere Bußbücher, die wirklich zum Theil wegen ihrer Strenge

und

und Deutlichkeit ꝛc. den Christen in der damaligen Zeit besser zu seyn schienen z. B. das Bußbuch, das ein Mönch Johannes geschrieben hatte. Indeß aber behielt doch Jejunator die Oberhand, und seine Regeln wurden auch in der abendländischen Kirche angenommen. Es entstunden nachher noch immer neue Sündenregister, aber sie waren so auffallend gefährlich, und sie richteten so viel Unheil in der Welt an, daß man zu Anfange des neunten Jahrhunderts viele von denselben verbrannte. Es waren auch solche Sünden in diesen Registern aufgezeichnet, die wirklich eben nicht Sünde seyn können, z. B. wenn ein Priester die Hostien von einer Maus fressen ließ, so mußte er vierzig Tage dafür büßen. Eine Frau durfte nicht den dritten Mann heyrathen, ausser sie mußte drey Wochen lang fasten. Wer einen todten Fisch aß, mußte vier Wochen fasten; und was dergleichen Verordnungen noch mehr waren, die alle die rasendsten Mißbräuche hervorbrachten, z. B. das übertriebene Fasten, und den daraus entstandenen Ablaß, dessen wir schon im ersten Bande gedacht haben. Die Wallfahrten, die Beförderung des Mönchsstandes, wodurch der weltliche Staat so viel leiden mußte, und endlich entstand sogar noch aus allen diesen erschrecklichen Mißbräuchen, eine ganz besondere Narrheit, nemlich die freywillige Geißelung. Und von dieser muß ich jetzt im Vorbeygehen nur ein paar Worte sagen.

Geißler.

Man muß zwischen der freywilligen Geißelbuße und derjenigen Geißelung, die schon vor dem eilften Jahrhundert in der Kirche üblich gewesen ist, einen Unterschied machen, obgleich diese Geißelung selbst die Veranlassung gab zu jener freywilligen. Indeß siehet man aber auch gar leicht, daß nur die übertriebenen und unrichtigen Begriffe von der Buße und den Bußübungen die nächsten Ursachen waren, warum eine solche närrische Geißelung, wie sie jetzt wird beschrieben werden, in die christliche Welt kommen konnte. Zu den Zeiten des Basilius und hernach des Augustinus findet man Spuren davon, daß die Geißelschläge als ordentliche Kirchenstrafen aufgenommen worden waren. Selbst in den Höfen der Bischöfe und in den Klöstern fand man diese Thorheiten. Gregor der Grosse ließ eben einmal einen Subdiakonus, Hilarius, peitschen und ins Elend verweisen. Eigentlich aber sind an der Entstehung dieser Geißelschläge, wie leicht zu erachten ist, die Mönche Schuld; denn diese setzten ihre Frömmigkeit und Heiligkeit sehr frühe darinn, wenn sie sich recht plagten und ihre Leiber kasteyeten. Man sollte auch nicht glauben, daß diese Narrheit irgend einige Nachahmer hätte finden können, und gleichwohl fand sie ihre Freunde und Liebhaber, z. B. im achten Jahrhundert einen gewissen Pardulphus. Wo ist aber eine Thorheit in die Welt gekommen, die nicht auch hätte sollen in die Köpfe der Christen fahren?

Indessen fanden diese einfältigen Bußübungen noch lange nicht ihren Beyfall, und erst im eilften Jahrhundert trat ein Mensch, Namens Dominikus, auf, der sie wieder in ein Ansehen zu bringen suchte. Er zog nemlich ein eisernes Bußkleid an, laß alle Tage die 150 Psalmen durch, und strich sich bisweilen mit Geißeln, indem er glaubte, daß er damit eine gewisse Anzahl von Bußjahren tilgen könnte. Wie es nun mit allen dergleichen schwärmerischen und unsinnigen Einfällen in den Zeiten der mittlern Jahrhunderte zu gehen pflegte, so gieng es auch mit diesen Einfällen des gepanzerten Dominikus. Er fand Beyfall, und viele Christen ahmten ihm seine Bußübungen auch ausserhalb den Klöstern nach. Allein auch jetzt vergieng diese Albernheit wieder eine Zeitlang, wenigstens herrschte sie nicht so allgemein, bis sie ungefär in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts wieder von neuem rege ward. Denn nun entstund die berüchtige Sekte der Geißler *). Hier-

zu

*) Diese Geißler bekamen hernach um ihrer liederlichen Lebensart willen allerhand Namen. Man nannte sie Flagellanten, oder auch Flegler, Schlingler und Bengler; daher endlich die berüchtigten Schimpfnamen, Flegel, Schlingel und Bengel aufgekommen sind. Eben so nannte man diese Geißler auch Kreuzbrüder, theils weil sie Kreuze vor sich her tragen ließen, theils weil sie auch selbst Kreuze hinter sich her schleppten, so wie es noch bis jetzt, wo nicht in allen katholischen Ländern, doch z. B. in Baiern am Ostersonnabend Mode ist, wie ich selbst vor einigen Jahren es mit angesehen habe, als ich durch dieses Land reißte. —

zu gab eine Landplage in Italien die völlige Veranlassung. Denn um den Himmel zu besänftigen, so stellte man ordentliche Geißelprozessionen an, und die einfältigen Andächtigen geißelten und zerfleischten ihre Leiber aufs erbärmlichste. Selbst in Rom fieng man endlich an diese Raserey nachzuahmen, und Vornehme und Geringe, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, ja so gar fünfjährige Kinder besuchten paarweise, ꝛc. nackt, nur in der Mitte des Leibes mit einem Schurz bedeckt barfus, ohne Schaam, im härtesten Winter die Kirche in Prozessionen. Sie sangen Litaneyen und weiter nichts als Bußlieder ohne irgend ein musikalisches Instrument. Bey vielen Menschen erregte dieser traurige Anblick Mitleiden, und es schien so gar, als wollten diese Dummheiten einige moralische Wirkungen hervorbringen. Denn wer Feinde hatte, der verzieh denselben; wer betrogen hatte, gab seine Beute und Raub wieder zurück, die Gefangenen wurden los und die Vertriebenen wurden wieder aufgenommen. Allein Pabst Alexander IV. verdammte diese freiwillige Buße, weil sie nicht auf sein Ansehen, sondern durch gemeine Leute hervorgebracht worden war. Doch nach einem Verfluß von ungefär achtzig Jahren entstand diese Raserey wieder, und sie kam zuerst von Ungarn nach Teutschland, weil abermals in Europa eine Pest ausgebrochen war. Diese Kreuzbrüder giengen ebenfalls nackt, und trugen leinene Hosen, und eine Kapuze auf dem Haupte Sie unterschieden sich aber doch von jenen Kreuzbrüdern, theils weil sie ihr Kreuz in der linken, und in der rechten

Hand

Hand eine Geißel führten, die am Ende drey, mit eisernen Spizen versehene Knoten hatte. Endlich aber unterschieden sich diese Kreuzbrüder von jenen auch darinn, weil sie niemand in ihren Orden aufnahmen, der nicht von seinen eigenen Mitteln leben konnte. Sie verwarfen die Absolution der Geistlichen und hielten ihre Geißelungen für verdienstlich genug bey Gott; allein hiedurch verdarben sie ihre Sache auch, denn die Päbste und die weltliche Obrigkeit verdammten und verfolgten sie, so daß sie endlich wieder ausgerottet wurden. Und so kam zwar die Sekte der Geißler ab; aber die freywillige Geißelbuße blieb doch zeither in der römischen Kirche. Lauter Folgen von den irrigen Begriffen, die die Kirchenväter, und namentlich vorzüglich Cyprian und Tertullian von der Buße und ihren Uebungen hatten. Wer sollte sich vorstellen, sagt Hr. Cramer *) wenn das Zeugniß der Geschichte hierinn nicht allzugewiß und unverwerflich wäre, daß die entfernten Veranlassungen zu solchen Greueln, die irrigen Begriffe der ersten Kirche von der wahren Bekehrung und Buße seyn könnten? So schädlich sind alle Irrthümer, wie unbedeutend sie auch anfangs zu seyn scheinen; sie erzeugen Mißbräuche; man will sie rechtfertigen, und diese Rechtfertigungen erzeugen neue noch grössere Mißbräuche, und diese endlich die abscheulichsten und verdammlichsten Greuel! —

Hunderts-

*) Siehe des fünften Theils ersten Band von der Fortsetzung der Bossuetschen Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion p. 422.

Hundertjähriges Jubeljahr zu Rom.

Nicht genug war es den geld- und blutdürstigen Päbsten in Rom, daß sie aus den Mißverständnissen, welche durch die verkehrten Begriffe der Kirchenväter von der Buße ꝛc. in die christliche Welt sich eingeschlichen haben, so manchen unsinnigen Aberglauben aufbrachten und unterhielten, sondern sie mußten auch noch neben denen vielen ungeheuren Geldschneidereyen, die bereits schon recht im Gang waren, auf ein hundertjähriges Jubeljahr denken. Wie ich schon oft gesagt habe, daß immer ein Unsinn, ein Aberglaube aus dem andern entstand, wie man bisher aus der Geschichte der Buße und der Kirchenbußen gesehen hat, so giengs auch mit diesem schönen Jubeljahr. Das Wallfahrten, so wie es in den Zeiten der mittlern Jahrhunderte aussahe, hat verschiedene Entstehungsquellen, und unter andern auch die Bußübungen. Denn seitdem man die Wahlfahrten, welche man anfänglich nur für gottesdienstliche Handlungen ansahe, auch dafür hielt, daß durch sie eine gewisse Summe Sünden könnte abgezählt werden, wie die Geschichte der Kreuzzüge deutlich genug lehrt, so glaubte man besonders, daß die Wallfahrten nach besondern vornehmen heiligen Oertern z. B. Palästina und Rom, eine wirkliche besondere und außerordentliche Verdienstlichkeit haben könnten. Und man glaubte dieses in der That in vollem Ernst, obgleich hie und da ein Mann sehr heftig dagegen eiferte. Die Sache des hundertjährigen Jubeljahrs aber beruhte nur noch auf einen Mann, der stolz und kühn

genug

genug war, die Welt mit seinen gottlosen Einfällen zu blenden; und das konnte durch den Pabst Bonifacium VIII. um so eher geschehen, da eben dieser ein so gottloser und erfinderischer Mann war, und die mehresten Christen seiner Zeit ohnehin schon daran gewöhnt waren, eine gewisse Summe ihrer Sünden mit Wallfahrten und freiwilligen Geschenken zu bezahlen. Bon facius VIII. war so recht eigentlich in die Fußtapfen Gregors VII. getreten. So wie es bey diesem gleichsam nur Kitzel war, Kaiser und Könige zu necken, so wars bey Bonifacius VIII. wirklicher und der rasendste Despotismus. Es war beynahe kein Regent, mit dem er nicht in Streitigkeiten verwickelt war, ja er führte sogar öffentliche Kriege wider Fridrichen von Arragonien, der sich zum Könige von Sicilien hatte krönen lassen. Eben so hatte er auch mit dem französischen König Philipp die unsinnigsten Händel, und um Bonifacii Charakter nur ein wenig zu beschreiben und ins Licht zu stellen, so will ich von ein paar Bullen etwas sagen, die er nach Frankreich hatte ergehen lassen. In der einen Bulle schrieb er selbst an den König, und sagte, daß der Pabst die Macht über alle Königreiche und Fürstenthümer habe; der französische Fürst müßte sich nicht einbilden, als ob er niemand über sich hätte, sondern er seye ein Unterthan des Pabstes, und der, der dieses nicht glauben würde, seye ein Ungläubiger. In der andern Bulle, welche an die französischen Bischöfe und Aebte gerichtet war, legte er noch ein Schreiben an den König bey, welches folgenden Inhalts ist: „Bonifacius, Bischof, Knecht der Knechte

te Gottes, an Philippum, König in Frankreich. Fürchte Gott, und halte seine Gebote. Wir thun euch hiermit zu wissen, daß ihr uns sowohl im Zeitlichen, als im Geistlichen unterworfen seyd. Ihr habt kein Recht, einige Kirchenwürde zu vergeben. Und dafern euch die Verwahrung der Güter von einigen offenstehenden Bedienungen oder Präbenden zukömmt; so seyd ihr verpflichtet, die Einkünfte davon für diejenigen, welche dazu erwählet werden, zu bewahren. Wofern ihr einige Kirchenwürden vergeben habet, so erklären wir diese Schenkungen für ungültig, und widerrufen den Besitz, welcher darauf erfolgt seyn mag. Wir erklären auch alle diejenigen für Ketzer, welche das Gegentheil glauben. Diese Bulle war freilich unglücklich, als sie in Philipps Hände gekommen war, denn er ließ sie verbrennen, und antwortete dem Pabste sehr nachdrüklich, daß er im geringsten nicht nachgeben würde. *) Doch ich müßte diesen

*) Der König hebt in seiner Antwort z. B. an; Wir Philipp, von Gottes Gnaden König in Frankreich, wünschen Bonifacio, der sich der päbstlichen Würde anmaßet, wenig oder gar kein Heil. Eure grosse Thorheit soll wissen, daß wir in weltlichen Dingen niemanden unterworfen sind — — welche aber das Gegentheil glauben, diejenigen erklären wir für Thoren und Unsinnige.

Philippus, Dei gratia Francorum Rex, Bonifacio, se gerenti pro summo Pontifice, salutem modicam sive nullam. Sciat tua maxi-

diesen ganzen Streit erzählen, wenn ich hieraus den wahren stolzesten Charakter des Pabstes beschreiben und schildern wollte, man wird ihn ohnehin schon auch kennen lernen, wenn ich jetzt darauf komme, wie er es machte, daß ein Jubeljahr angestellt wurde, und wie er sich dabey betragen hatte.

Die bisher herrschend gewordene Meynung unter dem größten Theil der Christenheit benutzte er zu allererst, und er konnte dieses um so eher thun, da bereits durch das Wallfahrten, so wie durch die Kreuzzüge, eine gewisse Summe abgebüßet werden konnte, und da endlich auch noch die Lehre von einem unvollkommnen, vollkommnen, vollkommnern und vollkommensten Ablaß kanonisirt worden war. Er suchte daher, weil er um der Kriege willen, die er führte, Geld vonnöthen hatte, ein Gerüchte zu verbreiten, als ob in Rom alle hundert Jahre ein besonderer vollkommner Ablaß könnte gewonnen werden, und daß grade jetzt die Zeit seye, wo dieser herrliche Ablaß zu haben seyn würde. Die Gemüther der Christen wurden durch diese Nachrichten so sehr bewegt, daß Bonifacius bald merkte, es werde sich die Sache wohl thun und ausführen lassen. Er machte daher eine Bulle bekannt, daß alle diejenigen, welche jetzt und künftig alle hundert Jahre die Gräber der Apostel zu Rom besuchen und ihre Sünden daselbst bereuen würden, einen völligen

Ab-

ma|Fatuitas, in temporalibus nos alicui non subesse etc. *Du Pin* Bibl. Eccles. T. XI. p. 5. 6.

Ablaß gewinnen sollten. Diese Bulle brachte endlich vollends alles in Bewegung, so daß im Jahr 1300 Leute aus allen christlichen Nationen sich aufmachten und nach Rom wallfahrteten. Ja die Geschichtschreiber melden uns so gar, daß die Anzahl der Christen, die sich aus allen Reichen des Occidents in Rom eingefunden, von einem Monat zum andern gerechnet, oft 200000 stark gewesen seye. Selbst viele Grosse und Vornehme liessen sich zum Theil bereden, Ablaß für ihre Sünden in Rom zu holen. Freilich war es auch recht trostreich und erbaulich anzusehen, was da so vorgieng, denn die vornehmsten Ceremonien bestunden darinn, daß die heilige Pforte geöfnet wurde, welche heilige Pforte eigentlich eine zugemauerte Thüre an der St. Peterskirche ist, und die der heilige Peter mit einem güldenen Hammer selbst öfnete uud die Worte dabey ausrief: **Thut mir auf die Thore der Gerechtigkeit!** Nach Verfluß des Jubeljahres wurde alsdenn diese Thüre wieder zugemauert, und den ersten Grundstein dazu legte selbst der Pabst. Auf gleiche Weise verfuhr man auch mit den heiligen Thüren an den Kirchen des heiligen Johannes im Laterano, des heiligen Paulus und der heiligen Maria Maggiore, wozu aber der Pabst drey Kardinäle beorderte. Der Pabst selbst aber, wenn Albertus Cranzius die Wahrheit geschrieben hat, woran doch wohl nicht zu zweifeln ist, soll sich bey diesen unerhörten Feyerlichkeiten den einen Tag im päbstlichen, den andern Tag aber im kaiserlichen Ornat haben sehen, und ein bloßes Schwerdt vor sich hertragen lassen und ausgerufen haben: Ich bin Kaiser

ser und Pabst; sehet hier sind zwey Schwerdter. Welch eine abscheuliche Verwegenheit eines Mannes, der im Grunde nichts mehr ist, als ein jeder andrer Pfarrherr! — Indeß fiel dieses Jubeljahr doch recht gut aus, und die päbstliche Kasse befand sich am Ende desselben recht gut, so wie auch die Stadt Rom selbst sehr wohl damit zufrieden war. Denn die Pilgrimme brachten ungeheure Summen Geldes dahin, so daß nun abermal eine reiche und recht ergiebige Geldquelle gefunden war. Roms Einwohner konnten auch nicht hundert Jahre mehr warten, bis nach Bonifacii Verordnung wieder ein so heiliges Jahr ankommen sollte, sondern Clemens VI. mußte schon wieder ein neues Jubeljahr ausschreiben, ehe kaum funfzig Jahre vorüber waren. Dieses war nun freilich sehr auffallend; weil aber die Juden ihr Jubelfest auch alle funfzig Jahre feyerten, und überdies jezt selten ein Mensch hundert Jahr alt wird, so konnte man sich in Rom gar gut helfen; man berief sich nemlich auf diese zwo bemeldten Ursachen. Es schadete auch wirklich in der That nichts, daß man in funfzig Jahren das große Fest wieder feyerte; es lief eben wieder eine solche ungeheure Menge Menschen nach Rom; denn Clemens VI. munterte die Leute auf, da er in einer besondern Bulle kund machte, daß diejenigen, die auf der Reise nach Rom sterben würden, eben den Ablaß bekommen sollten, den die bekommen, die wirklich in Rom anlangen würden. Ja Clemens befahl den Engeln, daß sie die Seelen derer Menschen, die auf der Reise nach Rom sterben würden, sogleich grades Weges ins Paradies

radis tragen sollten; also nicht erst ins Fegfeuer — das war nun ein sehr grosser Trost — und besonders für diejenigen, die in Rom von der Pest und auf ihren langen Reisen starben, derer man eine ungeheure Anzahl zählt, die diesen Weg des Todes machen mußten. Der Gewinn, den die päbstliche Kasse und die Stadt Rom von diesem Jubeljahre abermal gezogen hatten, muß beynahe den Gewinn des ersten Jubeljahres überstiegen haben; denn es gab bey der Theilung des Opfers zwischen dem Vorsteher des Altars und den Canonicis sehr heftige und langwierige Händel.

Nach einem Verfluß von 33 Jahren wurde den Päbsten die Zeit wieder zu lange zu einem neuen Jubeljahre; es schrieb daher Gregor XI. ein neues aus. Allein er erlebte es eben so wenig als sein Nachfolger Urban VI., sondern Bonifacius IX. war so glücklich dasselbe zu erleben. Doch da jetzt mehrere Gegenpäbste entstanden waren, so war der Zulauf nach Rom dismal nicht mehr so groß. Die französischen Päbste fiengen nun auch an, solche Jubeljahre auszuschreiben, und als seit dem letzten kaum drey und zwanzig Jahre verflossen waren, so schrieb doch Martin V. wieder ein neues aus, und er kehrte sich nicht an die schrecklichen Bannflüche, welche die vorigen Päbste über diejenigen von ihren Nachfolgern ausgesprochen hatten, die den gesetzten Termin der künftigen Jubeljahre nicht abwarten würden. Es gieng aber jetzt überhaupt alles in der Unordnung; die Leute merkten die Geldschneidereyen, worauf es

bey

bey solchen Festen angesehen war; sie wollten nicht mehr so zahlreich nach Rom kommen. Da die Päbste nun dieses sahen, so verfiel Leo X. vollends gar darauf, einen allgemeinen Opferablaß zu verkündigen, der noch kräftiger war, als der Jubelablaß, und wer weiß nicht, daß der berüchtige päbstl. Obereinnehmer, Tetzel, diesen Opferablaß herumtrug, dessen Schicksal Luther bekannt gemacht hat.

Anbetung des Sakraments.

Fast in allen christlichen Jahrhunderten haben sich hie und da einige denkende Männer gefunden, welche sich mit der Lehre vom Abendmal beschäftigten; aber nie kamen sie in dem Gesichtspunkt, den sie sich manchmal sehr verschieden dabey gedacht und festgesetzt haben, dieser so wichtigen Sache auf den Grund. Es hat daher diese Lehre auch manchen Streit in der Kirche der Christen verursacht; ja sogar selbst Protestanten konnten sich darüber trennen, wie wir es am gehörigen Orte hören werden, denn dieser Artikel ist viel zu wichtig, als daß ich ihn ganz mit Stillschweigen übergehen sollte, ob ich gleich eingestehen muß, daß ich mich verschiedener Ursachen wegen nicht gerne darauf einlasse. Für jetzt aber, da wir nun schon einmal mit der Geschichte des Aberglaubens und der Unwissenheit der mittlern Jahrhunderte uns zu beschäftigen angefangen haben, und die Anbetung des Sakraments mit Recht auch in diese Geschichte gehört, so will ich jetzt ebenfalls hievon etwas weniges sagen, zumalen, da ich hoffe, daß es

manchem unter meinen Lesern eben nicht sehr unangenehm seyn könne, wenn ich seinen Wunsch, nach welchem er gerne wissen möchte, wie denn eigentlich die Anbetung des Sakraments aufgekommen seye, einigermaßen befriedigen werde. Auch in der Rücksicht ist hier der Ort, etwas von dieser gottesdienstlichen Handlung in der römischen Kirche zu sagen, weil Wiklef und seine Schüler, von denen wir hernach noch mehr hören werden, so sehr gegen diese Mißbräuche eiferten. Was aber die Abhandlung der Lehre vom Abendmal selbst anbelangt, so erspare ich sie bis auf die Zeit, in welcher sich die Protestanten darüber getrennt haben, weil ich diese Zeit eigentlich für den rechten Grenzpunkt halte, in welchem sie so kurz als möglich kann abgehandelt werden.

Wenn man in der Geschichte der drey ersten Jahrhunderte von irgend einigen unnöthigen Ceremonien des christlichen Gottesdienstes noch nichts — oder nicht viel ließt, und man diese Zeiten von dem Verdacht des Aberglaubens lossprechen darf, so kann man auch mit eben dieser Zuversicht sagen, daß die Kirche in jenen drey ersten Jahrhunderten eben weiter keine überflüßige Ceremonien beym Genusse des Abendmals gehabt habe. Unrichtige Begriffe findet man freilich in den Schriften der Kirchenväter in diesen ersten Zeiten, welche Schriften aber nach und nach in ein besseres und helleres Licht hätten können gesetzt werden, wenn ihre Nachfolger mehr gedacht hätten. Aber daß diese ersten Kirchenväter bisweilen unrichtige Begriffe hatten, beweißt deswegen noch nicht,

nicht, daß auch ihre Gottesdienste in unnöthigen Ceremonien wären gehalten worden. Und gesetzt auch, man fände hie und da etwas bey ihren Gottesdiensten, das eben nicht geradezu apostolische Verordnung war, und das ebenfalls hätte unterbleiben können, so erinnere man sich doch nur an das Bedürfniß des sinnlichen Menschen. Indeß aber muß man gestehen, daß die Haltung des Abendmals noch am allerlängsten rein geblieben ist, obgleich einige Ceremonien sehr früh damit verknüpft wurden, welche jedoch allerdings nothwendig waren. Noch weniger aber findet man unter den gottesdienstlichen Gebräuchen der Kirche in den drey ersten Jahrhunderten irgend eine Spur, daß man das Sakrament des Altars angebetet hätte; vielmehr stritten diese Gebräuche mit einer solchen Anbetung, oder irgend einer solchen Verehrung. Weder Christus noch seine Apostel sagen etwas davon, daß man entweder stehen, sitzen oder liegen solle, wenn man das Gedächtnißmal seines Todes feyern wolle. Christus sagte blos: das thut zu meinem Gedächtniß, und er befiehlt dabey keine äußere Ceremonien. Er spricht kein Wort von Bücken, Knien oder sonst einer andern dazu gehörigen Leibesstellung; und seine Jünger genossen dieses Gedächtnißmal liegend, wie es im Morgenland üblich war, daß man liegend aß und trank. Eben so sagen die ersten Kirchenväter kein Wort von solchen Dingen, ja sie verwarfen sogar auch den Gebrauch, daß man Wachslichter anzünden und Hostien beräuchern solle, denn dies sagten sie mit Recht, wären nur heidnische, un-

gereimte und lächerliche Ceremonien. Ueberhaupt wie könnten die Heiden den Christen deswegen Vorwürfe gemacht haben, weil diese keine sinnlichen Ceremonien bey ihren Gottesdiensten hätten, und wie hätte Athenagoras *), ein christlicher Weltweise, zu den Heiden sagen können, „Gott, der Höchste, wolle kein Blut, keine Blumen, keinen Geruch, keinen Weihrauch," wenn die Christen solche Ceremonien, solche Dinge bey ihren Gottesdiensten wirklich gebraucht hätten? Und so vertheidigen noch mehrere, z. B. Justin, Irenäus, Clemens von Alexandrien, und Tertullian das Christenthum, aber keiner darf der Anbetung der Eucharistie gedenken; kein Abtrünniger oder Ketzer macht in den drey ersten Jahrhunderten den Christen deshalb Vorwürfe, daß sie die Eucharistie anbeten. — Sie genossen das Abendmal stehend; sie durften nicht auf die Knie niederfallen; sie konnten sogar noch von der Eucharistie mit nach Hause nehmen, und an ihre Kranken schicken, welches lange in der ersten Kirche fortdauerte, und ohne alle Ceremonien geschahe. Ehrerbietung hatten sie zwar vor dem Abendmal, wie z. B. nach dem Befehl des Tertullians und Origines die Christen nichts von der Eucharistie auf die Erde fallen lassen sollten. Aber das beweißt eben so wenig für die Anbetung derselben. Doch ich habe ja schon im ersten Bande ge-

*) Siehe Athenagoras Bittschrift für die Christen. K. 12. Nach der Meynung der mehresten Gelehrten, ist diese Schrift bald nach der Mitte des zweyten Jahrhunderts geschrieben worden.

gezeigt, wie die Christen in den ersten Jahrhunderten das Abendmal in aller anständigen Ordnung mit einander gehalten haben.

So wenig nun die ersten Väter der christlichen Kirche von überflüssigen gottesdienstlichen Ceremonien etwas wissen wollten, so wußten sie doch noch viel weniger von der Anbetung des Sakraments. Ja sogar wenn man den Grund fast aller Irrthümer und Mißbräuche, die erst später in der Kirche entstanden sind, in ihren Reden, poetischen Figuren und Allegorien finden kann, so finde ich doch den Grund der Anbetung des Sakraments nicht in denselben. Sehr schwer findet man ihn in den Meynungen und Gebräuchen derer Kirchenväter im vierten und fünften Jahrhundert. Die Anbeter des Sakraments finden zwar ihre Meynungen und Gebräuche dieser Anbetung wohl gar leicht bey dem Cyrill, Chrysostomus und noch besser bey dem Augustin. Allein sie irren sich auch hier. Der Gottesdienst und alle gottesdienstliche Dinge sind zwar jetzt schon mit grössern Pomp und mit mehr Ceremonieln angefüllt und beynahe überhaupt, wie man schon aus den vorigen Abhandlungen wird gesehen haben, sehr überhäuft worden. Aber beym Abendmal ist ist noch alles so ziemlich gut. Wenn die apostolischen Verordnungen wirklich ins fünfte Jahrhundert gehören, so siehet man aus denselben, daß die Büßenden und Catechumenen vor der Consekration hinweggehen mußten, die Christen aber hernach auf ihre Knie niederfielen und Gott durch Christum verehrten

und

und anbeteten. Wenn aber das Abendmal genossen wurde, so geschahe es noch immer stehend, und man mußte nach Cyrilli Befehl den Cörper ein wenig beugen, ehe man den Wein empfing. Hier sieht man doch wohl keine Anbetung, und was der Abt Boileau und endlich Bossuet aus den Schriften des Ambrosius und des Augustinus citiren, um ihre Hypothesen zu unterstützen, so weiß man ja ohnehin fast gar nichts bey diesen Stellen zu denken, welche hier als starke Beweise für die Wahrheit, als ob die Anbetung des Sakraments schon im vierten und fünften Jahrhundert üblich gewesen wäre, angeführt werden. Der heilige Ambrosius erklärte einmal sehr mystisch, daß die Erde, welche nach der lat. Uebersetzung der Bibel angebetet werden sollte, das Fleisch Christi seye. Die Kirche, sagte er ferner zu denen, mit welchen er zu streiten hatte, bete das Fleisch Christi in Geheimnissen an, und diese Erklärung unterstützte auch Augustinus. Nun schließt Bossuet, der sich aber überhaupt, so ein großer Geist er sonst auch war, in der Untersuchung der Anbetung des Sakraments so sehr verirrte, daß hier der stärkste Beweis in diesen Zeiten für sie seye. Aber es ist doch hier von gar keinem Niederknien vor der Hostie die Rede. Es ist auch hiervon alles still bis gegen die neuern Zeiten heraus, welches freilich zu bewundern ist, da doch sonst mancher Unsinn in diesen Jahrhunderten so herrschend geworden war.

Im sechsten Jahrhundert findet man zwar schon Anreden an die Eucharistie, wie z. B. in den

Schrif-

Schriften, welche dem Dionysius Areopagita zugeeignet werden. Freilich war eine solche rhetorische Figur, worin die Eucharistie ein göttliches und heiliges Sakrament genannt wird, das die räthselhaften Hüllen, womit es gleichsam bedeckt war ꝛc. entblössen soll, eine solche Anrede sage ich, war freilich den Christen in dem siebenten und achten Jahrhundert, wo das Denken schon beynahe ganz außer Gewohnheit gekommen war, immer ein Stein des Anstoßes. Und gleichwohl wurde auch in diesen Zeiten noch keines Anbetens des Sakraments gedacht. Im achten Jahrhundert werden allerhand Verordnungen gemacht, wie vorsichtig man mit der Eucharistie umgehen soll. Aber der Anbetung derselben wird in diesen Verordnungen noch nicht gedacht. Sogar ein berühmter Schriftsteller aus dem neunten Jahrhundert, **Paschasius Radbertus**, der die Lehre von der Verwandlung des Brodtes und Weines in den Leib und in das Blut Christi zuerst aufgebracht hatte, sagt noch nichts von der Anbetung des Sakraments, auch sagt er nichts davon, daß man vor der Hostie niederknien solle. Späterhin mußten zwar die Priester ihren priesterlichen Schmuck tragen, wenn das Abendmal zu einem Kranken gebracht wurde; aber von dem Niederknien ist die Rede noch immer nicht. Kurz: bis ins dreyzehnte Jahrhundert wußte man nichts von der heiligen Anbetung des Sakraments. Erst jetzt befahl Odo von Paris, daß das Volk niederknien sollte, wenn die geweihte Hostie bey ihm vorüber getragen werde. Nachher befahl Pabst

Gregorius IX. daß dem Volke ein Zeichen mit dem Glöckchen gegeben werden sollte, um demselben die Zeit des Niederkniens anzuzeigen. Und als der Esel jenes Ketzers in der Grafschaft Toulouse die Hostie anbetete, und das Heu verließ, ja als das Schaf des heiligen Franziskus allemal auf die Knie niederfiel, wenn es das Glöckchen läuten hörte fieng man an das Sakrament anzubeten. Aeltere und stärkere Beweise für die Anbetung des Sakraments findet man in der Geschichte nicht; und es ist eine Ehre für die römische Kirche, daß Schafe und Esel ihr in gottesdienstlichen Dingen mit einem guten Beyspiel erst vorangehen mußten. Indeß verachten aber doch jetzt vernünftige Katholiken dergleichen lächerliche und unsinnige Fabeln. Am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, wo das Frohnleichnamsfest zuerst gefeyert wurde, beförderte man diese Anbetung immer mehr, da an diesem Feste von nun an die Eucharistie in öffentlichen Prozessionen umhergetragen wurde. Den Auszug, den Hr. Cramer aus des Jacob Basnage fürtreflichem Werke der Geschichte der Religion gezogen hat, zeigt noch mehr besondere Verordnungen wegen dem Abendmal, welche auf dem Concilium zu Trident bekannt gemacht worden sind.

Dieses Concilium zu Trident, das überhaupt eben nicht sehr gelobt zu werden verdient, welches wir vielleicht weiter unten noch deutlicher sehen werden, und das so manchen Unsinn kanonisirte, dieses Concilium ist es, das folgende Verordnungen gemacht

hat,

hat, die vorzüglich von den Priestern bey Haltung des Abendmals beobachtet werden mußten. Wer nicht glaubt, sagt dieses Concilium, daß Jesus Christus im Abendmale mit dem Dienste der Latrie verehrt, und mit einer äußerlichen Verehrung angebetet werden dürfe, und wer behauptet, daß die geweihte Hostie nicht in öffentlichen Prozessionen umhergetragen werden dürfe, um sie vom Volke anbeten zu lassen, der sey verflucht. Sie thut zugleich den Ausspruch, daß jeder wahre Schüler Jesu Christi das Sakrament der Eucharistie, mit einem, dem höchsten Wesen gebührenden, Dienste der Latrie, verehren müsse.

Um die äußerliche gottesdienstliche Verehrung kennen zu lernen, fährt Herr Cramer fort, welche, vermöge dieser Aussprüche, die römische Kirche dem Sakramente schuldig ist, muß man sich von den Gebräuchen unterrichten, welche sie beobachtet, theils die Hostie zuzubereiten, theils die Entheiligung derselben, durch ein unerlaubtes Anrühren, oder durch allerley nachtheilige Zufälle zu verhindern, die sie betreffen könnten, theils auch um das Volk ihre Knie vor derselben zu beugen und sie anbeten zu lassen.

„Der Priester hat, damit bey der Consekration des Abendmals kein Fehler vorgehe, vielerley Vorschriften zu beobachten. Derjenige, der die Messe liesst, muß vor dem Altare stehen, ohne sich darauf zu lehnen, die Ellbogen an die Seite angelegt, und die Hände mäßig erhoben, so daß man die Spitze von seinen Fingern über den Schultern sehe, ohne daß sie darüber hoch hervorragen. Drey Finger

muß

muß er ausstrecken, die beyden andern in die Hand einbeugen, und sich hüten, die Zeichen des Kreuzes in einer andern, als geraden, Linie zu machen, oder einen Cirkel damit zu schlagen. Hierauf muß ihm Brodt und Wein gebracht werden. Er muß Wasser und Wein kosten; er muß einen Tropfen vom Weine mit dem Finger an die Nase bringen, ihn zu riechen; denn er darf sich weder von der Farbe noch von der Flasche betriegen lassen. Ist der Wein verdorben, so muß er nicht consekriren, ist er sauer, so muß er sichs nicht merken lassen; ist zu viel Wasser drinnen, so muß er ihn nicht segnen, er müßte denn glauben, daß mehr Wein als Wasser im Kelche sey; am besten ists, nur wenig Wasser hineinzuthun, weil ein Tropfen davon, da es nur ein symbolisches Zeichen seyn soll, so viel verrichtet, als tausend. Der Priester muß, wenn er den Canon der Messe ließt, oft Odem holen; aber die Worte: Das ist mein Leib, muß er in einem Odem aussprechen, weil bey der Consekration auf die letzten Worte: Mein Leib, alles ankömmt. Er muß die Absicht dabey haben, das zu thun, was Christus dabey gethan haben will; zum wenigsten eine angewöhnte Absicht, und wenn eine oder die andre fehlt, muß er die Consekration wiederholen. Bey der Messe darf man wohl einen Namen vergessen, nur den Namen dessen nicht, für den eigentlich die Messe gelesen wird. Vor der Messe darf er seinen Mund nicht waschen. Auf drey Züge darf er nur den Wein austrinken. Nach der Kommunion darf er nicht ausspeyen, damit nichts vom Leib Christi verloren

geht.

geht. Merkt der Priester, daß nach der Consekration kein Wasser in den Kelch gekommen ist, so darf er, damit das Sakrament nicht verderbt werde, keines mehr darein gießen; er verdient aber dafür gestraft zu werden. Merkt er nach der Consekration, daß blos Wasser im Kelche ist, so muß er Wein hineingießen und von neuem consekriren. Hat er aber das Wasser schon im Munde, so muß er es hinunterschlucken, damit nicht mit dem Wasser ein Theilchen von dem darein gelegten Leibe Christi verschüttet werden möge. Fällt vor der Consekration eine Fliege oder Spinne in den Kelch, oder ist Gift in demselben, so muß er einen andern nehmen. Geschieht ein solcher Unfall nach der Consekration, so muß der Priester die Fliege oder Spinne herausnehmen, in einem andern Kelche sorgfältig waschen, das Thier verbrennen, die Asche sammeln, und sie mit dem Wasser, worinnen sie gewaschen worden ist, in der Sacristey verwahren, wenn er sie nicht lieber selbst hinunterschlucken will. Ist Gift im Kelche, so muß man ihn in einem reinen Gefäße aufheben und von neuem consekriren. Bricht jemand die geweihte Hostie weg, so muß man das, was er weggebrochen hat, verbrennen, und die Asche, wenn sich niemand findet, der sie verschlucken will, nahe bey dem Altare aufheben. Der Kranke muß indeß dafür büßen, und eben so der Geistliche, wenn eine Ratte die Hostie gefressen, oder wenn er aus Nachlässigkeit etwas davon verloren hat, oder wenn sie sonst verdirbt." Solche abscheuliche Thorheiten verordnete das tridentinische Concilium

und

und überhaupt schreibt sich die Art, nach welcher die römisch-katholische Kirche das Abendmal heut zu Tage hält, von diesem Concilium eigentlich her. Endlich sieht man aber auch aus dieser bisherigen Geschichte, wie hoch menschliche Narrheit steigen, und was für Unheil und Schaden die römische Kirchensprache nach und nach unter den Christen anrichten konnte; wie es eben dieser römischen Kirche fast zu allen Zeiten, um nichts zu thun war, als blinden Gehorsam und Unsinn in der christlichen Welt zu befördern, und es ist uns dies zugleich auch ein Beweis, wie sehr wir uns zu hüten haben, daß wir uns in Sachen der Religion nicht zu sehr an menschliche Dinge gewöhnen, und unsern Geist nicht ebenfalls zu einer solchen schiefen Andacht herunterstimmen, und wir so auf die erbärmlichste Weise verirren mögen.

Hierarchie bis auf Leo X.

Wir haben die Geschichte der Hierarchie im ersten Bande bereits bis auf den Tod des kaiserlichen Pabstes Clemens abgehandelt und gesehen, daß die Reihe der Päbste bey denjenigen fortgieng, welche von der Gräfin Mathildis gewählt worden waren. Und unter diesen war Paschalis ebenfalls der letzte, von dem wir im vorigen Bande etwas gehört haben. Dieser Paschalis, da er auch in des gottlosen Gregors VII. Schule erzogen worden war, hatte eben diejenigen Grundsätze, die seine Vorgänger hatten. Er erneuerte, wie diese, den Investiturstreit mit dem

dem guten Kaiser Heinrich IV., der nun durch die Treulosigkeit seiner beyden Söhne auf Anstiften des Pabstes ins größte Elend versetzt wurde. Sein Sohn Conrad starb zwar bald; aber dem Unglück war dadurch nicht abgeholfen, denn der junge Heinrich verfuhr hernach desto grausamer mit ihm, indem er immer Krieg mit ihm führte, bis endlich der gute Vater zu Lüttich starb, und erst nach fünf Jahren in die königliche Gruft beygesetzt wurde, nachdem der Pabst den Bann wieder aufgehoben hatte.

Nun fiengen sich aber die Händel zwischen Heinrich V. und dem Pabste an. Denn dieser junge Kaiser wollte eben so wenig, als sein Vater, dem Rechte der Investitur entsagen. Paschalis wurde auch sogleich von Heinrichen sehr in die Enge getrieben, und es schien als wollte sich am Ende das Blatt auf die Seite des Kaisers wenden. Es trug nemlich der Kaiser bey dem Pabste zuerst darauf an, daß die Sache des Investiturstreits auf einem Reichstag in Teutschland sollte ausgemacht werden. Allein der Pabst merkte wohl, wie es auf einem solchen teutschen Reichstage gehen könnte; er hielt daher zuvor eine Kirchenversammlung in Italien, und gab darauf seinen Bischöfen zu erkennen, daß er es nicht zugeben werde, daß die Bischöfe ihre geistlichen Würden aus den Händen weltlicher Herren erhalten sollten. Umsonst schrieben die teutschen Fürsten und Bischöfe an den Pabst, und beriefen sich auf die Rechte, welche Karl der Große seinen Nachfolgern in Ansehung der Investitur

stitur verschaft hatte, denn der Pabst antwortete: die Kirche sey durch Blut erlößt, und sie könnte nicht in die Sklaverey der weltlichen Herren gerathen. Als aber Heinrich V. hievon benachrichtigt wurde, so zog er endlich mit einer Armee nach Rom; vermuthlich um seinen alten Freund zu züchtigen. Doch für jetzt hielt der Kaiser noch zurücke, und er gab wirklich zum Schein nach; indem er versprach, sich des Rechts der Investitur zu begeben, wenn man ihm alle die Länder, Herzogthümer, Grafschaften, Münzrecht, Zölle und andere von dem Reich besitzende Güter abtreten würde. Mit Grunde kann man sagen, daß Heinrich hier nur zum Schein so nachgiebig war. Er wußte gar wohl, daß die teutschen Fürsten, Bischöfe und Aebte nichts von ihren Gütern würden hergeben. Und sie setzten sich auch wirklich gegen diesen Vertrag des Kaisers mit dem Pabste *). Denn als der Kaiser zu Rom gekrönt werden sollte, so wiederholte der Pabst seine Frage noch einmal an den Kaiser, ob er sich im Ernst des Investiturrechts begeben wollte, worauf der Kaiser mit Ja antwortete, wenn die teutschen Fürsten und Bischöfe damit zufrieden seyn würden. Nun brach aber das Feuer in volle Flammen aus. Die Bischöfe widersetzten sich den Foderungen des Pabstes gerade heraus, und sagten: ihre Güter gehen den Pabst nichts an. Was geschah also? Der Pabst wollte den Kaiser nicht krönen; hingegen nahm der Kaiser den Pabst gefangen **). Hier sahe sich der Pabst

wie-

*) *Du Pin* Bibl. Eccles. Tom. 9.
**) Otto Frisingens VII. c. 14.

wieder auf einmal sehr in die Enge getrieben, und wollte er wohl oder übel, so mußte er dem Kaiser seine Rechte wieder zugestatten und ihn krönen, welches denn auch in der St. Peterskirche zu Rom feyerlich, geschahe. Ueberdies versicherte noch der Pabst den Kaiser mit einem Eide, daß er nie wieder sich unterstehen wolle, ihm seine Rechte und die Investitur streitig zu machen. So hatte nun Heinrich V. eine sehr gute Aussicht, und es schien, als hätte er erreicht, was sein unglücklicher Vater nie hatte erreichen können. Aber dieser erzwungene Friede konnte, wie leicht zu erachten ist, von keiner Dauer seyn. Die italiänischen Bischöfe, und vorzüglich die Kardinäle, beschwerten sich über den Pabst, wenn er sie nicht selbst dazu aufgefodert hatte, daß er thörlich gehandelt hätte, und daß er ein offenbarer Ketzer sey, weil er dem Kaiser in seine Foderungen eingewilligt habe. Hierauf bat der untrügliche Pabst seine Kirche um Verzeihung, und er widerrief alles, was er vorher dem Kaiser mit einem Eide zugesagt hatte. Zum Glück für ihn aber starb er, als er eben zu den Normannen herüber eilen und dieselben um Hülfe wider den Kaiser bitten wollte, der bereits die Mathildinischen Staaten weggenommen hatte, und endlich abermal selbst nach Rom gekommen war.

Als Pabst Paschalis gestorben war, so wählte der Kaiser sogleich selbst einen neuen Pabst, welches der bisherige Erzbischof von Braga, Mauritius Bur-

Burdinus war, welcher den Namen Gregorius VIII. annahm, und der sich trotz dem Pabste, den die Römer ebenfalls unter dem Namen Gelasius II. erwählt hatten, behaupten konnte. Dieser Gelasius wurde von seinen Feinden, welche der Kaiser in Rom zur Bedeckung seines Pabstes zurückgelassen hatte, in der Kirche, als er eben Messe laß, plötzlich angefallen, und wäre ihm sein Vetter, Namens Crescentius nicht zu Hülfe gekommen, und hätte ihn dieser nicht glücklich gerettet, so wäre es jetzt schon um ihn geschehen gewesen. Aber so kam er noch herüber nach Frankreich, wo er zu Clugny das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte, und Calixtus, ein geborner Prinz, kam an seine Stelle. Dieser Calixtus hielt bald darauf ein Concilium zu Rheims, wo er selbst erschien, und sich mit Heinrich V. besprach. Da aber Heinrich schlechterdings nicht nachgeben wollte, so suchte Calixtus Gelegenheit den Pabst des Kaisers gefangen zu nehmen, welches ihm auch gelang, und worauf er die Unterthanen des Kaisers vom Eid der Treue lossprach und so die Unruhen in Teutschland durch den Maynzer Bischof, Adelbert, unterhielt, welcher die Sachsen wider den Kaiser aufwiegeln mußte. Indeß kam aber die Sache auf einem Concilium zu Worms zu ihrem Ende. Der Pabst schickte nemlich drey Kardinäle dahin ab, welche dem Kaiser Vorschläge thun sollten, welche Vorschläge darin bestahden, daß der Kaiser den Bischöfen und Aebten die Wahl der Geistlichen überlassen, doch aber allemal entweder der Wahl selbst beywohnen oder seine Gesand-

sandten dahin schicken, und die Bischöfe nicht mehr mit dem Ring und Stabe belohnen sollte. Der Pabst aber versprach, daß die Bischöfe dem Kaiser schwören und die Regalien von dem Kaiser empfangen sollten. Diese Vorschläge nahm endlich Heinrich an, und sie wurden auf einem Concilium zu Rom öffentlich bestätiget, so daß dieses Concordat bis auf unser Jahrhundert herein fortdauerte.

Was die Nachfolger des Pabstes Paschalis, Honorius II, Innocentius II, (ein Gegenpabst des Innocentius, Anaklet II,) und noch vier andere, Cölestin II, Lucius II, Eugenius III, und Anastasius IV. welche vier letztere Päbste in einem Jahrzehend regierten, gethan haben, ist eben nicht sehr merkwürdig. Nur Innocentius unterdrückte seinen Gegenpabst, und ob er gleich ein Gefangener des Königs Roger von Sicilien geworden war, so belehnte er doch diesen feyerlich mit dem Königreiche. Und unter Lucius II. machte der Herzog von Portugall sein Land der römischen Kirche zinnsbar. Als nun unter dem Pabste Hadrian dem IV. der Kaiser Friedrich I. zur Regierung gekommen war, so fiengen die Streitigkeiten der Päbste mit den teutschen Kaisern wieder von neuem an. Schon vor der Krönung Friedrichs schien es, als wollte das Feuer wieder ausbrechen. Denn dieser Kaiser fühlte sich zu sehr herabgesetzt und beleidigt, daß er theils seine Rechte über Italien verloren haben sollte, theils daß er bey seiner Anwesenheit in Italien die Stelle eines Stallknechts beym Pabste vertreten sollte. Es

ist auch wirklich etwas abscheuliches, daß sich ein römischer Bischof so etwas einfallen lassen konnte, einem Kaiser zu befehlen, ihm den Steigbügel zu halten. Der Kaiser sahe endlich die übermäßigen Reichthümer der Bischöfe und Aebte, welches ihm, wie mehreren seiner Vorfahren, mißfallen mußte. Der Pabst machte im Gegentheil verschiedene, im höchsten Grade ungerechte Foderungen an den Kaiser; aber der Kaiser Friedrich war ein so vortreflicher und kluger Fürst, daß er nicht weiter auf das Geschwätz eines römischen Pfaffen achtete. Er behauptete seine Rechte lange, nachdem er jenem Schwätzer geantwortet, daß er nicht umsonst Kaiser und Herr in Italien seyn werde. Er behauptete also besser, was die beyden Heinriche vor ihm so lange behaupten wollten. Das Pabstthum konnte unter ihm eben nicht höher steigen. Und der Tod verhinderte den Pabst, daß er den Kaiser nicht in Bann thun konnte. Aber nachdem Hadrian gestorben war, so entstanden wiederum zwey Päbste, deren der eine der Kardinal Roland war, der den Namen Alexander III. annahm, und der andere war der Kardinal Octavian, der sich Victor II. nannte. Mit diesem aber hielt es der Kaiser, und er unterstützte ihn, so lange er lebte. Als Victor todt war, so wählte der Kaiser den Pabst Paschalis III. Sogleich konnte dieser Pabst aber nicht nach Rom kommen; der Kaiser mußte vorher Rom erobern und den donnernden Alexander verjagen. Indeß starb doch Paschalis II. und der neue kaiserliche Gegenpabst, Calixt, mußte endlich mit Bewilligung des Kaisers dem Pabste Alexander III. weichen, wodurch

der Kirchenfriede wieder auf einige Zeit hergestellt wurde. Dieser Alexander III. denn verfügte endlich die Pabstwahlen dahin, daß immer nur derjenige Pabst für rechtmäßig solle erkannt werden, den die mehresten Kardinäle erwählen würden. Was übrigens noch mehr von Alexander zu sagen wäre, ist, daß er die Ketzer mit Feuer und Schwerdt verfolgen ließ, und dem Herzog von Portugall den königlichen Titel schenkte. Nach seinem Tode kamen mehrere Päbste hintereinander, die nicht lange regierten, und die sich zum Theil nicht lange erhalten konnten, weil das Volk, das nun seinen Antheil an der Pabstwahl verloren haben sollte, immer wider sie eingenommen war. Es ist desh alb von allen diesen weiter keiner merkwürdig als Cölestin III. der Kaiser und Könige in Bann that, weil sie ihm nicht gehorchen wollten. Endlich aber kam wieder ein gräßliches Ungeheuer auf den päbstlichen Thron, Innocentius III. der alle Eigenschaften eines Hildebrands besaß. Er suchte Fürstenthümer und Königreiche zu verschenken, an wen es ihm nur beliebte. z. B. weil der engliche König, Johann, ihm nicht gehorchen wollte — denn das muß man der englischen Kirche zum Ruhme nach sagen, daß sie sich selten dem römischen Stuhl so blindhin unterwarf — so belegte er das ganze Land mit dem sogenannten Interdikt, ja er verschenkte endlich sogar ganz England und Irrland an den französischen König, worauf Johann ein päbstlicher Vasall werden mußte. Der Nachfolger des Pabst Innocentius III. war Honorius III. ein Mann, der den Frieden mehr liebte, ob er gleich auch die Grundsätze seiner Vorgänger hatte.

te. Er berief sich dabey auf die Worte des Propheten Jeremias. „Ich setze dich heute dieses Tages über Völker und Königreiche, daß du ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben, bauen und pflanzen sollst (Jerem. 1, 10)" Indeß brachte er eben nicht viel zu wege, denn vornemlich die französische Kirche widersetzte sich seinen Unternehmungen und Foderungen sehr nachdrücklich, und mit dem damaligen teutschen Kaiser Friedrich II. ließ er es auch nur bey einem Briefwechsel bewenden, bis Gregor IX. sein Nachfolger, ein alter aber dabey doch äußerst kühner Mann, denselben durch Drohungen mit dem Bann dahin vermochte, einen Kreuzzug nach Palästina zu thun, denn die Päbste bemüheten sich zeither immer das heilige gelobte Land wieder zu erobern. Friedrich, der den Himmel so gerne mit Ketzerverfolgen verdiente, zog also nach Palästina und überwand wirklich die Ungläubigen daselbst. Aber als er wieder zurückgekommen war, so wollte er doch dem Pabste nicht gehorchen, daher er genöthiget ward, selbst nach Rom zu ziehen, und die daselbst vom Pabste wider den Kaiser veranstaltete Kirchenversammlung durch seine Armee zu zernichten, worauf Gregor aus Verdruß bald starb. Innocentius IV. bestieg jetzt den päbstlichen Stuhl, er richtete aber auch nicht viel aus, denn er wurde von dem Kaiser hin und her getrieben, und als dieser an einem Durchlaufe gestorben war, so zogen die Gibellinen nach Italien, um die Rechte der Kaiser zu vertheidigen. Alexander IV., der dem Innocentius auf dem päbstlichen Stuhle gefolgt war, suchte mehr die Kirche in Ord-

nung

nung zu bringen, als daß er sich mit weltlichen Händeln beschäftigen wollte. Die Bettelmönche haben ihm ihre Existenz zu verdanken. Nach seinem Tode fieng aber eine neue Epoche in der päbstlichen Geschichte an. Jetzt bekam die Gewalt der Päbste manchmalen sehr heftige Erschütterungen, denn es entstanden bald wieder 2 — 3 Päbste auf einmal, welche sich nur durch neue Erfindungen berühmt machten, nie aber ihrer Gewalt eine Dauer mehr verschaffen konnten. Die weltlichen Herren stimmten jetzt mehr miteinander überein, sich in ihrer Macht zu behaupten; man sann auch bald auf eine Kirchenverbesserung, freilich nicht in dem Sinn, in dem hernach Luther dies grosse Werk anfieng, und selbst fast unvermerkt die römische Kirche von vielen tyrannischen Unterjochungen befreyete.

Unter den Päbsten, die in dieser neuen Epoche zuerst vorzüglich merkwürdig sind, ist Urban IV, der das Fronleichnamfest einsetzte; sein Nachfolger aber Clemens IV. zeichnete sich durch seine kühne Unternehmungen noch weit besser aus. Seine Tyranney gieng ziemlich weit; und hiezu mag nur ein einziges Beyspiel schon zum Beweis dienen. Es sollte nemlich die sicilianische Krone an einen schwäbischen Prinzen, Conradin, kommen. Allein der Pabst hatte schon vorher nach dem Grundsatz seiner Vorfahren, die bereits gewohnt waren Kaiser und Könige ins Elend zu stürzen, einige andere Fürsten wider den Conradin aufgewiegelt, und vorzüglich Karln von Anjou, der schon in Sicilien eingedrungen war. Conradin

gieng

gieng nun mit einer Armee von 10000 Teutschen und mit Hülfe eines österreichischen Herzogs, Friedrichs, nach Italien, wo ihn der Pabst sehr verspottete *). Anfangs gieng Conradins Sache gut, denn er machte wirklich grosses Aufsehen, und das besonders in Italien. Aber das Ende war für ihn desto schlimmer. Er wurde samt seinem Gehülfen, dem österreichischen Herzog gefangen und Karln von Anjou in die Hände geliefert. Sogleich berathschlagte sich auch Karl mit seinen Anhängern, wie er diese zwey vornehme Gefangenen behandeln sollte. Einige riethen hierauf dem Karl an, daß er Conradin und Friedrich wieder auf freyen Fuß stellen möchte; andere aber, und vorzüglich ein Herzog von Böhmen, der das Herzogthum Oesterreich gerne an sich reissen wollte, sagte: man sollte die beyden Gefangenen auf die Seite schaffen. Karl wendete sich nun auch an den Pabst, und fragte denselben, was er in dieser Sache thun sollte. Der Pabst antwortete sogleich und wie man leicht denken kann, mit Freuden: vita Conradini, mors Caroli; Mors Conradini, vita Caroli. Als nun Karl diese Antwort vom heiligen Vater erhalten hatte, so säumte er nicht, die beyden fürstlichen Gefangenen sogleich mit dem Schwerdte hinrichten zu lassen **). So konnte also der Pabst für das Leben des

*) Henricus Stero in Annal. Conradini factum transibit sicut fumus, ipseque tanquam ovis intrabit, in Apuliam et victimam

**) Bzovius ad an 1268 entschuldigt den Pabst, und legt die Schuld dem Könige von Böhmen bey, der Karln einen bösen Rath gab, weil der König einige Lander Conradins in Besitz genommen,

der Fürsten sorgen und die Blutschulden des römischen Stuhls anhäufen! Clemens starb aber endlich, als er ungefär drey Jahre regiert hatte. Sein Tod verursachte einen fast dreyjährigen Streit über die Pabstwahl; denn die Partheyen und die Kardinäle selbst konnten nicht einig werden, wen sie zum Pabste machen sollten. Endlich wurde aber doch Gregor X. erwählt, ein Mann, der etwas billiger und menschlicher war, als verschiedene seiner Vorfahren, ob er gleich auch allerhand Unternehmungen wagte, welche deutlich zeigen, daß er eben nicht sehr aus den Fußstapfen seiner Vorgänger getreten seye. Den portugiesischen König wollte er durch Bannflüche zum Gehorsam zwingen. Er erfand auch das sogenannte Conclave, welche Erfindung ihn sehr berühmt gemacht hat. Er verordnete nemlich auf einer Kirchenversammlung zu Lyon, daß nach dem Tode eines Pabstes der römische Stuhl nie lange ledig bleiben solle, und um eine solche langwierige Vacation zu verhüten, verordnete er ferner, daß die Kardinäle nach zehen Tagen, von dem Tode des Pabstes an zu rechnen, an einem gewissen Orte, den man jetzt das Conclave zu nennen pflegt, zusammen wohnen, und nicht von da herausgehen sollen ꝛc. Niemand soll zum Pabste erwählt werden, ausser er habe zwey Drittheil von allen Stimmen der Kardinäle erhalten. Eben so wollte er, daß auch andere Männer zum

Pabst

und sie nicht wieder herausgeben wollte. Allein Clemens Charakter, jener Spott über Conradin, und die Antwort selbst lassen gar nicht daran zweifeln, daß der Pabst den Conradin hingerichtet haben wollte.

Pabst erwählt werden könnten, wenn sie gleich keine Kardinäle seyen. Nach dem Tode dieses Gregors kamen wieder einige Päbste, die gar nicht lange regierten, und also weiter nichts merkwürdiges und neues ausführen konnten, als daß sie die Veränderungen, das Conclave betreffend, nicht wollten gelten lassen. Nikolaus III. ist wieder merkwürdiger, indem er alles versuchte, die päbstliche Macht zu erweitern. Auf sein Ansuchen bewilligte der damalige teutsche Kaiser, Rudolph, in die Bestätigung der Schenkungen von den alten Kaisern, und des Exarchats von Ravenna. Mit den übrigen Fürsten gieng er um, wie seine Vorfahren: wer seinen Foderungen nicht Genüge that, den belegte er mit dem Bann, ja er belegte auch ganze Länder mit dem sogenannten Interdict.

Sein Nachfolger trat ebenfalls in seine Fußstapfen. Dieser Pabst ließ sich auch die Würde eines römischen Senators auftragen. Allein da er bald starb, so genoß er diese Ehre nicht lange. Der griechische Kaiser und der König von Arragonien hatten ihn zum Feinde, da er hingegen auf des König Karls von Sicilien Seite getreten war. Ueberhaupt kamen jetzt wieder einige Päbste schnell auf einander, und Nikolaus IV. regierte doch noch vier Jahre. Dieser Nikolaus maßte sich auch das Königreich Ungarn an, und betrachtete es als ein Erbtheil des heiligen Peters, das er dem Kaiser Rudolph nicht gestatten wollte. Nach ihm kam Cölestin V. welcher wirklich ein frommer Mann war, aber eben deswegen von dem greulichen und schändlichen Kardinal

Bene:

Benedict verleitet werden konnte, seinem Amte mit Willen bald wieder zu entsagen. Kardinal Benedict wurde Pabst, der sich Bonifacius VIII. nannte, und von dem wir schon oben als dem Erfinder des römischen Jubeljahres gehört haben. Man kann sich leicht denken, daß ein Mann wie er war, und von dem Baronius eine so traurige und häßliche Schilderung macht, eben die Grundsätze hatte, wie seine Vorfahren. Aber alle die Streitigkeiten, die er mit vielen Königen hatte, waren doch bey weiten nicht so groß und heftig, als die, welche er mit dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen, hatte. Philipp war zeither mit dem englischen Könige in Krieg verwickelt: der Pabst wollte aber nun, daß zwischen diesen beyden Friede werden sollte. Er schrieb auch deswegen wirklich einen sehr gebieterischen Befehl nach Frankreich; aber der König antwortete, daß er sich kein Gesetz vorschreiben lassen würde. Der Pabst wurde zornig, und machte allerhand Verordnungen bekannt, die in Frankreich sollten befolgt werden: z. B. daß die Geistlichkeit keinen Zehnten an den König geben sollte. Hierauf machte der König wieder Verordnungen bekannt, worinn er befahl, daß kein Geld aus dem Reiche gebracht, und jeder Fremde seine Staaten räumen und keine Handlung darin treiben solle. Der Pabst wurde noch zorniger und trat wieder mit einer Bulle hervor die aber, wie wir schon oben gehört haben, das Unglück hatte, öffentlich verbrannt zu werden. Ein grosser und muthiger Rechtsgelehrter, Wilhelm von Nogaret, vertheidigte den König, und die französi-

schen

schen Rechte in einer öffentlichen Schrift. Endlich aber mußte Nogaret auf Befehl des Königs selbst nach Italien gehen, um den Pabst aufzuheben und ihn mit nach Frankreich zu bringen, wo er in Lyon abgesetzt werden sollte. Es gelang auch; die Feinde des Pabsts spielten ihn dem Nogaret so in die Hände, daß der Pabst mit genauer Noth wieder entrinnen konnte. Endlich starb er in der Wuth, und in den allergreulichsten Verfluchungen Philipps. Bonifacii Nachfolger Benedict XI. gab dem Könige nach; nur dem Nogaret wollte er nicht vergeben. Indeß fragte aber weder der König noch Nogaret etwas nach dem Bann oder nach der Lossprechung von demselben. Vielmehr wollte der König den Bonifacius noch nach seinem Tode verdammt, und seinen Leichnam ausgegraben und öffentlich als Reliquien eines gottlosen Ketzers verbrannt wissen. Doch dieses hintertrieb sein Nachfolger Clemens V., welcher aber doch die Tempelherren auf königlichen Befehl verdammen mußte. Er starb endlich, nachdem er nur durch häufiges Verkaufen der Indulgentien sich hatte bereichern können. Nach seinem Tode entstanden abermalen grosse Streitigkeiten wegen der Pabstwahl. Die Franzosen verlangten einen Franzosen; die Italiäner aber verlangten einen Italiäner zum Pabste. Allein die Franzosen behielten die Oberhand und erwählten einen Kardinalbischof von Porto, der hernach den Namen Johann XXII. annahm. Dieser war eben so grausam, als Bonifacius VIII. Er behandelte die teutschen Fürsten eben so, wie Bonifacius. Dem teutschen Kaiser Ludwig von Baiern, der sich mit den

Her-

Herzog von Oesterreich lange um die Kaiserkrone gestritten, endlich aber gesiegt hatte, befahl er, sich der Regierung zu enthalten, bis die Sache vor dem päbstlichen Stuhle entschieden seyn würde. Diese Foderung gefiel Ludwigen nicht; er gieng nach Rom, wo er den Pabst, der aber in Avignon sich aufhalten mußte, absetzte, und einen Gegenpabst Nicolaus V. wählte. Die beyden Päbste excommunicirten nun selbst einander, und es entstand dadurch, daß man jetzt eine Zeitlang zwey Päbste auf einmal hatte, in Teutschland eine fürchterliche Verwirrung, bis endlich die Leute einsahen, daß die Päbste eben nicht untrüglich seyen, ja daß man wohl gar ohne einen Pabst leben könnte. Johann XXII. sollte in einen Vergleich willigen, aber dazu war er nicht zu bewegen. Kurz vor seinem Tode hatte er fast noch die Ehre als ein Ketzer zu sterben. Denn er behauptete, daß die Seligen erst nach der Auferstehung Gott von Angesicht zu Angesicht sehen würden. Philipp der Schöne wollte, daß er entweder widerrufen solle, oder er stehe in Gefahr, als ein Ketzer verbrannt zu werden. Johann widerrief daher, weil er die Ehre als ein Ketzer verbrannt, und so ein Märtyrer zu werden, nicht verdienen wollte. Er machte sich auch dadurch merkwürdig, daß er die Annaten einführte, nemlich von einem jeden ledig gewordenen geistlichen Amte, die Einkünfte ein Jahr lang einzog und für sich behielt. Sein Nachfolger Benedict XII. war mehr friedliebend, und ließ sich mehr angelegen seyn, die Kirche und die Mönchsorden zu verbessern, als die päbstliche Gewalt zu erweitern. Den Bann wi-

wider Ludwigen von Baiern konnte er nicht aufheben, weil der König von Frankreich ihn daran verhinderte. Clemens IV. trat nicht in seine Fußstapfen, sondern er regierte wieder grausamer. Innocentius VI. sein Nachfolger, liebte die Rechtschaffenheit und Mässigung mehr, und suchte auch die Gelehrsamkeit mehr zu befördern. Urban V. gieng nach Rom, aber er kehrte bald wieder nach Avignon zurück. Gregor XI. folgte ihm in der päbstlichen Regierung, aber er hatte kein Glück; die römische Kirche befand sich durch die Florentiner im äussersten Gedränge. Die Florentiner entrissen dem Stuhl Petri einige Besitzungen, daher begab sich Gregor wieder von Avignon weg und verlegte seinen Sitz nach Rom, um die verlornen Güter wieder zu erobern. Aber es half weiter nichts; die Italiäner hatten keine Hochachtung vor ihm, und er würde genöthigt gewesen seyn, wieder nach Avignon zurückzukehren, wenn er nicht bald gestorben wäre. Um nun nach seinem Tode nicht wieder einen französischen Pabst zu bekommen, so erwählten die Kardinäle sogleich Urban VI., dessen Wahl aber die große Spaltung in der abendländischen Kirche verursachte. Denn Urban bewies sich so übermüthig gegen die Kardinäle daß sie einen andern Pabst, Clemens VII. wählten. Indeß blieb Urban doch in Rom, und Clemens VII. gieng wieder nach Avignon. Während der Zeit, daß diese Päbste einander immer excommunicirten, machten sich die meisten weltlichen Fürsten und Herren frey, und erhoben sich wieder über die Päbste empor. Urban VI. starb, und Boni-

nifacius IX. wurde von den Römern an seine Stelle erwählt. Clemens VII. aber bekam zum Nachfolger Benedict XIII.

Bonifacius und Benedict waren so erbittert auf einander, daß sie keinen Vorschlag zu einem Vergleich annehmen wollten. Die Pariser Universität gab sich viele Mühe, eine Einigkeit unter ihnen zu wege zu bringen, wenn sie beyden den Vorschlag that, daß jeder freywillig abtreten sollte, damit doch die Kirche einmal Ruhe bekäme. Allein des Lärmens wurde kein Ende, da auch schon Bonifacius IX. zu Rom gestorben und Innocentius VII. an seine Stelle gesetzt worden war. Innocentius fing zwar Unterhandlungen mit Benedikt an, der bereits nach Genua deshalb abgereist war. Innocentius aber starb darüber, nachdem er freilich vorher die Aufhebung des Streits unmöglich gemacht hatte, weil er sich mit Ladislaus dem Könige von Neapolis wider Ludwig von Anjou verbunden hatte, und in Rom selbst ein großer Aufruhr entstanden war, so daß er sich zu Viterbo aufhalten mußte. Nach ihm wählte man einen Interimspabst, Gregor XII. und die Spaltung daurte immer fort, denn mittlerweile zwang auch Frankreich seinen Pabst zum Gehorsam, der nach Spanien flüchten mußte, weil er sich gegen König Karl VI. von Frankreich sehr grob und ungebührlich auf ungeführt hatte. Nun wollte man das Werk der Kirchenverbesserung im Ernst angreifen, und schrieb eine Kirchenversammlung nach Pisa aus. Da aber auf diesem Concilium beide

Pabste

Päbste abgesetzt wurden, und man einen neuen Pabst Alexander V wählte, so glaubte man dadurch die Spaltung gehoben zu haben. Allein sie war, wie leicht zu erachten ist, nicht gehoben, sondern nur noch vermehrt, denn die beyden vorigen Päbste traten ihre Aemter nicht ab, und wurden selbst noch in verschiedenen Gegenden als rechtmäßige Päbste erkannt. Alexander versprach sehr viel, und hielt gar nichts; endlich starb er aber, und wie man sagen will, an Gift; und Johann XXIII. kam an seine Stelle. Dieser Johann war nun abermal ein rechter unflätiger Mensch. Anfangs war er ein Seeräuber; nachher aber, als ihm dies Seeräuberhandwerk nicht mehr so recht gefallen wollte, fing er an zu studiren, und wurde Doctor der Rechte. Unter dem Bonifacius IX. wurde er sogar Archidiakonus, und dann Kammerherr, in welchen Würden er die rechten päbstlichen Ränke kennen lernte. In einiger Zeit darauf fand der Pabst für gut, diesen Kammerherrn wegen seiner Liebe zu dem andern Geschlechte, von Rom wegzuschaffen; er machte ihn daher zum Gouverneur in Bologna, bis er endlich im Jahre 1410 nach dem Tode Alexanders V. selbst Pabst wurde. Dieser Mann hat doch nun gewiß eine sonderbare Rolle in der Welt gespielt: und er spielte sie eben so noch als Pabst. Im Jahre 1412 hielt er zu Rom ein Concilium generale; und wenn die Geschichtschreiber von dem Ansehen dieses Concilii reden, so sagen sie, der heilige Geist habe sich

in Gestalt einer Eule dabey sehen und hören lassen. Unter ihm regten sich die Hussiten schon sehr stark, und seine Legaten gaben dem damaligen Kaiser Sigismund zu, daß ein Concilium zu Costnitz angesetzt werden sollte, worüber er sehr unzufrieden war. Es half aber weiter nichts; er wurde großer Anklagen wegen abgesetzt, und er mußte sich gefallen lassen, der vornehmste Kardinal unter Pabst Martin V. zu bleiben, bis er endlich 1419 seinen Tod fand.

Martin V. vor seiner Pastwahl Kardinal Otto Colonna, mußte freilich allerhand Bedingungen einwilligen, ehe er allgemein für das Haupt der Kirche gehalten wurde. Indes dankte doch auch Gregor ab, und ließ sich die Würde eines Kardinals und eines Legaten in der anconitanischen Mark gefallen. Benedict ward seines Ungehorsams ꝛc. wegen förmlich abgesetzt, er starb aber ohnehin in dieser Zeit. Und so war nun die christliche Welt von drey Päbsten, die bisher auf einmal regierten, befreyet, denn die beyden Päbste, welche sich nach Benedicts Tode aufgeworfen hatten, verschwanden sogleich wieder, und hatten also gar nichts zu bedeuten. Es stund aber nicht lange an, so waren schon wieder zwey Päbste da. Es mußte schon einmal im Gang der Verwirrung fortgehen. Martin V. mußte versprechen, der Kirchenverbesserung sich im Ernste anzunehmen. Er und seine Bischöfe verstunden aber das Wort Kirchenverbesserung nicht recht,

sondern sie fuhren nur in Verdammung der vermeynten sogenannten Ketzer fort. Sehr eifrig verfolgte Martin V. den Wiklef und Huß ꝛc. Er ließ das Kreuz wider sie predigen, und gab selbst viel Geld aus seiner Kammer dazu her. Auch die ganze Christenheit solte den Zehnten dazu hergeben. Er sollte ein Concilium zu Pavia halten; aber das Herz klopfte ihm dabey, und er verschob es daher auf 7 Jahre nach Basel. Der Erzbischof von Canterbury mengte sich in den Ablaßhandel, dagegen aber eiferte Martin, welches nach seiner Meynung auch zur Reformation gehörte, denn nur der Pabst solte den Ablaß ertheilen können.

Nach Martins Tode wurde Eugenius IV. erwählt. Er wollte aber auch nicht in die Sätze willigen, welche das Concilium aufsetzte. Er verlegte daher das Basler Concilium nach Bononien. Gleichwol blieben die Väter dieses Conciliums in Basel beysammen, und schafften die Annaten; exspectativas etc. in allem Ernste ab. Es verordnete auch, daß künftig nur 24 Kardinäle seyn sollten. Alles dieses gefiel dem Eugenius nicht, er verdammte daher die Väter zu Basel, und verlegte das Concilium nach Ferrara. Dafür aber wurde er für contuma erklärt, und förmlich abgesetzt, worauf sogleich ein vornehmer Einsiedler, der Herzog von Savoyen, Amadeus, zum Pabste erwählt wurde, der den Namen Felix V. annahm. Eugen behauptete sich aber doch gegen Felix, und

diese

dieser dankte endlich unter Nikolaus V., welcher 1447 gewählt wurde, gänzlich ab. Nikolaus wurde zu Basel auf der Kirchenversammlung als rechtmäßiger Pabst erkannt, und er starb wegen seiner Liebe zur Gelehrsamkeit nur zu früh, welches man wirklich im Ernste bedauerte. Denn er ließ nach der Eroberung von Constantinopel durch Muhamed II. viele alte griechische Schriftsteller sammlen und übersetzen, und bekam gegen 3000 Codices in seine Bibliothek, welches ihm allerdings Ehre macht. Sein Nachfolger Calixtus III. that nicht viel, was merkwürdig heißen konnte, als daß er die Kreuzzüge wider die Türken zu befördern suchte.

Calixti Nachfolger, Pius II. ist besonders deswegen merkwürdig, weil er als Pabst so ganz andre Gesinnungen und Grundsätze bekam, und die christliche Welt in ihren Hofnungen betrog, indem er vorher unter dem Namen des Aeneas Sylvius so ein eifriger Vertheidiger des Conciliums zu Basel gewesen war. Aeneas Sylvius vertheidigte aufs eifrigste das Ansehn des Basler Conciliums über den Pabst, aber sobald er Pabst worden war, kehrte er das Blatt um, und widerrief alles, was er vorher zum Besten der Kirche gethan hatte; er sagte einmal: Pabst Pius II. verdiene nur Glauben; und Aeneas Sylvius müsse verdammt werden, woran sich aber der damalige Herzog Sigismund von Oesterreich nicht kehrte. Pius ließ sich nun auch die Pallia sehr theuer bezahlen; die pragmatische Sank-

tion *) in Frankreich, sagte er, bringe viele Seelen in die Hölle. Er brachte es auch wirklich bey dem schwachen Könige Ludwig XI. von Frankreich dahin, daß die pragmatische Sanktion, welche den Aussprüchen des Costnitzer Conciliums günstig war, aufgehoben wurde. Aber da er, ob er gleich über dieses Glück vor Freuden weinte, den König nur mit einem geweihten Degen belohnte, so nahm sich der König aus Misvergnügen der Sache nicht mehr an, und die pragmatische Sanktion blieb zum größten Leidwesen der Päbste. Der Pabst suchte endlich auch den Türkenkrieg auf alle nur mögliche Art zu befördern; und so gelehrt auch Aeneas Sylvius war, so dumm führte er sich als Pabst auf, denn den Streit, den die Dominikaner und Franziskaner über die Verehrung des Bluts Christi mit einander führten, suchte er durch viele Disputationen beyzulegen, und sprach endlich auf Seiten der Minoriten. Eben so brachte er den Kopf des Apostels Andreä, der nun aus dem Peloponnes angekommen war, mit großer Feyerlichkeit nach Rom. Was das nicht für hübsche Sächelchen sind!

Als

*) Eine von verschiedenen angesehenen französischen Rechtsgelehrten aufgesetzte Formel, worin unter andern auch festgesetzt wurde, daß kein Bischof oder Prälat in Frankreich ohne die Einwilligung des Königs erwählt werden solle; es wurden daher auch 23 Artikel des Basler Conciliums darin aufgenommen, welches freilich den Päbsten mißfallen mußte, weil sie das Ansehn desselben nie anerkennen wollten.

Als Pius II. im Jahr 1463 gestorben war, da er eben selbst wider die Türken zu Felde ziehen wollte, kām Paul II. ein Schwestersohn des Eugenius, an seine Stelle. Dieser Pabst mußte vorher versprechen, daß er den Türkenkrieg fortsetzen, die Reformation, die noch immer nicht zu Stande kommen konnte, befördern, und endlich deshalb ein Concilium halten wolle. Aber er hielt sein Versprechen nicht; er that vielmehr den böhmischen König Georg in den Bann; und da die Aufhebung der französischen pragmatischen Sanktion noch nicht in die Parlamentsbücher eingetragen war, so suchte er auch dieses zu beschleunigen; aber Frankreich kehrte sich nun nicht an seine Foderungen. Er suchte aber seine Macht und sein Ansehen durch allerhand närrische Einrichtungen zu vermehren, z. E. daß er Ablaß für die unbefleckte Empfängnis Mariä ertheilte, und das festum visitationis einsetzte, daß er das große Ablasjahr alle 25 Jahre zu feyren befahl.

Nach dem Tode dieses Pabstes, Paul II. kamen Sixtus IV. und Innocentius VIII. Sixtus beschäftigte sich weiter mit nichts, als mit abergläubischen Untersuchungen unnützer und dummer Fragen, ob er gleich auch dadurch und anderwärts die Vorrechte seines Stuhls zu erhöhen suchte. In eben diese Fußstapfen trat auch Innocentius VIII. Er mußte aber vorher, ehe er Pabst ward, schriftlich versprechen, daß er den Hof nie aus Rom verlegen, und daß er nichts ohne Wissen und Einwil-

ligung der vornehmsten Kardinäle thun wolle, welches letztere in gewissem Betracht nicht sehr vortheilhaft für ihn seyn konnte. Innocentius starb, und sein Nachfolger war Alexander VI., der nun endlich ein Schandfleck aller Päbste war, ein tyrannisches Ungeheuer, das furchtbarer war als ein heidnischer Nero. Die Schriftsteller seiner Zeit schon können nicht genug beschreiben, was dieser Pabst, und sein Sohn, Cäsar Borgia, für Originale aller unflätigen Laster gewesen seyen. Er beförderte den unsinnigsten Aberglauben, so unbeschreiblich groß dieser auch bereits schon war, und um dieses recht thun zu können, so gab er Gesetze, daß die Buchdrucker und Buchhändler eingeschränkt werden möchten, weil man nun fast von allen Seiten her gegen ihn und gegen den so sehr herrschenden Aberglauben und Dummheit der Christen dieser Zeit geschrieben hatte. Denn die christliche Welt war größtentheils unter seiner Regierung äusserst misvergnügt, und sehr viele Christen seufzten recht laut und häuisch über die Pfaffen und Mönche. Endlich starb der Unmensch, Alexander im Jahre 1503, und wie einige sagen wollen, an Gift, welches er andern bereitet gehabt habe. Nach ihm kam Pius III., er starb aber in etlichen Tagen an einem alten Schaden, und Julius II. kam an seine Stelle.

Auch dieser Pabst betrog die christliche Welt in ihren Hofnungen von ihm, denn so sehr er auch gelobt wurde, ehe er Pabst worden war, so ungebührlich führte er sich auf, nachdem er die päbstliche

Wür-

Würde erhalten hatte. Er mengte sich in alle Kriegshändel, und zog auch wohl selbst mit zu Felde. Das verlohrne Schaf Jerusalem, konnte ihm gar nicht aus dem Sinne kommen; er hörte es täglich blöken. Er wandte daher alles an, forderte Könige und Fürsten auf, Geld herzugeben, damit man wider die Türken losziehen könnte. Auch zu dem Bau der Peterskirche in Rom sollte man auf seinen Befehl Geld hergeben. Aber mit dem Könige von Frankreich konnte er eben so wenig als seine Vorfahren, einig werden. Ja er trat endlich selbst mit den Schweizern, Spaniern und Venetianern in einen Bund, und zog wider den französischen König, Ludwig XII. zu Felde und that ihn zugleich noch in Bann. Indeß kehrte sich aber der König an alles dieses nicht, sondern er fuhr in seinen Unternehmungen wider den Pabst fort, ließ ein Concilium zu Tours halten und daselbst hauptsächlich fünf Artikel aufsetzen, die dem Pabste alle Rechte in Frankreich absprachen *).

Maxis

*) Hr. Dr. Semler in seinem Versuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeschichte (zweyter Band p. 204) hat diese fünf Punkte eingerückt: 1) ob der Pabst wider einen christlichen Fürsten Krieg führen könne, wenn gleichwohl weder über Religion, noch de fundis pontificatus Streit ist? Nein! — 2) Ob der König Gewalt mit Gewalt vertreiben, und dazu schickliche Gegenden indeß einnehmen könne? Ja! — 3) da der Pabst sich unterstanden, den König des Reichs zu entsetzen, und es jedem Bezwinger frey zu geben, ob der König nicht in sofern auch dem Pabst den Gehorsam aufsagen könne? Ja! — 4) Daß die Bischöfe im Reich

Maximilian in Teutschland war eben so unzufrieden, weil der Pabst kein Concilium anzusetzen gedachte, endlich aber sagte sogar noch der König von Frankreich, daß der Pabst das Recht nicht einmal habe, ein Concilium anzusetzen. Dieses wurde dem Pabste von den kaiserlichen und königlichen Bevollmächtigten auch angesagt, und es sollte also ein Concilium nach Pisa ausgeschrieben werden, wofür der Pabst weiter nicht sorgen dürfe; er soll nur dabey erscheinen. Dies gefiel dem Pabste nicht, und er brachte allerhand Entschuldigungen vor, warum er nicht nach Pisa gehen könne; er wollte lieber im Lateran zu Rom das Concilium halten. Allein selbst einige Kardinäle antworteten dem Pabste recht frey heraus, daß nun der Wille des Pabstes nicht erfüllt werden könne ꝛc. daß Rom nicht schicklich dazu seye ein Concilium daselbst zu halten ꝛc. Schon diese Nachricht kann, wie Hr. Dr. Semler angemerkt hat, vieles in den nachherigen Entschließungen und Vorstellungen der Protestanten begreiflicher machen Unter diesen Verwirrungen, welche das teutsche Reich immer mehr in gefährlichere Zerrüttungen setzten, und die Religion immer mehr dadurch befleckt wurde, starb endlich noch zu rechter Zeit der Pabst Julius, und Leo X. kam an seine Stelle, von dem und von seinen

Nach-

indeß, nach dem Inhalte des baselschen Conciliums, statt eines Pabstes, alles besorgen könnten? 5) der König kann den Herzog von Ferrara wider den Pabst beschützen ꝛc. daß der Bann des Pabstes in diesen Umständen für nichts zu achten seye.

Nachfolgern anderwärts das Mehrere gesagt werden soll.

Inquisition.

So verhaßt auch die bisherigen Erzählungen von den mehresten Päbsten einem nur halb guten Christen seyn müssen, und so furchtbar sich also auch der Geist der Hierarchie in der Geschichte der Päbste darstellt, so lernt man doch diesen Geist nicht so genau kennen, wenn man die Geschichte des Inquisitionswesens, welches unstreitig die allerabscheulichste Erfindung der Päbste ist, nicht aufmerksamer beobachtet. Denn die Triebfedern derselben sollen die Bemühungen um die Erhaltung der Kirche und der Einheit einer apostolischen Religion seyn; sie sind es aber gewis ganz und gar nicht, sondern sie sind die Triebfedern der greulichsten Politik eines unchristlichen Ungeheuers, welches man aus der ganzen Geschichte sehr leicht einsehen kann. Man wundert sich daher mit allem Recht darüber, daß regierende Fürsten, die noch überdies teutsche Fürsten waren, und die immer von dem orientalischen Despotismus nichts hätten wissen sollen, so schwach seyn konnten, mit Hintansetzung ihrer Freyheit dem grausamen römischen Pfaffenregiment so oft und gerne nachzugeben, ja sogar ihr eigen Leben und das Wohl ihrer Völker demselben aufzuopfern, und das alles in der Meynung, die Einheit einer apostolischen Religion aufrecht zu erhalten. Aber man wundert sich noch weit mehr, daß es heutzutage unter den Protestanten noch Leute giebt, die

auf

auf eine Religionsvereinigung warten, ja sogar dieselbe befördern helfen wollen; denn wären solche Leute, die theils in die Zahl der Frömmlinge, theils in die Zahl der Spötter gehören, nur ein wenig in der Kirchenhistorie bewandert: gewiß sie würden auf keine solche lächerliche — man möchte aber doch fast sagen: betrübte — Einfälle gerathen. Sobald die Christenheit wieder ein einziges monströßes Haupt bekäme, so würde es bald wieder so um uns und um unsere Fürsten aussahen, wie es in den Zeiten eines Kaisers Friedrich II. um die christliche Welt aussahe. Doch ich will hier nicht abermal wiederholen, was Hr Dr. Semler in der Vorrede zum ersten Bande dieses Buches hierüber schon gesagt hat, sondern ich schreite zur Erzählung der weitern Geschichte des Inquisitionswesens selbst.

Wenn die Päbste etwas neues erfanden, so gaben sie sich auch nothwendig alle ersinnliche Mühe, ihre Erfindungen so schnell, als nur immer möglich war, bekannt zu machen und mit einem solchen Nachdruck auszubreiten, der der christlichen Welt entweder recht furchtbar, oder recht schmeichelhaft wurde. Das letztere würde nie statt gefunden haben, wenn die Leute damals klüger gewesen, und wenn die Religion nicht allemal der Deckmantel der verhaßten Politik der Päbste bey ihren Unternehmungen gewesen wäre. Wie lärmten nicht die Päbste, als sie von den Waldensern hörten, und wie listig konnten sie nicht fast die ganze Christenheit wider diese guten Leute einnehmen und aufhetzen, bis endlich aus den Kreuzzügen, welche

che gegen dieselben veranstaltet und geführt wurden, das erste förmliche Inquisitionstribunal zu Toulouse entstehen konnte, welches im Jahr 1233 daselbst glücklich zu stande gekommen ist? Aber nun arbeiteten auch die blutdürstigen Päbste und Pfaffen mit aller Macht daran, dieses Inquisitionswesen allgemeiner auszubreiten. Und dazu ließ sich Kaiser Friedrich II. schon recht gut gebrauchen, ob er gleich von den Päbsten so sehr mißhandelt wurde. Denn fürs erste gebot der Pabst diesem Kaiser nach Palästina zu ziehen, woferne seine kaiserliche Würde bestättigt werden könnte und sollte. Hierzu hatte nun freilich der Kaiser nicht eben große Lust, und es gieng einige Zeit hin, bis er seinen Marsch wider die Ungläubigen antrat. Er wurde auch wirklich, ehe er dem päbstlichen Befehl gehorchte, in Bann gethan. — Allein auch dann noch, da Friedrich bereits in Palästina einige Siege erfochten hatte, wollte der Pabst den Bann nicht vom Kaiser aufheben, bis er endlich dazu genöthigt worden war, oder vielmehr der Kaiser selbst sich nichts um den Bann bekümmerte. Auf dieser Seite ist Friedrich II. allerdings zu loben; aber da er auf der andern Seite doch der Meynung war, daß alle diejenigen zur Zahl der Ketzer gehörten, welche die römische Kirchensprache nicht annehmen wollten, und daß er gegen solche Leute, deren es hie und da in seinen Staaten, und vorzüglich in Padua, mehrere gab, selbst einige Edikte herausgab und darin ganz offenbar die Inquisitoren in seinen Schutz nahm, in dieser Absicht, sage ich, ist er ganz und gar nicht zu loben, denn dies

doch die Aufführung einer recht bigotten römischen Betschwester. Grausamkeit will ichs nicht wohl nennen. Indeß wußten aber doch die Päbste nachher diese kaiserlichen Edikte recht wohl zu benutzen, und vorzüglich that dieß Clemens IV. im Jahr 1265. Nur geschahe solches mit dem Unterschiede, daß Clemens die Sache immer noch weiter ausdehnte *).

Der Kaiser **) will, daß alle der Ketzerey Verdächtige, sie mögen heißen, wie sie wollen, im ganzen Reiche gestraft werden sollen, wenn sie einmal von der Kirche der weltlichen Obrigkeit überantwortet sind. Wer aus Furcht vor dem Tode zur Einigkeit des Glaubens wieder zurückkehrt, soll dennoch mit dem ewigen Gefängniß gestraft werden. Alle Ketzer, die von den Inquisitoren entdeckt worden, sollen von den Obrigkeiten gefangen genommen werden, bis sie endlich von der Kirche verdammt, und als Verächter des Sakraments des Glaubens hingerichtet werden. Wer Irrthümer vertheidigt, ist ein Ketzer, so gut als der, welcher die Irrthümer hegt; und ein solcher Vertheidiger ist eben der Strafe würdig, wie jener Ketzer selbst. Wer flüchtet, um an einem andern Orte, seine Meynungen auszubreiten, ist ein Ketzer und der Strafe würdig. Ketzerpatronen wird keine weitere

*) S. litteras Apostolicas etc. p. 44. sq. in Eymerici Director Inquis.

**) Ob ich gleich versprochen habe, diese Edikte Friedrichs beyzufügen, so unterlasse ich solches doch, um nicht weitläuftig seyn zu müssen; und ich begnüge mich um so mehr mit einem Auszuge derselben, da Hr. Past. Cramer sie bereits übersetzt hat.

tere Appellation erlaubt, Derer Ketzer, Ketzerpatronen ꝛc. Nachkommen sind bis ins zweyte Glied aller Beneficien und Würden beraubt. Die Predigermönche sollen in kaiserlichen Staaten freye Fug und Macht haben; sie mögen kommen wohin, oder zu wem sie nur wollen. Die Patarener, sagt Friedrich ferner in seinem zweyten Edikte, sollen öffentlich verbrannt werden; und man solle recht scharf nach ihnen forschen; auch solle niemand für sie eine Fürbitte einlegen, denn ein solcher würde ebenfalls die Strenge seines Unwillens empfinden.

Die Kinder derer, welche irgend einen Ketzer und Ketzerpatronen aufnehmen oder entschuldigen, sollen keine Ehrenstelle oder irgend ein Amt erlangen. Die Obrigkeiten, Burgermeister und Richter sollen, sobald sie ihr Amt antreten, einen öffentlichen Eid ablegen, daß sie aufs allerstrengste über die Gegenden, in welchen sie als obrigkeitliche Personen angestellt sind, wachen wollen, damit kein Ketzer in denselben gefunden werde; wo man aber irgendwo Ketzer auftreiben würde, so sollten sie solche aus allen Kräften verjagen und ausrotten helfen; widrigenfalls sollten sie hart bestraft werden, und ihre Güter könnten von rechtgläubigen Obrigkeiten in Besitz genommen werden. Ketzerpatronen sollen infam seyn, kein gültiges Testament machen können, wenn sie nicht in Jahresfrist sich von der Strafe losmachen. Die Häuser und Schulen der Ketzer und der Ketzerpatronen sollen niedergerissen und nicht wieder aufgebauet werden.

Dies sind etwa die hauptsächlichsten Worte, deren sich der Kaiser in seinen vier Edikten zu Padua gegen die Ketzer und für die Ketzerverfolger bedient hat. Es ist übrigens genug, wenn man sicher behaupten kann, daß der ganze Inhalt gedachter vier kaiserlichen Edikte unaussprechlich hart ist, und daß man es kaum glauben sollte, daß ein christlicher Kaiser so unchristlich gegen seine unschuldigen Unterthanen, die etwa anderer Meynung waren, als die Katholischen, denken, schreiben und verfahren konnte.

So hart aber nun die Gesetze Friedrichs gegen die Ketzer waren, und so einen großen Beyfall sie auch bey den Päbsten erhalten hatten, so befriedigten sie doch Clemens IV. nicht; er vermehrte sie daher mit verschiedenen Zusätzen, in denen er seiner geliebten Söhne, der Predigermönche, so recht treulich gedachte und sie zur Schutzwehr vor den Ketzern zu machen suchte. Und zu diesem Ende gab er im Jahr 1265 eine Bulle heraus, worin er ungefär in folgendem Ton sprach:

„Clemens, der Bischof, der Knecht der Knechte Gottes, entbietet seinen geliebten Söhnen, den sämtlichen Obrigkeiten ꝛc. Gemeinheiten und Städten durch Italien, seinen Gruß und apostolischen Segen."

Alle Obrigkeiten und regierende Personen müssen beym Antritt ihres Amtes schwören, daß sie über die päbst-

liche

liche Constitutionen wegen dem Ketzerverfolgern unverbrüchlich halten wollen. Wer aber nicht schwören, oder nicht leisten wolle, worüber er etwa geschworen hat, der ist unfähig einen richterlichen Ausspruch bey Gerichte zu thun; alles was er schon bey Gerichte gethan hat, ist ungültig und niemand von seinen Untergebenen darf ihm gehorchen. Wenn eine obrigkeitliche Person die Constitutionen versäumt, wird als meineidig für infam erklärt, muß seine Güter hergeben und wird vom Amte gejagt. Die Obrigkeit soll dahin trachten, daß sie alle Ketzer oder der Ketzerey Verdächtige in ihrem Distrikte gefangen nehme, verjage und alle ihre Güter an sich ziehe. Zu dem Ende sollen sie, so wie sie ihr Amt ungefär acht Tage verwaltet haben, zwölf fromme katholische Männer, zwey Notarien, zwey Servitoren, oder wie viele man nöthig hat, bestellen; oder können solche auch vom Diöcesan, wenn er will, nebst zwey Predigermönchen und zwey Minoriten dazu verordnet werden. Diese haben das vollkommne Recht, allen Ketzern und Ketzerinnen ohne Ausnahme ihre Güter wegzunehmen und an sich zu ziehen. Die Ketzer sollen auf Kosten der Gemeinheiten *) an die Inquisitoren ausgeliefert werden. Die Officialen haben nicht nöthig einen Eid abzulegen; man soll ihnen völlig glauben; nur in so fern sollen sie einen Eid ablegen, daß sie alles treulich halten wollen. Sie sollen überall schadlos gehal-

*) Diesem Punkt widersetzte man sich nachher, so wie auch demjenigen, daß die Inquisition auf Kosten der Gemeinheiten erhalten werden solle.

gehalten und von keiner Obrigkeit zur Rechenschaft gezogen werden. (Hier sieht man, daß diese Leute ganz eigne Creaturen des Pabstes seyn sollen; und das mußten sie auch seyn, wenn die Sache gut von statten gehen sollte). Sechs Monate dürfen die Officiälen nur ihr Amt verwalten. (Diese Anordnung ist nachher wieder aufgehoben worden). Wenn sie außerhalb der Stadt auf Ketzer ausgehen, so muß ihnen die Obrigkeit täglich zwey Solidi geben; so wie auch den dritten Theil der Güter, die man mit Recht den Ketzern oder Ketzerpatronen entrissen hat. Unthätige und ungeschickte Officialen sollen von den Predigermönchen oder von der Obrigkeit abgesetzt und andere an ihre Stelle ernennt werden. Nachlässige (zu Gunsten der Ketzer) Officialen sollen eben so, wie die Ketzer von den Inquisitoren nach Gutbefinden gestraft werden. Wenns nöthig ist, so sollen Soldaten den Officialen beystehen. Eben so sollen auch andere Personen zu Hülfe eilen, wenn ein ketzerisches Haus durchsucht und geplündert wird. Widrigenfalls ist eine schwere Geldstrafe darauf gesetzt. Derjenige, der einen Ketzer den Händen der Inquisitoren entreissen will, ist auf ewig als infam des Landes zu verweißen, und seine Güter sollen eingezogen werden. Ein Haus, wovon man die Officialen zurückgehalten hat, soll niedergerissen und nicht wieder aufgebaut werden. Ketzer sollen auf Kosten der Stadt ꝛc. gefangen gehalten werden, bis ihnen das Urtheil gefället ist. Das Urtheil können Obrigkeiten an den Ketzern vollziehen. Die als Ketzer sterben, deren Testamente sind ungültig. Ihre Kinder können zu

keinem

keinem öffentlichen Amte zugelassen werden, und was dergleichen Verordnungen noch mehr waren, die mehrentheils mit den kaiserlichen Verordnungen übereinstimmen. Uebrigens sollte keine von diesen Verordnungen weder gemindert noch geändert werden. Und damit sie nicht durch Betrüger verfälscht werden können, so sollen sie in vier Bücher niedergeschrieben werden, wovon das eine im Archiv jedes Orts oder der Stadt; das andre beym Diöcesan; das dritte bey den Predigermönchen und das vierte bey den Minoriten treulich aufbewahrt werden soll. Es ist abscheulich, was das für Statuten sind; und gleichwohl wurden einige in der Folge noch vermehrt; nur die harten Punkte wegen der Kinder und Nachkommen der Ketzer ꝛc. milderte Honorius IV. im Jahr 1286., wofern nemlich die Kinder Buße thäten und der Kirche wieder gehorsam werden würden.

Was nun den Fortgang dieses Inquisitionswesens betrift, so habe ich schon im ersten Bande angemerkt, daß es mit demselben eben nicht in allen Ländern, und zu allen Zeiten gleich gut und glücklich ausgesehen habe, daß wenn auch hie und da ein Inquisitionstribunal angesetzt worden seye, es sich doch nicht immer habe erhalten können, weil da die Regenten nicht allemal solche Gesinnungen hatten, wie Friedrich II. Nur Spaniens König, Ferdinand der Katholische, und seine Gemalin, Isabella, waren nach einem Verfluß von drittehalbhundert Jahren seit

der

der eigentlichen Entstehung der Inquisition so schwach, sich durch listigen Pfaffenrath zur Einführung derselben verleiten zu lassen.

Die nächste Veranlassung, warum der einfältige Ferdinand, König in Spanien, und seine Gemalin, Isabella, sich bereden ließen, die Inquisition so ganz nach dem Willen des Pabstes und seiner Creaturen in Spanien einzuführen, war freilich eine falsche Staatskunst, die sie von den päbstlichen Creaturen lernten. Die Mauren, welche schon seit langer Zeit in Spanien wohnten, nachdem sie zuerst aus Afrika herüber gekommen waren, waren nun bey Ferdinand so verhaßt, daß er beschloß, sie alle entweder aus seinen Landen zu verjagen, oder sie mit Gewalt zum Christenthum zu bekehren. So wie nun Ferdinand viele tausend Juden und Mauren auf eine gewaltthätige Art zum Christenthum gebracht hatte, so fanden die Creaturen des Pabstes bald eine sehr schickliche Gelegenheit, es beym Könige und bey der Königin dahin zu bringen, daß das abscheuliche Blutgericht in den spanischen Provinzen eingeführt wurde. Denn seitdem die Juden und Mauren zur Annahme des Christenthums gezwungen worden waren, so war es sehr begreiflich, daß die neuen Christen eben nicht so recht eifrig für das Christenthum arbeiteten, weil es unmöglich ist, einem andern neue Meynungen aufzudringen. Gegen diese Lauigkeit der neuen Christen fiengen also die Mönche und Priester an sehr zu eifern, und ein Prior

am

am Paulskloster zu Sevilla, Namens Alphonsus Hojeda trug die Sache dem Könige zuerst vor, nachdem er eine Gesellschaft neuer Christen entdeckt hatte, die noch immer heimlich auf ihre alten Gebräuche hielt. Von diesen Leuten wurden auch sogleich nach gehaltener Untersuchung auf Befehl des Königs viele verbrannt und sehr viele des Landes verwiesen; kurz: man verfuhr mit ihnen, wie man laut obiger Verordnungen schon seit langen Zeiten her mit Ketzern zu verfahren gewohnt war. Den vornehmern Geistlichen schien jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen zu seyn, das heilige Tribunal in dem ganzen spanischen Reiche einführen zu können, und zum Glück hatte eben auch die Königin einen Beichtvater, einen Frater Thomas a Turrecremata, dessen Eifer wider die Ketzer unaussprechlich weit gieng, und der es vermochte, den Kopf der abergläubischen Königin von Jugend an so recht wider die Ketzer zu stimmen. Schon in ihrer Jugend soll er sie ein Gelübde zu thun bewogen haben, daß sie, wenn sie einst Königin werden würde, alle Ketzer aus ihren Landen verjagen und verdammen wolle. So wie aber Isabella die Gemahlin des Königs Ferdinands worden war, so rief ihr Turrecremata ihr Gelübde wieder ins Gedächtniß, und sie brachte es endlich bey ihrem Gemahl so weit, daß er sich mit ihr entschloß, alle Ketzer und alle der Ketzerey Verdächtige aus ihren Erblanden zu vertreiben. Welch eine verkehrte und heßliche Staatskunst! Das Feuer brach auch wirklich in die fürchterlichsten Flammen

Bayerische Staatsbibliothek München

aus, und es verließen bey 800000 Menschen das spanische Reich, so wie nachher im Jahr 1610 gegen 900000 Menschen unter Philipp III. Spanien verlassen haben. Die übrigen Zurückgebliebnen zwang Ferdinand zum Christenthum; aber der letzte Betrug war eben so arg, wie der erste. Diese Leute waren wiederum nur äußerlich Christen, und daher befürchtete Torquemada, der Beichtvater der Königin, daß daraus Verschwörungen entstehen könnten. Er rieth also sehr dringend die Einführung der Inquisition an, die er für ein gelinderes Mittel hielt, als wenn man immer offenbare Kriege führen müsse, welches letztere ja ohnehin nicht allezeit statt finden könne. Endlich berief er sich denn auch darauf, daß durch die Inquisition in Italien vorzüglich die Reinigkeit des Glaubens erhalten worden seye, welches vollends den größten Eindruck auf das Herz der abergläubischen Königin machte. Hierauf wendete sie sich an den König, der sich auch alsbald mit ihr entschloß, die Inquisition in allen ihren Landen förmlich zu etabliren. Zuförderst mußten sie aber hiezu die Erlaubniß vom Pabste haben, und Sixtus IV. ertheilte ihnen auch dieselbe, so daß im Jahr 1482 die zween Dominikaner, Michael a Merillo und Johann a St. Martino als ordentliche Inquisitoren zu Sevilla eingesetzt wurden. Im folgenden Jahre mußten sieben Dominikaner das Inquisitionsgeschäft in Castilien und Leon übernehmen, über welche nun in eben diesem Jahre Turrecremata als Generalinquisitor angestellt wurde, dem die übrigen

Spa-

Spectalinquisitoren untergeben waren. Den Generalinquisitor oder Großinquisitor in Spanien wählt der König selbst; der Pabst aber bestättigt ihn, so daß er eine unumschränkte Macht über alle Ketzerrichtet und Ketzergerichte in der ganzen spanischen Monarchie erhält. Ein Generalinquisitionsgericht besteht aber endlich aus folgenden Personen: ein Fiskal, der die Beschuldigten anklagt; zwey Sekretarien und ein königlicher; zwey Referenten; einen Einnehmer oder Procurator Fisci; Thürknechte und Sollicitatoren; nebst noch einer großen Anzahl Familiaren oder heimlichen Landinquisitoren, welche dazu gehalten werden, alle Ketzer und die der Ketzerey Verdächtige gefangen zu nehmen oder anzugeben. Dieser hohe Rath hat über alle andere Inquisitionsgerichte in Spanien zu gebieten; diese dürfen ohne Einwilligung des ersten kein Auto oder Strafe vollstrecken, wenigstens dürfen sie keine vornehme Personen eigenmächtig gefangen setzen. Solche Inquisitionsgerichte giebt es in Spanien zu Toledo, Sevilla, Granada, Cordua, Cuença, Valladolid, Murcia, Dureria, Logronna, S. Jago, Saragossa, Valenza, Barcellona, Majorca, Canaria, Mexico ꝛc. Das h. Großinquisitionsgericht, welches jetzt zu Madrit ist, hat über alle Glaubenssachen zu sprechen; das hier einmal ausgesprochene Urtheil muß gelten, und es wird nirgends eine Apellation angenommen. Die Inquisitionsgerichte müssen dem höchsten h. Rath zu Madrit alle Monathe von ihren Einkünfen und Geldsachen, auch alle Jahre von den peinlichen und andern Prozessen Rechenschaft ablegen. Wenn in

diesen niedrigen Inquisitionsgerichten ein Amt erledigt und vacant wird, so werden die erledigten Stellen von dem Großinquisitor, nebst Zuziehung des Erzbischofs zu Toledo erwählt. In den Gerichten überhaupt aber verfährt man mit einer abscheulichen Strenge, so daß man es beynahe nicht in unchristlichen Schriften von Tyrannen findet, daß je einer so gewütet und getobt habe, wie die Väter der h. Inquisition so unmenschlich mit Menschen verfahren. Die Grausamkeit eines Nero ist noch leichter zu entschuldigen, denn man kann allerdings sagen, daß kein Mensch, kein Christ, so sehr Nero auch die Christen verfolgte, unter ihm so gemartert wurde, wie die h. Väter der Inquisition selbst Christen martern. Himmelschreyende Sünden und Blutschulden haben die Päbste durch die Erfindung eines so schändlichen Blutgerichts auf sich geladen, und fürnemlich Spanien und Portugall haben so rechten Antheil daran, welches alles unter dem Deckmantel, die wahre Religion erhalten zu wollen, geschahe, oder wie sie sonst zu sagen pflegten: damit die haeretica pravitas getilgt werde. Ist einmal ein Unglücklicher ins Gefängniß gebracht, so ist keine Hofnung zu seiner Rettung mehr übrig. Die Inquisitoren sagen wohl, es werde nur für das Wohl der Seele des Gefangenen gesorgt, aber wenn man die Art und Weise, wie sie dergleichen Unglücklichen behandeln, so ansieht oder die Beschreibung derselben ließt, so findet man nichts weniger, als die Sorge für das Wohl der Seele eines

nes Gefangenen; im Gegentheil redet die Geschichte der Inquisition laut und abscheulich genug davon, wie es nur immer darauf angesehen seye, die Güter des Andern zu erhaschen. Perrin sagt: Reichthum seye schon ein nahe an die Ketzerey grenzendes Verbrechen, wer etwas zu verlieren hatte, der stund in Gefahr, dasselbe wirklich zu verlieren. Es mag auch wohl in Spanien nie besser hergegangen seyn; und vielleicht bis heute noch nicht, da die römische Kirche noch keinen einzigen von ihren alten Grundsätzen aufgegeben hat, ob man gleich so viel Wesens von ihrer Nachgiebigkeit und Toleranz macht, und man von Aufhebung der Inquisition in Spanien sprechen will. Doch ich komme wieder auf die Schicksale dessen zurück, der einmal das schreckliche Unglück hat, von der Inquisition gefangen gesetzt zu werden.

Man sagt zwar, daß vor der Gefangennehmung eines solchen Unglücklichen noch 1. 2. 3. Verhöre vorhergehen; allein es geschieht nicht selten, daß die Inquisition Leute gefangennehmen und setzen läßt, ehe sie nur zuvor einmal citirt oder verhört werden. Kein Mensch ist in Spanien sicher vor der Inquisition, auch selbst der König nicht, sondern der König muß bey dem Antritt seiner Regierung schwören, daß er sich der h. Inquisition unterwerfen wolle. Ist doch selbst der Kronprinz D. Carlos mit Bewilligung seines Vaters Philipp II. durch die Inquisition hingerichtet worden! — Aber die Inquisition

geht,

geht, wie gesagt, bey der Gefangennehmung dessen, den sie einmal im Verdacht hat, der reich ist, oder der über den Muthwillen der Geistlichen seufzet, oder der nicht Geschenke genug giebt in die Capelle irgend eines Heiligen oder Heiligin, z. B. zur Capelle des heiligen Rosenkranzes, zur Skapulier unserer lieben Frauen, zum Gürtel des heiligen Franziskus ꝛc. oder der wegen Armuth nicht im Stande ist, einen Zehnten sogleich abzutragen, der nicht viel in die Büchse der Heiligen giebt oder nicht viel geben kann, wenn man, sage ich, einmal jemand in diesen und noch mehrern andern Stücken im Verdacht hat, bey dessen Gefangennehmung — und diese bleibt gewiß nie aussen — geht man niemalen den Weg des Rechtens. Plötzlich werden solche Leute oft von den Officialen der h. Inquisition ergriffen; oft mitten im Cirkel ihrer Freunde, in den Armen ihrer Gatten ꝛc. ihrer Kinder ꝛc. Keine Unschuld rettet, kein Stand und Alter läßt da irgend einige Hofnung zur Erlösung übrig. Niemand darf dabey ein Wort zur Vertheidigung des Ergriffenen reden; es herrscht eine fürchterliche Todtenstille in den Orten und Häusern, wo einmal die Officialen hinkommen, man weiß schon, was ihre Ankunft zu bedeuten hat; die Officialen sprechen nur: Im Namen der h. Inquisition ꝛc. und dann gehts stante pede ohne Widerrede, dem Kerker zu, der so fürchterlich ist, daß man sichs beynahe nicht denken kann, und aus welchem auch selten eine Erlösung ist, als durch den Tod. Mit verhafften Personen darf kein Mensch, ausgenommen die Officialen und die Kerkermeister

ein

ein Wort reden, wenn nicht der Inquisitor schriftliche Erlaubniß dazu ertheilt, welches aber äusserst selten geschieht. Die Gefangnen werden in ein finsteres Loch gesteckt, und sie erfahren nie die wahre Ursache, auch nicht wer sie angegeben hat. Geschieht es bisweilen, daß einer nach vielen abscheulichen Martern wieder los wird, und wieder auf freyen Fuß kommt, welches letztere kaum zu erwarten ist, denn die geringste Strafe ist endlich eine 5 = 10jährige Galeerenstrafe, so darf ein solcher Losgesprochene doch kein Wort sagen, was man in der Inquisition mit ihm vorgenommen habe. Er und seine Familie sind und bleiben unehrlich. Wenn der Gefangene nicht gestehet, so wird er in dem Gefängnisse so lange gefoltert, bis er etwas gestehen muß, wozu ihn die abscheuliche Pein nöthiget*). Die Martern werden so lange fortgesetzt, als es dem Pater Inquisitor nöthig zu seyn scheinet, um solche Menschen, der Aussage des Inquisitors nach, von der irrigen Lehre abzubringen und zur katholischen Religion zu bekehren. Man stellt dem Angeklagten sieben Zeugen entgegen, die er aber gleichwohl nicht zu sehen bekommt. Alles kann einen Zeugen abgeben, und

*) S. die Beschreibung der Tortur in Hrn. Past. Cramers Briefen über Inquisition und Ketzerverfolgung; zweyter Theil, 40ster Brief). Könnte doch auch Teutschland dergleichen Grausamkeiten, an Schuldigen und Unschuldigen verübt, aus den Annalen seiner Gerichtshöfe und Blutgerichte wegstreichen! —

und die verruchtesten Menschen sind am geschicktesten dazu, die man auch gemeiniglich dazu kommen läßt.

Wenn nun eine ziemliche Anzahl solcher Gefangenen beysammen ist, die etwa nicht wollten zur katholischen Religion übertreten — denn den Juden setzt man am heftigsten nach, obgleich auch viele tausende, selbst gutkatholische Christen, wenn sie nur reich sind und Vermögen besitzen, unschuldig hingerichtet oder wenigstens lange genug gepeinigt und dann für unehrlich erklärt werden — so werden einige zum Tode und zum Feuer verdammt, oder wie gesagt, nach Beschaffenheit der Sachen zu andern grausamen Strafen, die oft noch härter sind, als der Tod selbst. Hierauf wird auf einen bestimmten Tag das bekannte Auto da fe (actus fidei) oder das Glaubensgericht über die Verdammten gehalten und die Execution ungefär auf folgende Art vollzogen. Den Morgen des bestimmten Tages frühe gegen zwey Uhr werden alle Gefangene aus den Gefängnissen vorgeführt und dann auf einen hohen Gang des Inquisitors Hauses zum Spectakle aller Zuschauer vorgestellt. Hier dürfen sie weder einen Seufzer hören lassen, noch vielweniger dürfen sie ein Wort reden. Wenn sie nun eine Zeitlang da gestanden haben, so legt man ihnen andere Kleider an, welche in dreyerley Arten bestehen. Diejenigen, welche wirklich wider den Glauben gehandelt haben sollen, werden Sanberiten genannt, und diese haben Röcke von gelber Leinwand mit darauf gemahlten rothen St. Andreaskreuzen. Diejenigen aber,

aber, welche alles wegleugnen — oder vielmehr nichts eingestehen können — nennt man Sameros; und diese bekommen graue Kleidung, mit rings herum gemahlten Teufeln und Feuerflammen. Endlich diejenigen, welche sich erst alsdann anklagen, wenn ihr Urtheil schon über sie ausgesprochen ist, heißt man auch Sameros; sie bekommen aber leinene Kleider, mit umgekehrten unterwärts brennenden Feuerflammen. Jeden von diesen sogenannten Missethätern setzt man eine von starkem Papier und mit Teufeln bemahlte spitzige Mütze auf, die ungefähr in der Form eines Zuckerhuts zugeschnitten ist. Wenn nun alle diese verdammten Unglücklichen angekleidet sind, so gehen sie in einer Prozession mit Fahnen und Kreuzen, barfus, in der rechten Hand mit einer Fackel, in die Hauptkirche, wohin sie denn von einer Menge Zuschauer recht feyerlich begleitet werden. Sind sie nun in der Kirche angekommen, so besteigt nach einigen vorhergegangenen Ceremonien ein Mönch die Kanzel, der die Glaubenspredigthält, deren Inhalt natürlicher Weise gegen die Ketzer gerichtet ist, und vorzüglich auch den hohen Werth und die Vortreflichkeit der heiligen Inquisition darthut. Hr. Past. Cramer hat einige kleine Fragmente aus einer solchen Predigt (im letzten Briefe im zweyten Bande) eingerückt, welche eben bey einem Auto da Fe im vorigen Jahrhundert unter König Karl II. gehalten worden ist. Es ist sehr erbaulich, was der Mönch hier in seiner Predigt sagt:

„Es

„Es ist sehr billig, daß die Menschen wenig„stens einen Tag der Rache Gottes widmen, und „die Beleidigungen bestrafen, die ihm widerfahren: „da Gott unsere Frevel-Jahrhunderte lang „hingehen läßt ꝛc.

„Die Bühne, voll von Verbrechern, die das „heilige Gericht bestrafen wird, ist ein Bild von „dem, was wir im Thal Josaphat sehen werden ꝛc.

„David sagt mit Recht zu seinem Herrn: Ex„surge Domine! d. i. erwache aus deiner Schlaf„sucht, darin dich dein Mitleiden erhält! Und „dies thut heut das h. Gericht an Gottes „Statt ꝛc.

„Die Heiterkeit, welche ihr Ketzer ꝛc. beym „Scheiterhaufen beweiset, ist keine wirkliche Hei„terkeit, sie ist Wahnsinn. Trotz eures Wahnwi„tzes wird euch die h. Inquisition in die Hölle schi„cken. Ihr werdet brennen, und eine kalte Furcht „wird die Zuschauer ergreifen. Euer Tod wird „ihnen eine schreckliche Lehre seyn.

„Dieser Tag ist für das Gericht des Glaubens „ein Tag des Triumphs, und des Ruhms, sicut „tabernaculae Cedar, sicut pelles Salomonis. Er „straft die wilden Thiere, die Feinde des Glaubens. „Wir sehen alle diese wilden Thiere auf der Bühne „stehen. Einige werden das Leben verlieren, weil „sie im Irrthum verharret sind, die andern werden

„mit

„mit der Kirche ausgesöhnt werden. Die Ersten,
„welche zum Feuer verurtheilt sind, werden unmit-
„telbar zur Höllen hinunterfahren, und dort ewig
„brennen. Gott wird gerächet seyn, das h. Ge-
„richt wird triumphiren, und wir im Glauben be-
„vestiget werden, der durch Hülfe der Gnade und
„guten Werke uns die ewige Herrlichkeit erwerben
„wird ꝛc. ꝛc.“.

Sind das nicht rechte hübsche und erbauliche Sächelchen, die der elende Mönch seine Zuhörern da so vorplapperte, um ihnen noch mehr Bigotterie und Menschenhaß einzujagen? Es wäre zu wünschen, daß diese giftige Brut nun auch in Spanien, wie in andern Ländern, auch nur ein wenig gedämpft und unterdrückt würde. Denn so lange es noch Mönche in der spanischen Welt giebt, wird die Inquisition doch wohl nicht abgeschaft werden, so große Hofnung man auch hat, daß sie ihrem Untergang nahe seyn werde. So lange es noch Mönche in andern katholischen Ländern giebt, so lange wird man auch da nicht in der Aufklärung der Menschheit fortrücken, und geistliche Gerichtshöfe wird man noch immer daselbst finden, die mit der Inquisition an Grausamkeit vieles gemein haben. Doch ich sehe, daß ich wieder auf die Sache kommen muß.

Wenn eine solche sogenannte Glaubenspredigt geendigt ist, so treten 1 ; 2 Lectores auf, welche den Delinquenten ihre Urthel vorlesen müssen. Einige werden nun zum Feuer, einige zum Stau-

pe,

pe, Galeeren, wieder andere aber zur ewigen Landesräumung, Kirchenbann, aber allezeit mit Confiscation der Güter, verdammt. Diejenigen, welche zum Feuer verdammt worden sind, werden alsdenn den weltlichen Gerichten überliefert, von denen sie auf einem großen dazu errichteten Platze, mit vielen Feyerlichkeiten in Beyseyn des ganzen königlichen Hofstaats hingerichtet werden, ohne daß jemand aus der königlichen Familie, selbst der König und die Königin nicht, um Minderung der Strafen bitten dürfen, die den Delinquenten von der h. Inquisition einmal ist zugedacht und bestimmt worden. Wer übrigens Lust hat, Beyspiele zu lesen, wie man Gefangene bey der Inquisition behandelt, wie man sie hinrichte, wie keine Unschuld rette, wie Reichthum einen in die Inquisition bringe, wie solches auch geschehen könne, wenn ein Mann eine schöne Frau hat, die den Inquisitoren, Pfaffen und Mönchen gefällt ꝛc. der lese nur Hrn. Cramers Briefe über Inquisition und Ketzerverfolgung. Ich finde für überflüßig sie herzusetzen, ob ich gleich den Montanus auch bey der Hand habe, aus denen Hr. Cramer seine Beyträge geliefert hat, die ungemein viel Licht von der Beschaffenheit der h. Inquisition und ihrer Väter in der ältern und neuern Zeit geben. Ein einziges Beyspiel aber, das sich erst aus dem vorigen Jahrzehend herschreibt, kann ich doch nicht ganz übergehen, um etwa denen, die obenbemeldte Briefe nicht sogleich bey der Hand haben, zu zeigen, was die spanische Inquisition für ein schändliches Gericht

seye,

seye, und wie man überhaupt in Spanien bisher fast nicht daran gedacht habe, gelehrte Männer, die dem Staate äusserst nützlich sind, hochzuschätzen, sondern wie es gemeiniglich dafür sorge, solchen Männern den Lohn ihrer Verdienste von der Inquisition ausbezahlen zu lassen. Paul Olavides, dessen Name wohl ziemlich bekannt ist, (wenigstens ist ers in den gelehrten Zeitungen) erwarb sich große Geschicklichkeit auf Reisen, und kam dann endlich wieder nach Spanien. Er versuchte es sogleich, einige fruchtbare Gegenden zwischen Castilien und Andalusien zu bevölkern und fruchtbar zu machen. Die gebohrnen Spanier fand er dazu für untüchtig; er besorgte daher, daß viele Colonisten aus Teutschland dahin kamen, wozu er von der Regierung Erlaubniß erhalten hatte; es gelang ihm dies Unternehmen auch so, daß in kurzer Zeit diese Gegenden ganz umgeschaffen waren. Dadurch verschafte er sich viele Freunde, aber auch zugleich den Haß der Clerisey und derer, die das Verdienst eines andern beneiden und verfolgen, wie es aller Orten zu gehen pflegt. Man lockte ihn unter allerhand Schmeicheleyen nach Madrit, wohin er auch, ohne etwas zu fürchten, abreißte aber bey seiner Ankunft wurde er sogleich des Nachts am 22 November 1777 gefangen genommen und der Inquisition in die Hände geliefert. Man beschuldigte ihn einiger Verbrechen, die er wider die h. römische Kirche begangen habe. Diese Verbrechen alle hier vollständig namentlich anzuzeigen, ist zu weitläuftig. Genug wenn sie weiter nichts waren, als daß er unter seinen Colonisten einige

Miß-

Mißbräuche abschafte, die den Meßpfaffen nachtheilig, den Colonisten aber vortheilhaft waren. Freilich ein sehr gefährliches Vornehmen in einem Lande, wie Spanien ist. Man kann aber auch gleichwohl in andern katholischen Ländern auf solche Art den Geistlichen in die Quere kommen. Olavides suchte sich zu vertheidigen, so gut er konnte, aber es half alles nichts. Nach Verfluß eines Jahres mußte er 1778 vor dem Tribunal erscheinen. Hier gab er schriftliche Nachrichten von seinem Leben, die öffentlich abgelesen, aber wie es scheint, vorher von den Inquisitoren wohlweißlich mit Zusätzen vermehrt worden waren. Als dies geschehen war, traten 78 Zeugen gegen ihn auf. Man machte aber nicht viel Umstände mit ihm; er wurde als ein förmlicher Ketzer verurtheilt, wie alle die verurtheilt werden, die nicht auf dem Scheiterhaufen sterben müssen: d. h. alle seine Güter wurden confiscirt, er aller Würden und Ehrenstellen für unfähig und für verlustig erklärt; zugleich wurde er auch von Madrit, von der Sierra Morena, von Lima und Sevilien auf zwanzig Meilen verwiesen; doch sollte er auch auf sechs oder acht Jahre in ein Kloster eingesperrt werden, wo er täglich das Glaubensbekenntniß des P. Seneri lesen, und alle Monate zur Beichte und Communion gehen sollte. Der Generalinquisitor schien noch gnädig gegen ihn zu seyn, und sprach ihn vom San Benito frey. Olavides hatte aber endlich das Glück, durch Hülfe seiner Freunde, zu entfliehen, worauf er nach Frankreich gieng und vom spanischen Botschafter am französischen Hofe, Graf von Aranda, als Sekretair

auf

aufgenommen wurde. Olavides geht nun gewis nicht wieder nach Spanien, denn er weiß wohl, was die Inquisition ist, denn nach der alten Manier würde er doch wieder gefangen gesetzt; und er wirds wohl auch gehört haben, daß dieselbe noch immer in Activität ist, wenigstens war sie es 1783 noch, wo sie einem französischen Mechaniker auch seinen Prozeß machen wollte. Aber da der Künstler den stupiden Inquisitoren seine Kunst recht deutlich zeigte und erklärte, dadurch ihnen aber ihre Dummheit unvermerkt unter die Nasen rieb, so mußten sie ihn wieder frey und los lassen. Doch muß man aus dieser letzten Geschichte fast vermuthen, daß die Herren Inquisitoren in Spanien entweder dummer, oder welches doch wahrscheinlicher ist, ohnmächtiger geworden sind. Denn vor 50 oder 100 Jahren wäre dieser Künstler gewis nicht auf freyen Fuß gestellt worden. Indeß ists noch immer eine Schande für Spanien und für die übrigen katholischen Länder, wo die Inquisition noch herrschend ist, daß sie diese, nicht nur die Christenheit, sondern sogar die rohe Menschheit entehrende Brut noch nicht aus dem innersten Grunde ausgerottet haben.

Aus dieser bisherigen Inquisitionsgeschichte haben wir nun gesehen, wie bereitwillig Spanien war, dieses blutige Tribunal aufzunehmen, und wie es mit einem aufs höchste getriebenen bigotten Eifer dieselbe bis auf unsere Zeiten erhalten habe. Spanien war auch das erste Königreich, wo sich das schändliche Mordtheater so recht förmlich und ohne Widerstand etabliren und niederlassen konnte. Nach ihm

kommt

kommt Portugall; aber es gieng da schon nicht so recht nach den Wünschen der Inquisitoren, die ihre mörderische Klauen in allen Ländern gebrauchen wollten. Der erste Versuch, den sie unter der Regierung des Königs Emanuel in Portugall machten, mißlang schon, weil dieser Fürst schon weit vernünftiger war, als der spanische König Ferdinand der katholische, und weil er ohnehin immer in Kriege mit andern Mächten verwickelt war, daher er den spanischen Inquisitoren, die durch Mönche in Portugall agirten, nicht Gehör geben konnte. Ueberdies hatte Emanuel zu viel Menschenliebe, als daß er ein so blutiges Gericht in seinem Königreiche hätte toben lassen wollen. Er stiftete lieber Hospitäler und Krankenhäuser für Arme und Lahme, und Lazarether für gebrechliche Soldaten. Er ließ lieber seine Städte bevestigen, Vorrathshäuser erbauen und andere berühmte Denkmäler seines Namens errichten. Die Inquisition in seinem Königreiche einzuführen, war gar nicht seine Sache; er konnte deswegen doch ein guter katholischer Christ seyn, der er auch wirklich bis an sein Ende war. Erst sein Nachfolger Johannes III. war so einfältig, daß er sich bereden ließ, die Inquisition in seinen Landen einzuführen. Anfangs gieng es auch nicht recht gut damit von statten, woran theils der Pabst, der sich aus politischen Gründen weigerte, dem Willen des Königes Genüge zu leisten, theils die reichen Juden, Schuld daran, bis er endlich im Jahr 1521 die förmliche Einwilligung des Pabstes Clemens VII. dazu erhalten hatte. Indeß hatte das schändliche Blutgericht in Portugall

tugall lange nicht den glücklichen Fortgang, wie in Spanien; der Handel und das Gewerbe mußte erst eingeschränkt werden, denn Lissabon war doch immer die Hauptstadt aller Handthierungen und Gewerbe. Aber hierin Veränderungen zu treffen, war äußerst schwer, wenn man nicht recht grausam gewaltthätig verfahren wollte. Und das mußte zuerst die vielen tausend Juden treffen, die ehedem aus Spanien vertrieben wurden, und die sich damals nach Portugall geflüchtet hatten. Gleichwohl geschahe die Vertreibung der Juden unter Johann III. nicht, so sehr er sich auch die Sache der Inquisition angelegen seyn ließ. Erst unter dem Nachfolger Johann des dritten, dem bigotten Prinzen Sebastian, brach das Unglück über die Juden herein; sie mußten ungeheure Summen bezahlen, bis man ihnen eine kurze Zeit zur Freyheit bestimmte; am Ende aber jagte man sie doch ganz arm und entblößt fort, und diejenigen, die nicht fortkamen, fielen dem Blutgericht in die Hände, wo man sie eben so behandelte, wie die Inquisiten in Spanien behandelt wurden. Und endlich als vollends Portugall durch Philipp II. unter spanische Oberherrschaft gekommen war, welches von 1580 an, bis 1640 dauerte, so war es unvermeidlich, daß die Inquisition nicht in beyden Königreichen auf gleichen Fuß eingeführt werden sollte. Unter dem folgenden Könige, Johann IV. der sich als rechtmäßiger Thronfolger in Portugall, endlich der Regierung bemächtigte, schien die Inquisition gar kein Glück zu haben. Er bekümmerte sich gar nichts um das

Geschwäz der Inquisitoren und der bigotten Pfaffen, worunter die Jesuiten die Hauptpersonen waren, so sehr auch alle diese Landesverderber ihm in den Ohren lagen. Zuerst gab Johann IV. einen Befehl, daß die Güter der sogenannten Ketzer nicht mehr confiscirt werden sollten. Wem konnte dies aber übler behagen, als dem Ottergeschlecht, den Inquisitoren und den mehresten Mönchen und Pfaffen. Sie wendeten sich zwar deshalb heimlich an den Pabst, bey dem sie eine Bulle ausmürkten, nach welcher die Confiscation der Güter eines Ketzers auf dem alten Fuß bleiben sollte. Aber auch dieses fruchtete beym Könige nichts; er achtete hierin den Pabst und die Versammlung, die ihm diese Bulle bekannt machte, so wenig, daß er ausrief, er wolle hiemit befehlen, daß sowohl alle liegende als bewegliche Güter der Ketzer und Delinquenten ihren Nachkommen zurückgegeben werden sollen. Die Versammlung mußte schweigen, weil sie ihm vorher sagte, daß die confiscirten Güter der Ketzer in den königlichen Fiscus kämen, und weil sie wohl merkten, daß sie mit einem solchen Könige, wie Johann IV. war, gar nichts ausrichten würden; denn er hatte sich durch seine Thronbesteigung viel zu furchtbar, aber auch zugleich viel zu großes Ansehen, Liebe und Zutrauen bey seinen Unterthanen erworben, als daß sie es hätten wagen sollen, mit Gewalt in ihn zu dringen. Seine Gemahlin, Louise von Gusmann, eine geborne Herzogin von Medina Sidonia, war eben auch nicht so bigott, wie die Inquisitoren es wünschten. So lange ihr Gemahl, der König,

lebte,

lebte, hielt sie es mit ihm, und das Inquisitionstribunal konnte auf diese Weise unter Johanns Regierung schlechterdings nicht wieder so empor kommen, wie es unter dem vorigen Könige empor gekommen, aber jetzt wieder gefallen war. Hätte doch Johann IV. wieder einen so würdigen Thronfolger gehabt, der so fürtrefliche Gesinnungen, wie sein Vater gehabt hätte. Aber selten ist dies der Fall, wie wir es in der Geschichte der Königreiche sehr oft bemerken müssen. Sobald Johann IV. todt war, so suchten die Inquisitoren sich noch an ihm zu rächen. Die Königin, die sich jetzt verlassen sah, mußte freilich zugeben, daß ihr großer, liebenswürdiger Gemahl noch nach seinem Tode vom Bann absolvirt wurde, indem er nach dem Vorgeben der Inquisitoren als ein ungehorsamer Sohn der h. römischen Kirche unter dem Bann gestorben seye. Die Absolvirung geschahe auch wirklich in der größten Feyerlichkeit, und die Feinde des Königs durften sich also noch an ihm rächen. Doch dieses hätte immer zur Sache der Inquisition, ihr Glück betreffend, weiter nichts gethan, wenn die Königin sich nicht hätte bereden lassen bey der Minderjährigkeit ihres Sohnes Alphonsus VI. in ein Kloster zu gehen. Alphonsus VI. war ein solcher einfältiger Mensch, daß die Geschichte Portugalls ganz poßirliche Histörchen von ihm aufweisen kann. Unter seiner Regierung konnten also die Herren Inquisitoren hausen wie es ihnen beliebte. Aber unter seinem Nachfolger, Peter II. hätten sie können wieder viel von ihrer Macht verlieren, wenn Peter II. nur

mehr Muth und Herzhaftigkeit gehabt hätte. Die Inquisitoren geriethen mit dem Könige und mit dem Pabste, der auf des Königs Seite zu seyn schien, wirklich in einen nicht unbedeutenden Streit; aber am Ende lief die Sache doch nach den Wünschen der Mörder aus, und die Inquisition blieb in der nemlichen Activität; wie in Spanien, einige wenige, aber doch sehr unmerkliche, Veränderungen ausgenommen. Nachher fielen auch diese wieder weg, und die neuern Zeiten reden von den portugiesischen Inquisitionstribunalen eben so schändlich, wie von den spanischen.

Was die Einführung dieses abscheulichen Blutgerichts in andern Ländern und Provinzen z. B. in Neapel, Sicilien, Malta, Mailand, Florenz, Venedig ꝛc. betrift, so sind diese Unternehmungen theils fast fruchtlos ausgefallen, theils sind sie nur so gelungen, daß das Blutgericht nicht eigentlich unter dem römischen Stuhl steht, z. B. Venedig hat seine eignen Reglements, die alle in Herrn Past. Cramers Briefen ins Teutsche übersetzt zu finden sind; und der Pabst konnte bey der Verfertigung bemeldter Reglements weiter nichts thun, als daß er sie bestätigte.

In Frankreich wurde die Inquisition zwar auch eingeführt, wie man sich leicht denken kann, weil die Waldenser sich anfangs sehr häufig in Frankreich aufhielten, und ihre Ausrottung eigentlich Gelegenheit zur Inquisition gab. Gleichwohl konnte sie ihr

An-

Ansehen in Frankreich nie gleich erhalten, weil die Regierungen sich oft änderten, d. h. weil die Könige nicht immer so bereitwillig waren, die Inquisition zu unterstützen. Man machte zwar oft Versuche, dies Tribunal der Menschenmörder auf spanischen Fuß zu setzen, aber, wie gesagt, sie konnten nie zur Reife gedeihen, weil das Parlament zu Paris und selbst auch die Minister denselben fast immer entgegen arbeiteten.

In England konnte die Inquisition am allerwenigsten eingeführt werden, weil diese Nation immer am meisten auf ihre Freyheit hielt, so viel Blutschulden dieselbe auch durch Ermordung vieler ihrer rechtschaffnen Lehrer und Mitbürger auf sich geladen hat. Eben so verhält es sich auch mit Teutschland, ob es der Pabst gleich mehrmalen versuchte, sein Mordtheater auch in Teutschlands Gegenden aufzurichten. Morden und Ketzer verbrennen und verfolgen war freilich auch hier Mode, aber eine förmliche Etablirung der Inquisition konnte, aller Versuche der Päbste ungeachtet, dennoch nicht zu Stande kommen.

In den Niederlanden richteten im 16ten Jahrhundert Kaiser Karl V. und Philipp II. König in Spanien, ein unabsehbares Elend an. Dumm und bigott genug eiferte letzterer noch weit tyrannischer als sein Vater. Er ließ, aller Vorstellungen von hohen und niedern Personen ungeachtet, alles in den Niederlanden hinrichten, was sich der Einfüh-

führung der Inquisition widersetzen wollte, ja es kam am Ende so weit, daß wer nur im verborgensten Winkel einen Seufzer für seinen Freund, der schon im Kerker saß, gen Himmel schickte, morgen schon auch ins Loch des Jammers und Elends eingesetzt wurde. Es mußte endlich die Inquisition siegen. Aber so sehr lange dauerte es nicht, so warfen die Niederländer das spanische Joch von sich, und sie verjagten auch sogleich die Inquisition aus allen ihren Grenzen auf ewig; selbst in dem dasigen spanischen Gebiet konnte sie sich nicht mehr erhalten, und man weiß daselbst nur noch etwas vom Titel und Namen der Inquisition. Wie viel Blutschulden haben nicht die römischen Päbste auf sich geladen! — Gott behüte uns nur vor der Religionsvereinigung! Er rüste von Zeit zu Zeit Männer aus, die das Gift, das hin und wieder im protestantischen Teutschland schon ziemlich laut hervorspukt, wieder vertreiben und uns Protestanten unsere alte teutsche Freyheit und die freye Religionsübung nach Christi Sinn und Evangelio, die Luther uns wieder herstellte, in aller Ruhe und Sicherheit erhalten.

Merkwürdige Vorboten der Reformation.

Ich komme nun endlich auch auf die Geschichte einiger rechtschaffner und frommer Männer, die wir nicht nur als Märtyrer der Wahrheit hochzuschätzen Ursache haben, sondern weil wir sie auch als merkwürdige Vorboten der so lang gewünschten Kir-

Kirchenverbesserung ansehen müssen. Man wird aber auch die Erzählungen von solchen großen Männern um so lieber lesen, da man aus dem bisherigen den Geist des alten Pabstthums einigermaßen kennen gelernt ha. Freilich waren es gleichsam nur Winke, oder kleine Excerpte, die ich aus der Geschichte jener gottlosen pfaffischen Tyranney und der erbärmlichen Dummheit des grösten Hauffens unter jenen Christen der mittlern (zum Theil auch neuern) Jahrhunderte geben konnte. Indeß hoffe ich doch, daß meine schon oben erwähnte Absichten nicht ganz unerreicht geblieben sind.

Mann würde schon der Ehre jener großen und rechtschaffnen Männer, die, wenn ich so reden darf, in den Zeiten des grausamsten Aberglaubens und Unwissenheit gelebt und sich um Beförderung der Wahrheit einen so unsterblichen Ruhm bey der Nachwelt erworben haben, ich sage, man würde schon der Ehre solcher Männer zu nahe treten, wenn man nicht auch etwas, und sollte es auch nur wenig seyn, von ihrer Geschichte und von ihrem Heldenmuth erzählen wollte, mit welchem sie die römische Kirche in ihren Schriften angegriffen und dadurch gleichsam den Weg zu der so lange gewünschten Kirchenverbesserung gebahnt haben. Hieraus wird man aber auch vorzüglich absehen können, daß diejenige Lehre, welche Luther der Welt so standhaft und heldenmüthig vorlegte und trotz alles feindlichen Widerstands behauptete, schon lange vorher da gewesen

sen

sen und gewissermaßen, gleichsam nur von kleinen Gesellschaften anerkannt worden seye, ehe die Welt je an einen Luther dachte, nur daß dieser gute Mann, wie ich schon anderwärts gesagt habe, unter günstigern Zeitumständen auftrat, welches wir alles an seinem Orte hören werden *). Aber es folgt deswegen noch nicht, daß irgend ein vernünftiger Lutheraner dem großen Geiste Luthers seine Verdienste um die Christenwelt absprechen könne, obgleich dieser große Mann kein inspirirter Apostel war, und auch nie als ein solcher Apostel für uns gelten kann. Er betrat den von seinen frommen Vorgängern schon gebahnten Weg zur Reformation nur mit der grösten Unerschrockenheit; übrigens wünschte er selbst, daß seine Nachfolger immer weiter gehen, ja daß sie ihn an bessern Einsichten in kirchlichen Einrichtungen sowohl, als auch in Beförderung christlicher Freyheit übertreffen möchten. Noch weniger folgt aber hieraus, daß die gnädige Vorsehung Gottes nicht den grösten Antheil an dem großen Glück habe, das sie uns doch wirklich selbst durch Luthern und durch seine Vorgänger verschaft hat. Doch dies nur im Vorbeygehen, bis sich weiter unten die Sache noch deutlicher aufklären wird. Ich komme daher auf die Geschichte uud Lehren einiger solcher merkwürdigen Vorboten der Reformation selbst.

Diese

*) Hierüber könnte etwa zum Nachlesen dienen: Adam Lebr. Müllers des standhaften Märtyrers Johann Hussens entdecktes Lutherthum vor Luthern 1728. 8.

Der vornehmste und gröste Mann, der sich schon am Ende des 14ten Jahrhunderts um die christliche Kirche und die Religion einen unsterblichen Namen bey der Nachwelt erworben hat, ist ganz unstreitig der berühmte englische Gelehrte, Namens Johann Wiclef. Allein auch hier ist es nicht nöthig ein Wunder zu suchen. Denn es gab zu allen Zeiten hie und da einige Männer, die sich den gottlosen Eingriffen der Päbste in die kaiserlichen und obrigkeitlichen Gerechtsame, worunter allemal auch die Religion und die rechte christliche Freyheit die gröste Noth leiden mußten, öffentlich und in Schriften widersetzten; eben so gab es auch hin und wieder einige rechtschaffene Prediger, die dem dummen Aberglauben des Volks Einhalt thun und demselben Schranken setzen wollten. Da ich aber weder eine weitläuftige, noch vielweniger eine zusammenhangende Kirchenhistorie, und eben so wenig Biographien schreibe, so begnüge ich mich nur von einigen Männern etwas zu sagen, welche theils kurz vor Wiclef, theils noch mit ihm gelebt und gegen die fürchterlichen Mißbräuche und Irrthümer der römischen Kirche geeifert haben.

Ausser den Waldensern und vielen ihrer berühmten Prediger gehören also hieher:

1. Ein gewisser Conrad Stiekna aus Oesterreich. Dieser Mann erhöhete seinen Verstand vorzüglich dadurch, weil er sich lange Zeit unter den Waldensern aufgehalten hatte.

Nach-

Nachher führte ihn das Schicksal nach Böhmen, worauf er Prediger in Prag wurde und großen Beyfall fand. Er starb aber schon im Jahr 1369 mithin ehe noch Wiclef aufgetreten war. Eben so widersprach der römischen Kirche auch:

2. Bis ins Jahr 1374 Johann Miliz, ein Canonicus und Archidiaconus zu Prag, der sich von seinem Eifer so sehr hinreissen ließ, daß er eine Bulle vom Pabst Gregor XI. öffentlich verbrannte. Der eifrigste und wichtigste Mann aber, der unter die würdigen Vorgänger des Wiclefs gehört, war endlich

3. Ein gewisser Matthias de Janua. Dieser Mann studirte in Paris, und ward nachher Lehrer auf der Universität zu Prag, wo er anfing der Abschaffung des Kelchs im Abendmal sich zuerst entgegen zu setzen, denn es war schon längst eingerissen, daß man nicht jedem Laien den Kelch im Abendmal mehr geben wollte. Endlich wurde er sogar auch Kaisers Karl IV. Beichtvater, welche gute Gelegenheit er erst recht dazu benutzte, den Eingriffen des Pabsts in die kaiserlichen Rechte Einhalt zu thun. Und solche rechtschaffene Männer gab es damals noch mehrere, die ich aber nicht alle anführen kann, weil sie sich doch nie so viele Freyheit herausgenommen haben, als

Johann Wiclef.

Dieses Mannes Schriften sind es eigentlich, welche schon in den Zeiten seines Lebens so großes Aufsehn machten, und in der Folge noch durch seine Schüler Veranlassung zu den größten und wichtigsten Revolutionen nicht nur in England, sondern auch selbst in Teutschland gaben, vorzüglich aber in Böhmen großes Blutvergiessen nach sich zogen. Ich denke daher, daß es wohl der Mühe werth seyn werde, wenn ich etwas ausführlicher von dem Leben, Lehren, und Schicksalen dieses großen Mannes rede.

Johann Wiclef wurde im Jahr 1324 geboren. Von seiner Jugend an studirte er sehr fleißig, vorzüglich aber machte er sichs zur größten Pflicht, neben dem Studium der Weltweisheit auch die heilige Schrift fleißig zu lesen und zu studiren, welches, wie bekannt, in den damaligen Zeiten etwas sehr seltenes war. Diese Bemühungen verschaften ihm nach und nach ungemein gründliche Einsichten in die heilige Schrift, wie man es nemlich zu seiner Zeit von einem solchen Manne erwarten konnte, so daß er bald einsehen lernte, daß die Religion der Christen aufs erbärmlichste verunstaltet und verfälscht worden seye. Aber zu gleicher Zeit mußte er auch einsehen, daß nur die Päbste und ihre Clienten, namentlich die Bettelmönche, an dem unabsehbaren Elend der Christen Schuld waren. Diese letzteren gaben ihm auch, so zu sa-

ab-

gen, die erste Gelegenheit, gegen die herrschenden abscheulichen Mißbräuche in der Kirche öffentlich zu schreiben; welches schon im Jahr 1360 geschahe. So wie nemlich diese fanatischen Köpfe, die Bettelmönche, durch ihre grausame Gewaltthätigkeiten fast den ganzen christlichen Occident in die fürchterlichsten Unruhen und Gährungen brachten, so kamen sie auch nach England, wo sie es eben so zu machen suchten, wie sie bereits in Frankreich, und vorzüglich auf der Universität zu Paris gethan hatten. In England gingen sie zuerst auf die Universität nach Oxford, wo sie sich gar bald nach ihrer Ankunft merken ließen, warum sie hier seyen. Sie erregten viele gefährliche Händel und Unruhen, indem sie die Studenten gegen ihre Vorgesetzten aufzubringen und dadurch die Rechte der Universität zu schmälern suchten. Die Universität aber, die sich ihrer Rechte von solchen müssigen und herumlaufenden Bettelmönchen nicht wollte kränken lassen, suchte wider diese ihre Feinde Unterstützung bey der Obrigkeit, so wie die Bettelmönche an den Pabst appellirten, als sie von Seiten der Universität einigen Widerstand merkten. Während diesen Händeln der Universität mit den Bettelmönchen trat nun Wiclef auf, und er schrieb eine Abhandlung wider starke und wohlvermögende Bettler. In dieser Schrift zeigte Wiclef den Unterschied zwischen der Armuth Christi und der Apostel, und zwischen der Armuth der Bettelmönche; die Pflicht gemeinnützig zu werden; den Bettelmönchen zeigte er endlich auch sehr klar und naiv,

daß

daß sie Müssiggänger und der Wohlthaten von andern gar nicht werth seyen. Hierauf wurden die Mönche sehr aufgebracht; allein die Universität, von welcher Wiclefs Abhandlung einen ausserordentlichen Beyfall erhalten hatte, nahm den guten Mann in ihren Schutz und machte ihn zum Magister. Unterdessen stiftete der Erzbischof zu Canterbury eine Art von Seminarium (eine Halle) worein er einige Schüler that, und unter welchen auch drey Mönche waren. Da aber diese Mönche, nebst ihrem Aufseher, der ebenfalls ein Mönch gewesen war, so viele Unruhen und Zwist in der Halle erregten, so jagte der Erzbischof den Aufseher samt den drey Mönchen fort, und setzte den Wiclef als Aufseher über die Halle. Gleichwohl verlor Wiclef hier sein Amt bald wieder; denn der Erzbischof, welcher bisher sein Freund war, starb und Simon Langham, Bischof zu Clugny, kam an seine Stelle. Simon Langham, der nun Erzbischof zu Canterbury worden war, trat wieder auf die Seite der Mönche, weil er ehedem selbst ein Mönch und Abt in einem Kloster gewesen; er setzte daher wieder Bettelmönche in gedachte Halle ein, und vertrieb den Wiclef samt seinen Schülern. Wiclef appellirte zwar an den Pabst, konnte aber keine Hülfe erlangen, weil er, wie leicht zu erachten, sich den Pabst schon zum Feinde gemacht hatte. Uebrigens hatte er eben wieder eine Schrift herausgegeben, worin er einen Mönch widerlegte, der die Rechte des Pabstes vertheidigt hatte, als König

Eduard

Eduard III. den bisherigen Tribut verweigerte. Die Mönche blieben also in ihrer Halle. Indes gieng Wiclef doch nicht von Oxford weg, sondern die Universität, die ihn bisher um seiner Verdienste willen geschützt hatte, machte ihn nun zum Doctor und ordentlichen Professor der Theologie. Jetzt stund er aber erst auf dem rechten Platz, wo er mit Nachdruck gegen den Pabst und die Bettelmönche predigen konnte. Er fing auch sogleich an, in seinen Lectionen den Eigennutz des Pabstes und der Mönche, als die Quelle des Verderbens in der Christenheit vorzustellen. Er empfahl seinen Zuhörern das fleißige Lesen der heiligen Schrift, so wie auch er selbst dieselbe sehr fleißig studirte und endlich anfing in seinen Vorlesungen solche Erinnerungen gegen das Verderben der Kirche zu machen, welche in der heiligen Schrift gegründet waren. Ob nun gleich schon verschiedene Männer vor Wiclef ihr Mißvergnügen über die päbstliche Usurpation und über den herrschenden Mißbrauch in der Kirche geäussert hatten, so war doch noch keiner so weit gegangen, als Wiclef, der so gerade auch auf dem rechten Platz stund, und überdies noch von der Universität als Mitglied geschützt und selbst von dem Könige geliebt wurde. Gleichwohl brach das Feuer jetzt aus, wie es bisher gemeiniglich zu geschehen pflegte, wenn ein verständiger und gelehrter Mann die Mönche, und namentlich die Bettelmönche angegriffen hatte. Der neue Erzbischof, der sich nun äusserst beleidigt sahe, wurde auf diesen Angriff sehr aufgebracht, und er

suchte es auf alle mögliche Art dahin zu bringen, daß Wiclef abgesetzt werden sollte. Der Erzbischof wendete sich an den Pabst, der es nach einigen, und wie es scheint mißlungenen Versuchen, bey der Universität dahin brachte, daß sie dem Wiclef Stillschweigen auferlegte. Man will zwar sagen, daß sie ihn auch abgesetzt habe; allein es ist unwahrscheinlich, daß Wiclef sein Amt auf der Universität völlig verloren habe; denn er hielt nachher, als er sich nahe bey Oxford aufhielt, noch immer öffentliche Vorlesungen, indem er sich gemeiniglich zur Sommerszeit in die Stadt begab. Dem sey aber wie ihm wolle, so nahm ihn doch der Herzog von Lancaster, der bisweilen auch Johann von Gent heißt, und der bereits bey abgenommenen Leibes- und Geisteskräften seines Vaters die Verwaltung der Staatssachen übernommen hatte, in seinen Schutz, ja er nahm den Wiclef sogar an seinen Hof, und vergönnte ihm einen freyen Zutritt zur Person des Herzogs. Da nun der Herzog selbst auch ein heftiger Feind der päbstlichen Geistlichkeit war, und er jetzt die Bedrückungen des Landes von der römischen Geistlichkeit befreyen wollte, so schickte er eine Gesandschaft an den Pabst nach Rom. Unter dieser Gesandschaft war auch D. Wiclef. Dies war für Wiclef abermals eine neue Gelegenheit, die Politik des römischen Hofes genauer kennen zu lernen, welches Glück nachher auch Luther hatte, und das ihm so großen Nutzen brachte. Freilich brachte die Gesandschaft weiter nichts in Rom zuwegen, als daß der Pabst versprach, die Pfründen, die der

engli-

englischen Kirche zugehörten, nicht länger mehr zu verleihen. Wiclef setzte daher seine Widersprüche gegen die römische Kirche und ihre Geistlichkeit immer heftiger fort, wofür ihn endlich der Herzog mit einer Pfarre zu Lutterworth, ohnweit Oxford, belohnte, und ihn dadurch mehr Musse zum Schreiben verschafte. Von diesem Dorfe aus gieng Wiclef nachher allemal des Sommers nach Oxford, wo er bisweilen noch öffentliche Vorlesungen hielt. Und dies ist auch der Grund, warum man glaubt, daß Wiclef seine Professur noch immer beybehalten habe.

So glücklich nun bisher Wiclefs Sache von statten gegangen war, und er so mächtige Stützen an der Universität und am Hofe gehabt hatte, so änderte sich doch im Jahr 1377 sein bisheriges gutes Schicksal, und die Tage der päbstlichen und Mönchsrache fingen an, über ihn hereinzubrechen. Es starb nemlich in diesem Jahr 1377 König Eduard III. und sein Enkel Richard II. der kaum 11 Jahre alt war, folgte ihm in der Regierung. Nun wurde aber auch die Sache für Wiclef sehr schlimm. Dem Herzog von Lancaster wurde zwar von Seiten des Parlaments die Vormundschaft über seinen Oheim aufgetragen, allein besondere Umstände gaben ihm Veranlassung, diese ihm aufgetragene Vormundschaft über den jungen König von sich abzulehnen, und er begnügte sich blos damit, daß er ein Mitglied des Collegiums wurde, welches zusammen die Vormundschaft über den jungen König führte.

führte. Bey dieser seiner veränderten Macht wendeten sich die Feinde Wiclefs nach Rom, und Pabst Gregor XI. schickte alsbald eine Bulle an den Erzbischof zu London, an den König und an die Universität zu Oxford. Der Pabst verlangte in seiner Bulle, in welcher er die Lehren und Irthümer Wiclefs anzeigte, daß Wiclef entweder sogleich ins Gefängniß geworfen, oder binnen drey Monate nach Rom geliefert werden solle; und der Pabst zweifelte nun gar nicht, daß man in sein Verlangen, welches freilich mehr Befehl war, willigen werde. Allein die Universität nahm die Bulle gar nicht an. Das Parlament konnte sich wegen dem Krieg, in den England mit Frankreich verwickelt war, auch nicht auf die Erfüllung der päbstlichen Foderungen einlassen; sie mußten das Geld zum Kriege, und nicht für den Pabst anwenden. Nur der Erzbischof zu London foderte den Wiclef vor eine Provinzialsynode; um aber dem Uebel vorzubeugen, welches auf dieser Provinzialsynode dem Wiclef hätte begegnen können, so brachte es der Herzog von Lancaster durch Drohungen dahin, daß der Erzbischof den Wiclef nicht festsetzen lassen durfte. Vor der Synode mußte Wiclef zwar erscheinen, aber er vertheidigte sich gut, und kam dadurch noch so ziemlich weg, ausser daß ihm das Predigen und Schreiben verboten wurde. Allein Wiclef fuhr immer im Schreiben fort, und im Jahr 1778 war schon seine Uebersetzung der h. Schrift in die englische Sprache zu Stande gekommen. Dadurch zog sich Wiclef abermal neue Feinde auf den Hals, und dieß waren die englischen

Geistlichen, welche behaupteten, dies wäre die Perlen vor die Säue geworfen. Sie baten daher das Parlament, daß es doch diese neu übersetzte Bibel unterdrücken sollte; allein vergebens. Und nun wurde die Bibel erst recht häufig gekauft und abgeschrieben.

Kaum war die Bibelübersetzung Wiclefs fertig, so erschien schon wieder fast zu gleicher Zeit eine Schrift von ihm wider die Lehre von der Transsubstantiation. Abermal ein neuer Stoff zur künftigen Verdammung Wiclefs und seiner Lehre, wozu aber jetzt schon durch den D. Barton, Vicekanzler zu Oxford, das eigentlichste Signal gegeben wurde. Barton brachte es nemlich dahin, daß die Universität endlich ein Decret entwarf, worin Wiclefs Lehre verworfen, und er und seine Anhänger mit dem Gefängniß und mit dem Bann bedroht wurden, wofern sie nicht von ihren Irrthümern abstehen würden. Indeß kam auch wieder ein neuer Erzbischof nach Canterbury, der ihn ebenfalls citirte, wo seine Lehren noch einmal auf einer Versammlung untersucht werden sollten. Allein da Wiclef seine Stütze, den Herzog von Lancaster, verloren hatte, so ging er nicht vor die Versammlung, und er berief sich darauf, daß er nur unter der Universität stünde, nicht aber unter dem Erzbischof von Canterbury. Gleichwohl wurden seine Lehren auf bemeldter Versammlung des Erzbischofs untersucht, und einige wurden auch, wie leicht zu

erwarten

erwarten war, für irrig, einige aber gar für ketzerisch erklärt. Hierauf entschloß sich Wiclef wieder nach seiner Pfarre zurückzugehen, wo er endlich 1384 an einem Schlagfluß starb, welches ein großes Frohlocken unter seinen Feinden erweckte, weil sie glaubten, daß dies eine Strafe von Gott sey, da er eines unvermutheten Todes sterben durfte. Die höchste Zeit war es zwar, daß Wiclef jetzt starb, denn sonst würde man wohl noch anders mit ihm verfahren seyn. Mochten sich seine Feinde nachher immerhin noch daran ergötzen, wenn sie seine Gebeine noch ausgruben und verbrannten! —

Nachdem ich nun bisher einen Auszug aus der Geschichte des Lebens Wiclefs gegeben habe, so komme ich endlich noch auf seine Lehren. Ich habe diese Beschreibung fürnemlich auch deswegen etwas umständlicher, obgleich nicht zu weitläuftig gemacht, weil man doch immer auch einige Personen darin finden konnte, die von der gemeinsten Meynung in der Kirche abgiengen, und die sich dem römischen Stuhl nicht so blindhin unterwerfen wollten. Eben aus dieser und noch aus andern Ursachen werde ich bey der Erzählung der Lehren des Wiclefs etwas weitläuftiger seyn müssen, denn man wird daraus einsehen lernen, daß beynahe kein einziger Artikel im 16ten Jahrhundert von den Protestanten wider das unwürdige Pabstthum behauptet worden ist, der nicht schon im 15ten Jahrhundert wäre eben so von vernünftigen unpartheyischen Christen behauptet worden. Es verstehet sich von selbst, sagt Hr. Dr.

Semler, daß in den alten Jahrhunderten eben diese Einsichten da gewesen sind, und daß die ungleiche und abwechselnde Beschaffenheit der Vorstellungen oder ihrer Verbindung mit den dazu gehörigen Gründen, zu der freyen und unabhängigen Abwechselung der eignen Erkenntniß gehört *). Zu den freyern Meynungen im 15ten Jahrhundert aber haben Wiclefs Lehren unstreitig zunächst das mehreste beygetragen. Hat auch indes ein Mann vor Wiclef (ich rede nemlich von Männern aus den Zeiten der mittlern Jahrhunderte) hie und da freyer geurtheilt, worunter hauptsächlich verschiedene waldensisch gesinnte Prediger gehören, so giengen solche Männer doch immer nicht so weit, als Wiclef gieng und leichter gheen konnte, weil er hohe Stützen an der Universität und an fürstlichen Personen hatte. Man wird überdies bey Hussens Geschichte finden, daß Huß, Hieronymus von Prag und noch viele andere rechtschaffne Männer wiclefitische Grundsätze hatten, z. B. schon ein ehrlicher Johann Gerson, der sich auf die alte Historie berief, und den wahren Grund von Freyheit der Kirche, zunächst von Christo hergeleitet, auch das Naturrecht dazu genommen hat; eben so schrieb Gerson schon 1412. de reformatione theologiæ, und suchte noch mit ausgezeichnetem Fleiß den Unterricht der Jugend zu bessern. Hottinger erzält auch sehr schöne Anmerkungen von solchen würdigen Predigern dieser Zeit. Was war aber auch natürlicher,

*) S. Hrn. Dr. Semlers Versuch eines fruchtbaren Auszugs aus der Kirchengeschichte, 2ter Band p. 78.

licher, als daß viele solche rechtschaffne Männer auftreten mußten, da Wiclef einen so zahlreichen Anhang in England hatte, und da viele von seinen Anhängern nach seinem Tode sich in Teutschland niedergelassen haben, weil man sie in England vertrieben hatte. Selbst die Concilien zu Costniz, zu Basel ꝛc. machten sichs beynahe zum einzigen Geschäfte, ausgenommen den einzigen Artikel von der Superiorität eines Conciliums über den Pabst, daß sie an der alten, vom Pabstthum hergebrachten, dummen und abergläubischen Religion hielten; hingegen aber alles für Ketzerey erklärten, was nicht im alten irrigen Gang fortgehen wollte, alle zum Feuer und Schwerdt verdammten, welche freyere Meynungen hegten und sich nicht mehr unter das alte Pfaffenregiment schmiegen wollten. Aber auch alle die vermeynten Irrthümer, die auf besagten Concilien verdammt wurden, und die, wie gesagt, den Hauptgegenstand der Verhandlungen daselbst ausmachten, lassen sich leicht erklären, wenigstens hat der Nichthistoriker ein weit helleres Licht davon, wenn er die Lehren Wiclefs kennen gelernt, oder auch nur mit einem Blick hat überschauen können. In eben dieser Absicht will ich auch die Hauptpunkte der wiclefitischen Lehren und Meynungen auf folgende Weise erzählen. Er lehrte

1. Von der Kirche:

a) daß nicht allein die Geistlichkeit die Kirche ausmache, sondern ganze Gemeinden der Christen heißen vielmehr zusammen die Kirche. (Dies war doch wirklich recht gut apostolisch

lisch gedacht, und dieser Begrif von der Kirche war jetzt in der That, da er seit langen Zeiten her erloschen war, etwas neues Es läuft auch den Absichten des Stifters unsrer Religion schnurstracks zuwider, wenn sich immer nur die Geistlichkeit für die eigentliche Kirche hält, wie in der katholischen Christenheit geschieht; und es ist daher leicht zu begreifen, daß in einer solchen Meynung beynahe der einzige Grund liegt, woher alle andere Mißbräuche in der Religion entstanden sind, Denn man merkt es sogleich daß sich irrige Meynungen in die Christenheit einschlichen, so bald die Kirchenväter sich selbst als die Kirche betrachten, und sagten: die heilige Kirche will, oder sie hat befohlen, daß man das und das halten soll.

b) Die Christen stehen alle insgesammt unter der königlichen Gewalt, oder überhaupt unter der weltlichen Obrigkeit. Diese könnten die Missethäter bestrafen und Abgaben fodern, so wie auch Christus der weltlichen Obrigkeit niemalen ihre Macht abgesprochen habe; ja er gab sogar selbst Abgaben, obgleich Christus selbst das Haupt der Kirche oder aller Christen seye. Der Kirchenbann hingegen seye eine Gerichtsbarkeit des Antichrists; und der Peterspfennig seye eine ungerechte Auflage. Ein rechtschaffner Mann müsse für keinen Ketzer gehalten werden. Kriege zu führen und Menschen hinzurichten hielt Wiclef auch für unrecht.

c) Der

c) Der Pabst seye nicht das Haupt der Kirche, und er sollte sein Ansehen und das Ansehen der Kirche nicht Christo entgegensetzen, (diese Artikel hat das Mönchsheer, der Erzbischof zu London und der abergläubische Haufen der Christen gewis für ketzerisch befunden).

2) Von den Sakramenten, worunter er blos sichtbare Zeichen einer unsichtbaren Sache verstand. Indeß nahm er doch,

a) wie gewöhnlich, sieben Sakramente an.

b) Eben so glaubte er auch die Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit; hingegen sagte er: das dreymalige Untertauchen seye unnöthig. Ungetaufte Kinder wollte er nicht verdammen *).

c) Beym

*) Was ich davon halten soll, daß man selbst in einigen Gegenden des Protestantismus an der Seligkeit ungetaufter Kinder lange her Bedenken getragen hat, weiß ich nicht. Es ist aber zu wünschen, daß verständige Prediger diesem Irrthum entgegen arbeiten möchten, wenigstens doch in denjenigen Gegenden bereits wo er noch herrscht. Es fällt mir auch eben bey, daß zeither im Würtembergischen, wenigstens in den meisten Gegenden auf dem Lande daselbst, ungetaufte Kinder heimlich bey Nacht auf den sogenannten Kirchhof oder Gottesacker getragen und ihnen ihre Ruhestätte nicht unter den getauften verstorbenen Christen gegönnet worden; sondern man legte sie ganz auf die Seite, so wie man auch denen Todten, die einer andern Religi-

c) Beym heiligen Abendmal verwarf er die Transsubstantiation, und nahm eine blos figürliche Gegenwart Christi an; was aber diesen Punkt betrift, so findet man in seinen Schriften, daß er hierüber nicht stets einig mit sich selbst war.

d) Was die übrigen Sakramente betrift, so tadelte er nur die Mißbräuche bey denselben, z. B. die Geldschneiderey der Geistlichen dabey. Die Ohrenbeichte sagte er, sey zu nichts weiter da, als daß die Geistlichen und Mönche die Familiengeheimnisse dadurch erfahren wollen, dagegen er also sehr aufgebracht war und die Ohrenbeichte schlechterdings verwarf. Die Buße seye ohne Besserung des Lebens nichts. (Ein ganz richtiger Grundsatz, den viele Pietisten sich wohl merken sollten, die so ganz wunderbare Begriffe mit der Buße verbinden.) Die Absolution aus menschlicher Macht, sonderlich Ablaßbriefe, seye weiter nichts in der katholischen Kirche geworden, als die ärgste Geldschneiderey. Sein Argument gegen die Macht, daß der Pabst die Seelen aus dem Fegfeuer befreyen könne, ist sehr artig angebracht: Entweder, sagt er, kann der Pabst alle Menschen aus

onsparthey anbiengen, einen besondern Ort zu ihrem Begräbniß anweißt.

*) Es ist dies freilich eine unergründliche Materie, wenn man sie nicht für ein Andenken an den Tod Jesu erklären will.

aus dem Fegfeuer befreyen, oder nicht. Kann ers, so ist er geizig und hat ein böses Herz, weil er nicht alle Menschen daraus befreyet, und nur diejenigen ein solches Glück genießen läßt, die ihm Geld dafür geben. Kann ers aber nicht, so ist er ein Betrüger, da er doch vorgiebt, er könne es, und nimmt den Leuten das Geld dafür ab. (Sehr schön und passend auf den Pabst; Luther konnte gegen den Ablaßkram nicht mehr sagen.) Anfangs scheint Wiclef die Lehre vom Fegfeuer doch geglaubt zu haben; indeß sagte er: könne nur ein andächtiges Gebet daraus erlösen. In seinen spätern Schriften aber scheint er diese Lehre für Irrthum zu erklären, wenigstens wenn man glaube, daß Menschen einander daraus erlösen könnten.

3. Von den Gewohnheiten der Kirche.

a) Wider das Singen in der Kirche war er sehr eingenommen: denn, sagte er, das Singen störe die Andacht, weil die wenigsten das Gesungne verstünden. Deswegen wünschte er auch, daß die Feyertage vermindert würden, weil man sie, wenn sie seltner wären, mit mehr Andacht feyern würde.

b) Ver-

*) Was den ersten Punkt in diesem Artikel, nemlich das Singen betrift, so gieng Wiclef wirklich hierin zu weit. Hätte er nur seinen Unwillen gegen das viele

b) Verwarf Wiclef die Canonisation der Heiligen.

c) Die

Geschrey der erbärmlichsten Litaneyen, Psalmen ꝛc. geäußert, das wäre wohl zu rechtfertigen gewesen; aber das Singen ganz zu verwerfen, ist offenbar zu weit gegangen. So wie man heutzutage ebenfalls zu viel thun würde, wenn man das Singen in der Kirche ganz und gar abschaffen wollte. Aber ein Lied beym Gottesdienst vor der Predigt, und ein paar Verse nach derselben gesungen, wäre indeß doch auch genug; und der übrige Gesang könnte gar füglich unterbleiben, weil langes Singen niemalen die Andacht befördert, ja im Gegentheil derselben ganz gewiß schädlich ist, wie ein Prediger, wenn er nicht gar zu sehr für das alte katholische Herkommen eingenommen ist, sehr leicht bemerken kann, und es auch viele Prediger schon bemerkt haben. Was aber nun endlich den zweyten Punkt in diesem Artikel, die Feyertage, betrift, so sind freilich überflüssige Feyertage, z B. die Frauenfeste, das Fronleichnamfest ꝛc. die Wallfahrten höchst überflüssig, und sie sind bereits zum Theil in einigen katholischen Ländern eingeschränkt worden. Aber was die Abschaffung aller Feyertage — das aber Wiclef nicht wollte — bey uns Protestanten in einigen Gegenden betrift, so muß ich gestehen, daß sie mir in mancher Rücksicht nicht gefällt. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Leute an solchen Tagen, die ehedem gefeyert wurden, eben nicht rechte Lust zum Arbeiten haben, welches allein die Abschaffung der Feyertage bewirken soll. Dadurch bekommen die Leute eben rechte Musse zum Müssiggang, wenn sie noch in keine Kirche gehen dürfen: da hingegen aber mancher rechtschaffne Mann manche fromme Hausmutter, die die Stille lieben, sich ofte an einem solchen Feyertage erholen und ihren Geist mit Gottes Wort unter-

c) Die Bilder, sagte er, könnten zwar gute Eindrücke machen. Allein die Pracht, mit welcher man sie in der römischen Kirche, als Muster der Heiligkeit aufführt, verleite zur Abgötterey.

d) Die Einweihung mit Wasser, Oel, Salz ꝛc. haben mehr Ansehen der schwarzen Kunst, als der wahren Religion, und sie verleite ebenfalls zur Abgötterey. Das Volk verlasse sich mehr darauf, als auf die göttliche Barmherzigkeit.

e) Ueber die Wallfahrten klagt er auch sehr heftig, wie zwar schon viele gutdenkende Männer vor ihm gethan haben. Und das ehelose Leben der Geistlichen, sagt er endlich noch, seye sehr schädlich. (In wie fern dies wahr ist, habe ich oben schon gesagt, da die Geistlichen mehr Unterthanen des Pabsts dadurch werden, und sie daher auch besser im Streit gegen die weltliche Obrigkeit gebraucht werden können.)

Dies waren ungefär die Hauptsätze der wiclefitischen Lehren, die schon vor dem Ende seines Lebens so viele Un-

halten könnten, welches aber alles beynahe nicht, wenigstens nicht in der Geistesruhe, geschehen kann, wenn die Gelegenheiten zu einer öffentlichen Predigt oder Andacht ihnen entweder durch geistliche oder weltliche Gesetze abgeschnitten sind.

Unruhen in England erregten, und wenn Wiclef nicht bald gestorben wäre, so hätte er gewis seine edle Freymüthigkeii wenigstens mit dem Gefängniß bezahlen müssen. Nach seinem Tode aber stund es gar nicht lange an, so war das Feuer, das diese Lehren in der römischen Kirche anzündeten, in volle Flammen ausgebrochen. Es war nemlich sehr leicht zu erwarten, daß ein Mann, wie Wiclef, der überdies bey Hofe so beliebt war, auch einen starken Anhang bekommen werde. Von Rom aus agirte man nun gegen die Anhänger des bereits verstorbenen Wiclefs, als gegen Ketzer, die man ebenfalls unter dem Namen Lollharden bezeichnete, weil dies der allgemeinste Titel der damaligen Ketzer seyn sollte. Als aber die Anzahl der Wiclefiten immer mehr herangewachsen war, so überreichten sie schon ungefär im Jahr 1395 eine Bittschrift an das Parlament, in welcher Bittschrift sie verlangten, daß die abscheulichen Mißbräuche in der Kirche abgeschaft werden möchten. Das Parlament schien zwar auf ihrer Seite zu seyn; indeß wendeten sich aber doch die Glieder des Oberhauses an den damaligen König Richard II., der sich sodann bereden ließ, viele Wiclefiten hinzurichten. Diesem Verfahren des Königes mit den unschuldigen Leuten widersetzte sich endlich doch das Unterhaus des Parlaments, und brachte es dadurch so weit, daß die Verfolgungen ein wenig aufhörten und noch viele Wiclefiten im Lande blieben. Gleichwohl dauerte die Ruhe gar nicht lange, sondern im Jahr 1401 wurden abermal die wiclefitischen Ketzer mit dem Scheiterhaufen bestraft; so daß selbst ein Bischof von London,

der

der ein Freund der Wiclefiten gewesen seyn soll, verbrannt wurde. In dieser Verfolgung aber sahen sich die guten Leute genöthiget, ihr Vaterland zu verlassen, worauf sehr viele nach Teutschland flüchteten, wo mit ihnen ebenfalls auch ihre Lehren und Meynungen ausgebreitet wurden, und welche, so zu sagen, die nächste Veranlassung gaben zu den böhmischen Unruhen, die aber zuerst durch die Anhänger der Lehren Wiclefs, Johann Huß, Hieronymus von Prag, Petrus von Dresden, und Jacobellus aus Meißen erregt wurden. Wir werden zwar, wenn wir jetzt auf die Geschichte und Lehren dieser Männer kommen, finden, daß nicht alles so geradehin wiclefitisch war, was sie sagten, sondern daß ihre Meynungen nur den Schriften Wiclefs zugeschrieben wurden, weil eben schon einmal diese Schriften im Ruf der stinkenden Ketzerey standen, und sie eigentlich die Veranlassung zum öffentlichen Widerspruch gegeben haben, obgleich anderwärts auch sehr über die Mißbräuche in der Kirche geklagt wurde. Man gieng auch anderwärts von der gemeinsten Theorie der Kirche ab; denn es mußte der gesunde Verstand überall einerley urtheilen, von der Macht des Bischofs in Rom, vom Fegfeuer, von der Messe für die Todten; von dem Werth und dem Charakter der Bettelmönche; von dem unaufhörlichen Gebrauch der Bilder; von allerley Weihen und Segnungen, von der Firmelung und letzten Oelung, von der übertriebnen Menge der Kirchen, Klöster und der Kapellen und der so sehr vielen Geräthschaften, Ceremonien, Festtage, Singstunden, aufgelegten Fasten ꝛc. Die Bestreitung aller dieser Sätze legte

man

man nun dem Wiclef bey; und es wurde alles, was Huß predigte, als wiclefitische Ketzerey angesehen. Zwar ist es wahr, daß Huß auch gegen solche Dinge eiferte; aber daß er schon anfieng gegen die Entziehung des Kelchs beym Abendmal zu eifern, und welcher Eifer nach seiner Hinrichtung noch immer mehr in Gang kam, ist eben so wahr, und hievon findet man in Wiclefs Schriften keine merkliche Spuren, obgleich auch zu seiner Zeit die scholastische Philosophie schon da war, welcher man eigentlich die Entziehung des Kelchs zu verdanken hat. Indeß hat aber doch Wiclef den Weg zu den Streitigkeiten eigentlich gebahnt, denn man wollte nun alle seine Anhänger unterdrücken und mit Feuer und Schwerdt ausrotten. Schon im Jahr 1409 verdammte der Erzbischof von Prag Wiclefs Schriften zum Feuer; und Huß, der dagegen eiferte, appellirte deswegen an den Pabst, welches er 1410 wiederholte. Aber nun wurde das Feuer erst recht angezündet; der Kardinal de Columna citirte den Huß, aber es half weiter nichts. Doch diese ganze Hußitische Geschichte ist zu sehr merkwürdig, als daß ich sie nicht ausführlicher beschreiben sollte. Ich komme daher auf diese Geschichte von Huß selbst, wie er auf der Kirchenversammlung zu Costniz feyerlich verdammt und dann auf dem Scheiterhaufen hingerichtet wurde.

Johann Huß war, wie bekannt, aus einem böhmischen Flecken, Hußmiz, gebürtig. Er studirte daher auf der Universität zu Prag, und wur-

de

de nachher Magister der freyen Künste. Sein gesunder Verstand, der sich in den damaligen Zeiten sehr auszeichnete, machte ihn wirklich auch bey dem Volke so beliebt, daß er neben seiner Magisterwürde auch eine Predigerstelle in Prag erhielt, und zugleich auch Beichtvater der Gemahlin des damaligen böhmischen Königes, Wenzeslaus, wurde. Seine Predigten verschaften ihm aber nach und nach immer noch mehr Beyfall, so daß er bald einen ausserordentlichen Zulauf und Anhang bekam. Inzwischen blieb er doch bey der römischen Kirche, so sehr er auch gegen die vielen Mißbräuche, die in derselben herrschten, gestritten hatte, bis ihm endlich seine Feinde die Falle legten. Sein brennender Eifer gegen die Mißbräuche in der Kirche, wurde ihm nun von seinen Feinden für wiclefitische Ketzerey ausgelegt, und da er auch wirklich ein Vertheidiger der Schriften des Wiclefs war, die eben zum Feuer verdammt werden sollten, so gab dieses eigentlich das Signal zum ganzen Lärmen, und dann endlich zu seiner Verdammung auf den Scheiterhaufen. Gleichwohl begieng er doch auch einen Fehler, der ihm fast nicht gut ausgerechnet werden kann. Denn nach der Verordnung des Stifters der prager Universität, Karl IV., sollten die Teutschen auf der Universität drey Stimmen, die Böhmen aber nur eine Stimme haben. Allein Huß, der aus Böhmen gebürtig war, brachte es aus einer unzeitigen Vaterlandsliebe, die ihm selbst protestantische Schriftsteller für einen gewissen Stolz auslegen, dahin, daß die

Teutschen ihre bisherigen Rechte zu drey Stimmen auf der Universität verlohren, und nur eine Stimme behielten, die Böhmen aber nur drey Stimmen bekamen. Hierauf verließ der damalige Doctor Hofmann die Universität Prag, und gieng mit den mehresten Studenten nach Leipzig, wo eben Friedrich der Streitbare auch eine Universität errichtet hatte. Dies erregte unter den Einwohnern zu Prag eine große Revolution; denn die Handthierung und Nahrung fieng nun an zu stocken, weil die Anzahl der Studenten abgenommen hatte. Indes bleiben doch noch viele Einwohner, und fürnemlich ein großer Theil des Landvolks seine Anhänger. Mittlerweile bekam er auch noch einige geistliche Gehülfen, z. B. den ebenfalls bekannten Märtyrer der Wahrheit, Hieronymus von Prag, den Jacob von Misa, der sonst auch Jacobellus heißt, und einen Prediger aus Dresden, Namens Petrus, welche zween letztere zuerst anfiengen, den Kelch beym Abendmal wieder auszutheilen. Noch ereignete sich ein anderer Zufall, der Hußens Tod beförderte. Es ließ nemlich der damalige Pabst Johann XXIII. das Kreuz gegen den König von Neapolis predigen; der Pabst versprach daher auch den Böhmen einen großen Ablaß, wenn sie sich wider den neapolitanischen König gebrauchen lassen würden. Huß, der schon lange über diese unverschämte Narrheiten aufgebracht war, ließ nun einen Zettel an die Kirchthüren zu Prag anschlagen, wo er zu wissen that, daß er eine öffentliche Disputation über den Ablaß halten wolle. Die Disputation kam auch wirklich

zu

zu stande, und er behauptete gegen seine Feinde, daß der Ablaß ganz und gar nichts sey, als eine Erfindung der Päbste. Hierauf kam die ganze Sache des Huß nach Rom an den Pabst, der ihn auch sogleich citirte. Als aber Huß nicht in Rom erschien, so that ihn der Pabst in den Bann und belegte ganz Prag mit dem Interdicte, bis Huß bestraft würde. Dieses Interdict brachte die Böhmen, die schon halb und halb über die Entziehung des Kelchs beym Abendmal mißvergnügt waren, endlich so sehr auf, daß es in Prag wirklich zu einem öffentlichen und gefährlichen Aufstand kam. Unter diesem Auftritt in Prag begab sich aber Huß weg, und er ging, um mehr Ruhe und Musse zu haben, nach seinem Geburtsort Hußmitz, wo er sich mit Bücherschreiben beschäftigte und den Schutz seines Gutsherrn genoß.

Während nun, da alles dieses in Prag und Böhmen vorgefallen war, arbeiteten die Bischöfe daran, daß ein allgemeines Concilium gehalten werden sollte, welches denn auch endlich auf Betreiben des damaligen Kaisers Sigismund zu Stande kam und nach Costnitz ausgeschrieben wurde. Hier sollte also die schon lange gewünschte Kirchenverbesserung tam in capite quam in membris et curia romana vorgenommen und alle Schismatica et haeretica beygelegt und ausgerottet werden. Auf dieses Concilium zu Costnitz wurde nun auch Huß vorgeladen, weil der Kaiser die böhmischen Unruhen ebenfalls auf dem Concilium dämpfen zu können glaubte. Anfänglich

wollte Huß nicht nach Costnitz gehen, denn er mochte ohne Zweifel schon wissen, wessen Geistes Kinder daselbst als Väter und Oberhäupter erscheinen werden. Weil ihm aber der Kaiser ein sicheres Geleit versprach, so entschloß er sich doch zur Reise. Unterwegens ließ er in vielen Städten, wo er durchreiste, und vorzüglich in Nürnberg, an den Kirchthüren öffentlich anschlagen, daß, so fern ihm jemand einen Irrthum oder falsche Lehre beweisen könnte, derselbe sich auf dem Concilio einfinden möchte, allwo er jetzt Red und Antwort davon geben werde. Gab ihm doch selbst ein Inquisitor die Versicherung seiner Unschuld, und ein sehr großer Theil vom böhmischen Adel war auf seiner Seite. Man gab ihm auch einige Männer als Advokaten mit, mit denen er auch am 3. Nov. 1414 in Costnitz ankam. Einige Zeit ward Huß zwar in Costnitz frey gelassen, weil ihn der böhmische Adel begleitet und es beym Pabste, der den Adel höflich aufgenommen hatte, dahin brachte, daß dem Huß versprochen wurde, es sollte ihm nichts Leides geschehen. Allein Huß genoß diese freye Ruhe doch nicht lange, und er wurde schon am 28. Nov. in Verhaft genommen, so sehr auch seine Advokaten, Johann de Chlum und Heinrich von Lazenbock, ja selbst der Kaiser Sigismund dagegen protestirten. Johann de Chlum schlug sogar ein öffentliches Patent an, worin er über dies ungerechte Verfahren mit Huß sehr laut klagte. Indeß antworteten die gewissenhaften Väter dem Kaiser nach ihrer einmal hergebrachten beliebten Maxime, daß man Ketzern keine Treu und Glauben

ben zu halten schuldig seye. Vergebens hielten die Böhmen um Hussens Loßlassung beym Kaiser an. Er wurde, nachdem ihn einige Geistlichen beym Concilium verklagt hatten und falsche Zeugen wider ihn aufgetreten waren, zum erstenmal verhört, und gleich nach diesem ersten Verhör, wo man ihn schon nicht einmal antworten und sich vertheidigen ließ, in ein hartes Gefängniß gebracht. Die Böhmen protestirten abermal gegen dieses noch grausamere Verfahren des Conciliums, und kaum konnte es der Kaiser dahin bringen, daß Huß in ein erträglicheres Gefängniß gebracht wurde, wo er die Freyheit hatte, Briefe nach Böhmen zu schreiben, die hernach Luther 1537 herausgab, und die auch in Hussens Werken selbst stehen *).

Unterdessen, da Huß lange gefangen saß, wollte er oft verhört werden; allein seine Bitten waren vergeblich, bis er endlich am 5. Juny 1415. vorgefordert wurde. Die Versammlung wollte ihn sogleich verdammen, und man schrie und lärmte so laut über ihn her, daß er fast kein Wort zu seiner Verantwortung vorbringen konnte. Selbst Sigismund konnte kaum einige Ordnung unter den versammelten Prälaten erhalten. Am 7. und 8ten Junius ward Huß abermals vorgenommen, und hier wurden ihm in Gegenwart des Kaisers viele irrige Lehrsätze Schuld gegeben, worunter z. B. waren, 1) daß er die

*) Historia et mon. Johannis Hussii et Hieron. Nürnberg, 1715. 2 Theile fol.

Transubstantiation leugne; 2) ein Priester, der mit Todsünden behaftet seye, könne keine Sakramente austheilen, (Huß deutete in diesem Stück sehr klar auf die römischen Pfaffen) 3) er wolle bey Wiclef seyn, d. h. er wolle bey Wiclef im Himmel seyn, 4) er hätte die Böhmen zum Aufruhr gepredigt, und nur er wäre Schuld, daß die teutschen Professoren von Prag wegzogen. 5) daß es der Lehre Christi nicht gemäß seye, Ketzer am Leben zu strafen; daß man der Kirche quae continet praedestinatos et bene viventes zu glauben schuldig seye; 6) daß man bösen Geistlichen ihre Einkünfte entziehen könne, (da hätte man freilich zuerst bey den Päbsten anfangen müssen,) 7) daß sehr oft kein wahrer Pabst und keine wahre römische Kirche oder Glaube gewesen seye. Diese und noch viele Lehrsätze gab man ihm Schuld, weil sie in allweg der damaligen gemeinsten Denkungsart zuwider liefen, und man sie daher für irrig und ketzerisch erklärte. Huß wollte zwar einige sogleich widersprechen und sich wieder bey andern vertheidigen. Allein das Geschrey der Prälaten war zu heftig; alle stürmten über ihn her, so daß selbst katholische Schriftsteller diesen Aufruhr auf dem Concilium nicht auffallend genug beschreiben können. Das Ansehen des Kaisers, welcher gegenwärtig war, konnte kaum wieder einige Stille und Ruhe unter den Prälaten herstellen. Endlich versuchte es aber der Kaiser, den Huß zum Widerruf zu bewegen; aber er richtete nichts aus. Auch viele vornehme Geistlichen und

Prä:

Prälaten redeten ihm in seinem Gefängniß zu, wo sie ihn öfters besuchten, daß er doch seine Meynungen aufgeben, und glauben sollte, was die römische Kirche (mater ecclesiae) schon längst gelehrt und geglaubt habe. Aber auch diese geistlichen Zusprüche an Huß fielen fruchtlos aus; er wollte schlechterdings nichts widerrufen, sondern er blieb bey seinen einmal angenommenen Meynungen und bey der erkannten Wahrheit unbeweglich *). Als die heiligen Väter des Conciliums nun sahen, daß Huß zu keinem Widerruf zu bewegen seye, so schritten sie ihren gewöhnlichen Weg weiter fort, und brachten den Huß noch einmal vor die Versammlung, vor welcher

*) Da ich sehr weitläuftig werden würde, wenn ich Hussens Antworten auf die ihm schuldgegebenen Lehrsätze erzählen wollte, und überdies nichtgelehrte Leser an dem, was bisher aus der Geschichte des Huß erzählt worden ist, genug haben werden, so muß ich die gelehrteren Leser auf die ihnen schon bekannten Monumenta Ioh. Hussii verweisen, woraus sie weitläuftige und gute Beantwortungen finden, und ich setze nur noch hinzu, was Hr. D. Semler hierüber geurtheilt hat, daß nemlich die Belesenheit und der scharfe Verstand sowohl, als Hussens edles Herz aus diesen Beantwortungen kenntlich genug seye; daß ohne heilige Entschliessung und lebendige Verabscheuung solcher teuflischen Lehrer der Christen, die diesen Mann feyerlich umbrachten, kein denkender Leser diese Geschichte betrachten könne; er wird daraus abnehmen, daß Hindernisse und Untersagungen der eigenen Kenntnisse und Urtheile, zu aller Zeit aus eben der Teufelsschule herkommen.

welcher er entweder widerrufen oder sein Verdammungsurtheil anhören sollte. Allein auch jetzt ließ sich der standhafte Zeuge der Wahrheit nicht von seinen Meynungen und Lehrsätzen abbringen. Endlich, da alle Versuche bey Huß vergeblich waren, so wurde er am 16. Jul. 1415 in der 15ten Session sammt seinen und den wicleffitischen Schriften zum Feuer verdammt, ungeachtet er gegen den Kaiser Sigismund sich auf das sichere Geleit berufen hatte, worüber, wie einige Schriftsteller sagen, der Kaiser wirklich nicht wenig schamroth wurde. Man schritt zur Execution, und übergab ihn dem Arm der weltlichen Obrigkeit, nachdem man ihm vorher alle priesterlichen Kleider ausgezogen, seine Haare abgeschnitten und ihm eine hohe, spitzige Krone, auf welcher 3 Teufel angemahlt waren, aufgesetzt hatte. Noch als man ihn schon an den Pfahl angebunden hatte, ritten der Pfalzgraf Ludwig und ein Graf von Pappenheim zu ihm hin und ermahnten ihn zum Widerruf. Aber Huß ließ sich nicht bewegen; er betete für seine Feinde und er sang noch auf dem Scheiterhaufen nebst andern Liedern das nicäische Glaubensbekenntniß, worauf er bald unter der ungemeinsten Standhaftigkeit von dem Rauch erstickt und sein Körper von den Flammen verzehrt wurde. Seine Asche wurde gesammelt und in den Rhein gestreuet, damit seine Anhänger dieselbe nicht sammlen, und sie anständig begraben könnten.

Hier

Hieronymus von Prag.

Ein vertrauter Freund von Johann Huß, der mit ihm in die Zahl der Märtyrer der Wahrheit gehört. Die Geschichte dieses Mannes ist auch eben so lehrreich, wie die Geschichte des Johann Huß. Anfangs redete dieser dem Hieronymus zu, er möchte doch zu Hause bleiben, weil er seines Lebens wegen in Gefahr kommen könne. Allein Hieronymus begab sich demunerachtet dennoch auf den Weg nach Costnitz, um da seinem Freunde beyzustehen. Indeß als er nicht weit mehr von Costnitz entfernt war, so hielt er doch nun beym Concilium um ein sichres Geleit an. Da ihm aber dieses abgeschlagen wurde, so begab er sich wieder zurück. Hierauf wurde er endlich vom Concilium förmlich citirt, und weil er nicht sogleich erschien, so stellte man ihm von Seiten der heiligen Väter nach; man bekam ihn zu Hirschau gefangen und schickte ihn an den Pfalzgrafen am Rhein, der ihn weiter nach Sulzbach bringen ließ, von wo aus er endlich am 23 May 1415 nach Costnitz ausgeliefert, und gleich bey seiner Ankunft in ein hartes Gefängniß gebracht wurde.

Gleich nach seiner Ankunft wurde Hieronymus vor dem Concilium verhört, wo er widerrufen sollte. Die Väter brachten es auch endlich so weit, daß der gute Mann wirklich im Monat September gedachten Jahres Hussens Lehre abschwur, in Hofnung sich die Schmerzen, die er in dem grausamen Gefängniß bisher ausstehn mußte, zu er-

erleichtern. Da er aber seines Widerrufs ungeachtet doch wieder ins Gefängniß gebracht wurde, so reuete ihn sein Widerruf, und er bekannte sich von neuem als ein Anhänger des Johann Huß. Er wurde also wieder zum Verhör gezogen. Aber nun war er zu keinem Widerruf mehr zu bewegen; er wurde daher auch ohne weitere Umstände am 10 May 1416 ebenfalls zum Tode verdammt, und auch noch an demselbigen Tage auf derjenigen Stelle, wo Huß verbrannt worden ist, in eben derselben Kleidung, und in einem Hut, woran rothe Teufel gemahlt waren, vor einer Menge Zuschauer öffentlich, und eben so feyerlich verbrannt. Er starb auch mit eben derselben Freude, wie sein Freund, Johann Huß ein Jahr vorher gestorben ist. So grausam und spöttisch wild konnte sich das Concilium an rechtschaffenen und frommen Männern vergreifen, sie wie Bestien zum Tode schleppen, um dadurch der christlichen Welt alle weitere Fortschritte zur Erkenntniß der Wahrheit zu versperren. Allein die Vorsehung konnte von Menschen nie ganz und gar zurückgewiesen werden, so viel Mühe sich auch diese gaben, und so sehr sie auch derselben entgegen arbeiten mögen. Johann Huß, sein Freund Hieronymus, Wiclefs Schriften ꝛc. waren nun zwar verbrannt, aber der gute Saame, der durch ihre Lehren ausgestreuet worden war, keimte gleichwohl so stark hervor, daß kein Concilium mehr im Stande war, denselben auszurotten, wie die böhmischen

Un:

Unruhen, die nach dem Tode dieser Männer entstanden, hinlänglich genug bestätigen.

Böhmische Unruhen.

Verschiedene Umstände trafen vor und nach der Hinrichtung des Johann Huß zusammen, daß die Unruhen, welche bisher in Böhmen bereits ausgebrochen waren, noch heftiger und allgemeiner wurden. Man hatte nemlich, wie ich schon anderwärts gesagt habe, noch ehe Huß hingerichtet wurde, schon angefangen, den Laien den Kelch beym Abendmal zu entziehen. Gegen diese üble Gewohnheit eiferten daher ein gewisser Petrus von Dresden und Jacob de Misa, der wegen seiner kleinen Statur auch Jacobellus heißt, und Prediger in Prag gewesen ist. Beyde fiengen an das Abendmal unter beyderlei Gestalt auszutheilen; und als Huß ins Gefängniß gebracht worden war, so unterstützte er ihre Meynungen in Briefen, die er noch aus dem Gefängniß an sie schrieb. Sobald aber Huß hingerichtet war, so wurden seine Anhänger erst recht erbittert, weil sie sahen, daß ihre Schriften, die sie beym Concilium zu Costnitz für Hussens Loslassung eingegeben hatten, nicht in Betracht gezogen worden waren. Sie wendeten sich also an die Universität zu Prag in Ansehung des Kelchs beym Abendmal. Sie fanden auch bey verschiedenen angesehenen Männern Beyfall; so daß sie bald hernach bey dem Könige Wenzeslaus die Erlaub-

niß, sich eigne Kirchen bauen zu dürfen, aus-wirkten. Allein die Ruhe, der man jetzt in dieser Sache entgegen zu sehen glaubte, wurde doch nicht hergestelit; denn Wenzeslaus mußte seine gegebene Einwilligung zur Erbauung neuer Kirchen für die Hussiten wieder zurücknehmen, weil ihm die Katholiken so sehr zusetzten. Bey dieser Gelegenheit brach das Feuer erst vollends aus, und zwar geschahe dieses auf folgende Art anfangs in Prag selbst. Wenzeslaus befürchtete nemlich einen Aufruhr, und befahl deswegen, daß alle Bürger ihre Gewehre ausliefern und abgeben sollten. Da nun zu gleicher Zeit die Hussiten auch angefangen hatten Processionen zu halten, so warf sich ein gewisser Johann von Trocknow, der, weil er nur ein Auge hatte, auch Ziska heißt, zum Anführer einer solchen Prozession auf, und so gingen die Bürger von Prag vor das Schloß des Königes hin, und baten ihn, daß er ihnen doch ihre Rechte lassen möchte. Der König willigte abermal darein, und Ziska nahm nun Gelegenheit, die Beschimpfung der Böhmen zu rächen. Er machte Anstalten zum Widerstande und versammlete eine große Menge Anhänger bey einer Stadt, welche ungefähr 10 Meilen von Prag liegt. Hier errichteten sie eine Vestung, die sie Tabor nannten, worin er den Hussiten den Umgang bey Haltung des Abendmals unter beyderley Gestalt verbot. Dies gab noch mehr Gelegenheit zu weitern und größern Unruhen. Denn die Hussiten stürmten nun das Rathhaus zu Prag, und stürzten sogar einige Rathsherren aus dem Fenster.

Sie

Sie zogen endlich fast durch ganz Böhmen und mißhandelten die Geistlichen und Mönche aufs erbärmlichste, so daß sie zugleich auch bey 560 Klöster ruinirten. Während diesen blutigen Auftritten starb endlich der König; allein die Unruhen wurden dadurch noch immer größer und gefährlicher, weil Wenzeslaus keinen eignen Prinzen zum Nachfolger hinterließ, und Kaiser Sigismund, ein Bruder des Königs, König in Böhmen zu werden hofte, den aber die Böhmen nicht haben wollten, weil er in Hussens Verbrennung eingewilliget hatte.

Nach einigen mißlungenen Versuchen, welche Sigismund unter diesen Gährungen gewagt hatte, nahm er endlich seine Zuflucht nach Rom, und Pabst Martin V. kündigte auch sogleich einen Kreuzzug gegen die unruhigen Böhmen an. Allein dieser Kreuzzug erregte nur noch mehr Verwirrungen im Lande. Alle Bürger zu Prag, und selbst die hohen Schulen verbanden sich durch einen Eyd, den Kaiser nicht zu ihrem Könige anzunehmen. Diejenigen Böhmen aber, die sich weigerten, solches zu thun, wurden von ihnen sehr heftig verfolgt: und die Hussiten tobten so fürchterlich, daß sie selbst viele verbrannten, welche ihre Meynungen nicht annehmen wollten, so wie auch Sigismund mit denen that, die er in seine Gewalt bekam. Der Kreuzzug nutzte also nichts, und der Kaiser mußte zu einem andern Mittel schreiten, welches darin bestund, daß er einige teutsche Fürsten zu Hülfe rief, worunter vorzüglich die Churfürsten von Brandenburg

burg und Sachsen, wie auch sein Schwiegersohn, Albert von Oesterreich waren. Aber auch diese Armee konnte nichts ausrichten, so stark sie auch war. Endlich aber erklärte sich der Prager Magistrat wieder für den Kaiser und er wurde in Brünn zum böhmischen Könige ausgerufen. Diese Veränderungen vermochten indeß doch nicht, die bisherigen Unruhen zu dämpfen; im Gegentheil wurden dieselbigen nur noch heftiger, besonders weil Sigismund diejenigen sogleich verdammte, die das Abendmal unter beyderley Gestalt empfangen wollten. Hierauf, weil die Böhmen ihren neuen König ganz und gar nicht haben wollten, so wählten sie sich ihre eigenen Reichsverweser; einige aber wählten den polnischen König, Uladislaus, und trugen diesem die böhmische Krone an; wieder Andere wollten auch den Großfürsten von Litthauen zum Könige annehmen. Letzterer nahm auch dies Anerbieten gerne an; allein da sehr viele Hussiten keinen ausländischen König haben wollten, sondern denselben vielmehr zum Lande hinausjagten, so entstand nun zwischen den Hussiten selbst eine große Spaltung. Die vornehmsten Sekten, die unter den Hussiten selbst aufkamen, sind vorzüglich die Calixtiner und die Taboriten; auch kann man die Orphaniten hieher zählen.

Diese böhmischen Partheyen waren indeß, so lange ihr Anführer Ziska lebte, immer mit dem Namen Taboriten bezeichnet, und ihre Trennung war nicht eigentlich davon eine Folge, daß sie in ihren gottesdienstlichen Lehrbegriffen nicht einig werden konnten, sondern die erste Ursach ihrer Trennung ist

mehr

mehr darin zu suchen, weil sie sich nach Wenzeslai Tode in zwey Haufen theilten, deren ein jeder einen eigenen Feldherrn hatte. So lange Ziska lebte, dachten sie wegen den unaufhörlichen Streifereyen, die sie verübten, fast gar nicht an ihren gottesdienstlichen Lehrbegriff; daher sie auch so lange vor innern Streitigkeiten bewahrt blieben. Allein nach des Ziska Tode entstand durch die Feldherrn dieser Partheyen, und auch durch die beyden Haufen der Taboriten selbst die eigentlich große Spaltung. Procopius der Große, der schon unter Ziska als ein Unterfeldherr gebraucht worden war, und der nun einen Haufen anführte, suchte sich zum Nachtheil der Reichsstände selbst zum größten Herrn aufzuwerfen und seine Anhänger wollten ihm gleichfalls dazu helfen, weil sie den übrigen nicht trauen zu können glaubten, die bereits einige andere äussere Vortheile genossen hatten. Da nun diese letztere nicht darein willigen wollten, daß Procopius der größte und einzige Herr unter ihnen werden sollte, so trennten sie sich von den Erstern und wählten sich alle Jahre wieder andere Feldherrn, und daher nahmen sie Gelegenheit, sich Orphanos oder Verwaisete zu nennen, weil sie auf diese Art öfters keine Anführer hatten. Diese Trennung verursachte also auch, daß sie nachher sich selbst unter einander verfolgten und mit vielem Blutvergiessen einander zu unterdrücken suchten, welches freilich erst alsdenn geschahe, da die eine Parthey jene Compactaten, die auf der Kirchenversammlung zu Basel mit den böhmischen Abgeordneten errichtet wurden, nicht annehmen

nehmen wollte. Es wurde nemlich auf diesem Concilium zu Basel darein gewilliget, daß 1) der Kelch beim Abendmal dem Volk ausgetheilt, und aller Gottesdienst in der Mutterspracbe verrichtet werden könne; doch merkte die päbstliche Gesandschaft noch an, daß dieses Nachgeben eigentlich keine Schuldigkeit sey, und daß gleichwol der ganze Christus im Abendmal bleibe, welches die Hussiten auch bekennen sollten. 2) Es sollten alle Todverbrechen bestraft werden; aber demunerachtet sollte eine geistliche Gerichtsbarkeit fortdauren. 3) Die Böhmen sollten zwar Lehrer haben, die die Gottesdienste in der Mutterspracbe verrichten sollten, aber diese Lehrer sollten von den Obern (Salva auctoritate Papae) bestellt werden. 4) Daß die Geistlichen keine Güter haben sollten; davon wollte aber die römische Kirche nichts wissen. Man sieht hieraus auch, wie listig die römische Kirche ihr Nachgeben auf Schrauben setzte, und daß niemalen eine Vereinigung mit ihr statt finden konnte. Gleichwohl begnügte sich die eine Parthey mit diesen vier Artikeln, und ließ endlich die Widersprüche gegen die römische Kirche fahren, daher man sie Calixtiner und Utraquisten oder gelindere Hussiten nannte.

Die Anhänger der andern Parthey aber, die sich nun eigentlich Taboriten und Orphaniten nannte, wollten ganz und gar nichts mit der römischen Kirche gemein haben, sondern sie trennten sich völlig von der römischen Kirche und also auch von den Calixtinern. Unter andern behaupteten die Taboriten,

daß

daß man in Ansehung der heiligen Schrift keine menschliche Autorität gelten lassen könne; man müsse die heilige Schrift aus sich selbst erklären, auf welche Weise sie auch das Ansehen der Kirchenväter verwarfen. Eben so wenig wollten die Taboriten von den Wissenschaften wissen, welches hernach die eigentlichen böhmischen Brüder von ihnen geerbt haben. Sie verwarfen die Lehre vom Fegfeuer; alle geweihete Sachen, die Bilder und das Meßgewand, sagten sie, wäre ein Kennzeichen der babylonischen Hure. Sie wollten auch keine Altäre haben; man sollte die Hostie nicht in die Höhe heben; desgleichen verwarfen sie auch den Meßkanon und die Ohrenbeichte ꝛc. Sie gingen also viel weiter, als die Calixtiner, mit welchen sie nur darin übereinstimmten, daß die Priester keine eigenen Güter besitzen sollten. Diese Taboriten und die Orphaniten aber hielten übrigens zusammen und sie machten eine Kirche zusammen aus, so daß sie oft gemeinschaftlich nach ihrem Berge und Vestung Tabor in Böhmen reisten, wo sie denn allemal von den Bewohnern des Tabors in Prozession und mit dem Abendmale empfangen wurden. Die Taboriten wurden aber in der Folge sehr von den Calixtinern verfolgt, und es entstanden nachher unter diesen sectirischen Partheyen die gefährlichsten und fürchterlichsten Unruhen, die fast zu allen Zeiten, bis auf die Reformation, ja selbst noch einige Zeit nachher fortdauerten, welches wir aber jetzt noch hören werden, wenn wir nun auf die Geschichte der böhmischen Brüder kommen.

Böhmische Brüder.

Der Ursprung der so genannten böhmischen Brüder gehört eigentlich in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, und sie stammen vorzüglich von denjenigen Calixtinern ab, welche abermalen über die Mißbräuche in der römischen Kirche, und vorzüglich auch deswegen verdrießlich worden waren, weil man ihnen von Seiten des römischen Hofes die schon längst gemachten Versprechungen nicht gehalten hatte. Auch wendeten sich zu diesen mißvergnügten Calixtinern die noch übrig gebliebenen wenigen Taboriten, weil diese ebenfalls keine Hofnung mehr haben konnten, daß sie wieder aufkommen und eine besondere Gesellschaft ausmachen würden. Es ist denn aus der bisherigen Geschichte der römischen Kirche schon längst bekannt, wie schlecht dieselbe ihr Wort halte, das sie um Frieden zu machen bisweilen ihren Gegnern gegeben hatte; und so ging es mit den Vertragsartikeln, die sie mit den Calixtinern auf einem Concilium zu Basel gemacht hat. Die Sache wurde immer aufgeschoben, bis man die nachgiebigen Calixtiner entweder mit List oder mit Gewalt zur Annahme aller römischen Meynungen zu zwingen Gelegenheit haben würde. Das Mißvergnügen der Calixtiner über die papistischen Betrügereyen also brach vornemlich auf einem Reichstage zu Prag aus, der im Jahre 1450 gehalten wurde *).

Was

*) Ich muß bey Beschreibung eines ganz kurzen Auszugs aus der Geschichte der böhmischen Brüder folgende

Was die Lehren und Namen dieser böhmischen Brüder anbelangt, so sind sie in ihren Lehrbegriffen nie lange veste geblieben, sondern sie änderten dieselben sehr oft, je nachdem sich auch die Zeiten veränderten. Anfangs waren ihre Lehrsätze keine besondere; sie wollten blos die Kirchengebräuche reinigen, ins

gende Ordnung beobachten, und um nicht weitläuftig zu werden, wenn ich die damalige politische Geschichte von Böhmen mit erzählen würde, so will ich blos 1) die Lehren und Namen dieser böhmischen Brüder, und 2) die Geschichte derselben, so kurz als möglich, erzählen. Nichtgelehrte Leser, für welche ich doch eigentlich schreibe, werden hieran genug haben, um einsehen zu können, wie immer näher dergleichen Gährungen und die daraus entstandenen Sekten zum Ziele der Kirchenverbesserung hingeführt haben. Gelehrtere, und in der Geschichte überhaupt geübtere Leser aber kennen ja ohnehin die hieher gehörigen Schriften und besonders auch einen Ludwig und Joachim Cammerarius, des letztern historicam narrationem de fratrum ecclesiolis in Bohemia et Moravia, welches Werk verdiente, daß man es wieder aufs neue herausgäbe, und mit Anmerkungen und Zusätzen bereicherte und verbesserte. Was Christian August Salig in seiner Historie der augspurgischen Confession von diesen Brüdern in Böhmen sagt, ist freilich genauer und richtiger, als die Schrift, welche G. Conrad Rieger „Alte und neue böhmische Brüder“ herausgegeben hat, besonders wenn es auf Darstellung des Unterschieds dieser böhmischen Partheyen ankommt.

indem die gelindern Hussiten oder Calixtiner so nachgiebig gegen die Römischgesinnten sich erwiesen hatten; sie behielten also die Lehrsätze der Waldenser und der Hussiten eine Zeitlang, bis sie endlich auch die Lehrsätze der Protestanten annahmen, aber so, daß viele zur lutherischen, viele auch zu der reformirten Kirche traten.

Die Namen, die sich diese Parthey selbst gab, sind Fratres unitatis, oder fratres legis et regulae Christi. Allen andern Benennungen und Sektennamen waren sie gram; sogar hasseten sie den Hussitennamen, und dieses geschahe vorzüglich deswegen, weil sich die Hussiten durch ihre unaufhörliche Grausamkeit so sehr verhaßt gemacht hatten. Hussens Ansehn verwarfen sie zwar nicht, sondern nur die Anhänglichkeit an dasselbe. Indes gaben ihre Feinde ihnen doch noch allerhand Namen, zum Beyspiel, wurden sie von denselben Piccarder genannt, weil so viele Waldenser in der Piccardie in den benachbarten Gegenden der Niederlande sich aufhielten; und daß diese Waldenser allezeit bey der römischen Kirche verhaßt waren, ist bekannt, daher auch alle damalige Sekten Waldenser heißen mußten, welche Ehre nun auch den böhmischen Brüdern widerfuhr. Und ob sie gleich die Anhänglichkeit an Hussens Ansehn verwarfen, so hieß man sie doch auch Hussiten. Neue Grubenhemier, weil diese Parthey ihre Zusammenkünfte ehemals in den Thälern und Gebürgen hielt. Adamiten, welches ebenfalls ein Sektenname war. Allein alle diese Benennungen

gen lehnten die böhmischen Brüder von sich ab; und sie gaben sich blos den Namen Unitas fratrum oder Fratres unitatis.

Die Geschichte dieser böhmischen Brüder, habe ich bereits gesagt, hat also ihren Ursprung im Jahr 1450 zu Prag auf einer Reichs- und Kirchenversammlung, wenigstens hat sie diesen Ursprung in den Weigerungen der römischen Kirche, die den Calixtinern ihr Versprechen nicht hielt, und abermalen neue Projecte aufs Tapet gebracht hatte. Es kamen zwar allerhand Umstände in dieser Zeit zusammen, welche die Trennung vieler gelinderen Hussiten von der römischen Kirche beförderten; und ich habe auch bereits einige davon angeführt. Allein noch einige andere Nebenumstände kann ich deswegen nicht übergehen, weil sie zum Theil auch zeigen, wie eigentlich die römische Kirche ihre abscheulichen Betrügereyen gespielt habe.

Die Calixtiner errichteten sich nemlich zu Prag mit Erlaubniß der Obern und des Magistrats ein eigenes Consistorium oder Administratorium. Nun sollte ebenfalls auch ein gewisser Johann Rokezan oder Rokyzana Erzbischof in Prag werden, der sich lange her von den Calixtinern recht gut gebrauchen ließ, und der sich vorzüglich auch auf der Kirchenversammlung zu Basel sehr hervorgethan hatte. Diesem Johann Rokezan versprach man selbst von Seiten der römischen Kirche das Erzbisthum zu Prag, sobald solches nemlich durch den Tod des damaligen

Erzbischofs, Conrads, erledigt seyn würde. Allein so wie die römische Kirche von jeher gewohnt war ihre Versprechungen entweder auf Schrauben zu setzen, oder sie gar nicht zu halten, oder wenigstens die Erfüllung derselben so weit als möglich hinauszudehnen, so ging es auch mit der Bestätigung Rokezans zum Bischof. Ueberhaupt ließ sich es die römische Kirche zu sehr merken, wie schlechte Gesinnungen sie gegen die Böhmen hege; denn was war niederträchtiger, als der Diebstahl, den der Kardinal St. Angeli an den Calixtinern begieng, da er nemlich denselben ihre Compactaten entwendete, die sie auf dem Concilium zu Basel bekommen hatten; dessen nicht einmal zu gedenken, daß sie die noch übriggebliebnen Taboriten bis aufs Blut verfolgte und gänzlich auszurotten suchte, zugleich aber mit dem grausamsten Eifer auf die Einführung aller römischen Gebräuche und Meynungen selbst auch unter den Calixtinern drang? St Angeli entwendete zwar jene Compactaten, und verwechselte sie mit einer schlechten Abschrift; allein er wurde noch erwischt, und man nahm ihm seine geraubten Compactaten wieder weg. Endlich wurde aber auch Constantinopel erobert, und es flüchteten sich aus diesen Gegenden verschiedene Griechen nach Böhmen, weil sie hier mit ihrer slavonischen Sprache, die in Thracien, Servien und Bulgarien geredet wurde, am besten fortkommen konnten. Diese Griechen waren nun schon längst wider die römische Kirche eingenommen, und die Trennung in Böhmen konnte daher um so leichter fortgehen, da diese Griechen auf solche Art den Unwillen

willen gegen die römische Kirche bey sehr vielen Böhmen ungemein beförderten. Hiezu kam noch, daß selbst Johann Rokezan nicht recht getreu mit seinen bisherigen Anhängern umgieng. Rokezan wollte es mit der römischen Kirche nicht ganz verderben, denn auf diese Art glaubte er, die Bestätigung seiner bischöflichen Würde eher zu erhalten. Er versprach den unterdrückten Taboriten und seinen mißvergnügten Calixtinern immer seine Hülfe, durch welche Versprechungen er die gänzliche Absonderung der Taboriten und der mißvergnügten Calixtiner immerdar zu hintertreiben suchte. Endlich aber bemächtigte er sich unter dem König Podiebrad einer Gerichtsbarkeit über die Calixtiner, die bis jetzt die herrschende Parthey in Böhmen geblieben war. Nun wollte Rokezan eben die Gewalt gegen die Taboriten und gegen die mißvergnügten Calixtiner gebrauchen, die die römische Kirche zu allen Zeiten gegen ihre Widersacher oder vermeynten Ketzer gebraucht hatte. Die Taboriten und viele andere klagten laut über seine Mißhandlungen, die er nun gegen sie unternahm, ohne daß der Pabst viel darum wußte, denn des Pabstes Hülfe glaubte er nun entbehren zu können. Seine Absicht bey der Unterdrückung der Taboriten und der mißvergnügten Calixtiner war freilich nicht, die Macht des Pabstes, sondern vielmehr seine eigene und des Königs Macht zu erhöhen; denn wäre dieses nicht gewesen, so hätte er die Sache ganz anders angreifen müssen, und der König würde ihm nicht so sehr beygestanden haben, weil der König eben nicht sehr gut mit dem Pabste stund. Alles

dieses nun zusammen genommen machte, daß die Taboriten und die mißvergnügten Calixtiner und viele nach Böhmen geflüchtete Griechen sich sowohl von der römischen Kirche, als auch von den in Böhmen herrschenden Calixtinern trennten und sich dann im Jahr 1457 in die schlesischen Gebürge flüchteten, wo sie bey Lythomißl, welche Gegend ihnen der König Podiebrad eingegeben hatte, eine eigne gottesdienstliche Gesellschaft und Kirchenverfassung errichteten. Anfangs begnügten sie sich mit solchen Priestern und Lehrern, die blos von ihnen gewählt waren; hernach aber ließen sie dieselben von waldensischen Priestern ordiniren. Indeß möchte man sich wirklich wundern, daß Podiebrad jetzt auf einmal so nachgiebig war, daß er diese Spaltung seiner Unterthanen zugab, da er doch vorher dem Rokezan zu seiner Gewalt verholfen hatte. Allein es geschahe dieses blos aus politischen Ursachen, so wie heutzutage die Toleranz in einigen Gegenden beynahe nichts anders zum Grunde zu haben scheint, als wirkliches Staatsinteresse. König Podiebrad sahe, daß selbst seine eigenthümliche Erbländer durch die bisherigen Kriege so sehr zerstört und entvölkert worden waren, daher er diesen Leuten, die sich bereits von ihrer bisherigen Parthey getrennt hatten, behülflich ward, sich zusammen zu halten und bey einander wohnen zu können, damit seine entvölkerten und verwüsteten Länder wieder angebaut und bevölkert werden möchten. So viel also von der Entstehung der sogenannten böhmischen Brüder.

Podiebrad hatte zwar freilich eben keine gar große Neigung zur römischen Kirche, ob er gleich bey seiner Bestätigung zum böhmischen König versprochen hatte, ein getreuer Anhänger derselben und des Pabstes zu bleiben. Und dieses merkte auch der Pabst gar bald, und besonders da er von der Gelindigkeit des Königs hörte, die er bey den neuen Spaltungen, die unter den böhmischen Partheyen entstanden waren, von sich blicken ließ. Der Pabst fieng daher an die Böhmen von ihrem Könige wieder abwendig zu machen, und den König selbst der Ketzerey zu beschuldigen. Hierauf hielten die benachbarten Fürsten eine Versammlung zu Eger, woselbst auch der böhmische König erschien und seine Rechtgläubigkeit so klar bewieß, daß sogleich ein Schreiben an den Pabst abgefertigt wurde, worin eine hinlängliche Rechtfertigung des Königs enthalten war. Denn der König versprach auf dieser Versammlung, daß er von nun an alle Ketzer, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, verdammen und verfolgen wolle. Er hielt auch wirklich sein Wort, denn schon um das Jahr 1460 und 1461 wurden die böhmischen Brüder sehr verfolgt, und sowohl der König als auch das calixtinische Consistorium zu Prag verbot von nun an bey Lebensstrafe allen andern als calixtinischen Gottesdienst. Gleichwohl sieht man auch hieraus, daß es dem Könige nie darum zu thun gewesen seye, die Meynungen der römischen Kirche und die Gebräuche derselben beyzubehalten, denn das Verbot des Königes und des calixtinischen Konsistoriums zu Prag galt den

Römischgesinnten eben so gut, als den abtrünnigen Calixtinern und den Taboriten ꝛc. Bey diesem Verbot hatten der König und die Calixtiner die Absicht, die böhmischen Brüder wieder zu ihrer Kirche zu bringen, indem sie auch die römischgesinnten Priester in Böhmen zwangen, das Abendmal unter beyderley Gestalt auszutheilen. Allein da die vielerley Gebräuche und Zusätze der römischen Kirche nicht gänzlich abgeschaft wurden, so erreichten sie ihre Absichten nicht, sondern die neue Parthey flüchtete immer weiter und suchte Hülfe und Zuflucht in andern benachbarten Gegenden.

Die gedachten Verordnungen des Königs gegen alle Nichtcalixtiner verursachten aber den böhmischen Brüdern nicht nur von dieser Seite her sehr harte Verfolgungen, sondern es ist leicht zu erachten, daß auch von Seiten des Pabstes dieselben Verfolgungen, und zwar auf folgende Weise, erneuert und vermehrt werden mußten. Pius II. der jetzt Pabst war, that den König Podiebrad in den Bann, und citirte ihn nach Rom, wo er sich wegen seinen Edikten gegen die Katholischen verantworten sollte. Ob nun gleich dieser Bann bald wieder von dem Könige abgenommen werden mußte, indem Kaiser Friedrich dem Pabste Vorstellungen that, und demselben zu verstehen gab, daß wofern der Bann nicht von dem Könige gehoben würde, dieser sich zu dem damals ziemlich mächtigen Churfürsten von der Pfalz schlagen könnte, der ohnehin der Clerisey so sehr abgeneigt seye, und wodurch geschehen könnte, daß

endlich

endlich das ganze Reich vom Pabst abfallen würde. Unter diesen Verwirrungen bekamen zwar die böhmischen Brüder einige Ruhe; und sie liessen sich jetzt einige Seniores und Lehrer von einem waldensischen Bischof in Oesterreich, Stephano, ordiniren, damit ihre Gegner nicht sagen könnten, sie hätten keine geweiheten Priester. Allein sowohl dieses, als auch daß sie keine Kriegsdienste bey den Böhmen nehmen wollten, vermehrte ihre Leiden nun um so mehr, und 1468 wurden sie auf königlichen Befehl als Piccarder sehr grausam verfolgt, welche Verfolgungen fortdauerten, bis endlich der König Podiebrad und Rokezan im Jahr 1471 starben. Die Kriegsdienste wurden von den böhmischen Brüdern um so eher gefordert, weil eben der König und die Calixtiner einen Ueberfall von päbstlicher Seite befürchteten, und in dieser Rücksicht hat der Bann, womit der Pabst den König belegt hatte, die grausame Wirkung, daß die guten Leute so sehr verfolgt wurden.

Unter der Regierung des folgenden Königs Ladislai hatten die fratres uniratis wieder eine erträglichere Zeit; denn Ladislaus hob die strengen Gesetze gegen dieselben wieder auf, um sie wieder in seine Lande zurückzubekommen, weil sie sich bereits schon in die morgenländischen Gegenden sowohl als auch in verschiedenen abendländischen zerstreuet hatten. Indeß trugen sie doch Bedenken, weil die Verfolgungen der Waldenser unter dem verhaßten Namen der Piccarder noch nicht gedämpft waren. Sie schickten

also immer mehrere Gesandten in die Gegenden von Constantinopel und Jerusalem, um ihre Gemeinden zu vermehren. Gleichwohl war Ladislaus später hin der römischen Kirche eben nicht so ungeneigt, als daß er derselben nicht auch etwas hätte zu Gefallen thun sollen; denn er suchte die römischen Kirchengebräuche wieder überall in seinen Landen, nemlich in Böhmen und in der Lausitz, einzuführen. Und dieses gab dem König, Matthias von Ungarn, der bereits auch König in Mähren und Schlesien war, Gelegenheit, die fratres unitatis ebenfalls zu verfolgen, die in diesen Gegenden sich zeither zum Theil aufgehalten hatten. Inzwischen wurden aber auch die Calixtiner von Seiten des Pabstes immer verfolgt, und dieses machte, daß selbst auch viele Calixtiner zu den böhmischen Brüdern übergiengen, so daß der fürchterlichen immer fortdaurenden Unruhen in Böhmen ungeachtet schon im Jahr 1500 bey 200 zahlreiche Gemeinden von böhmischen Brüdern angetroffen wurden.

Nachdem sich nun die böhmischen Brüder ungemein stark vermehrt hatten, so kam Kaiser Ferdinand nach dem Absterben des jungen Ludwigs, eines Sohnes von dem Könige Ladislao, auf den böhmischen Königsthron, da die Kirchenverbesserung bereits schon angefangen hatte. Allein dieser König verfolgte die guten Leute noch weit heftiger, so sehr sie auch schon zu Anfang dieses sechzehnten Jahrhunderts verfolgt worden waren, und so sehr Ferdinand übrigens als ein guter Herr gerühmt wird.

Die

Die böhmischen Brüder hatten sich auch bereits Mähren zu ihrem Zufluchtsort gewählt, und sehr viele adeliche Herrschaften nahmen sie zu ihren Unterthanen auf. Endlich wendeten sie sich auch an den Desid. Erasmus und an Lutherum ꝛc. so wie sie auch Gesandschaften nach Strasburg, Zürich, Basel und Bern abschickten, um sich mit auswärtigen Gemeinden zu vereinigen. Allein diese Vereinigung kam nicht zu stande, weil sie in einigen Lehrpunkten nicht einstimmig werden konnten. Sie gingen endlich in das entvölkerte Preußen; aber auch hier genossen sie die ihnen anfänglich bewilligte Freyheit nicht lange, weil sehr große Streitigkeiten entstunden, die ein gewisser Bened. Morgenstern durch eine Schrift de ecclesia erregte, und sich überhaupt dieser Mann der Ausbreitung der böhmischen Brüder sehr widersetzte.

Die Ursache, warum Ferdinand diese Leute so heftig verfolgte, scheint endlich diese zu seyn, weil er in seinen Erblanden die protestantischen Unterthanen nicht sehr beunruhigen durfte, im Fall er die ihm gehörigen Abgaben von ihnen erhalten wollte. Er verfolgte daher andere vermeynte sectirische Partheyen z. B. eben die böhmischen Brüder desto heftiger. Doch unter Ferdinands Nachfolgern erhielten diese Leute die Freyheiten ihrer Gottesdienste wieder, bis sie sich endlich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Pohlen mit den Reformirten vereinigten, weil sich die lutherischen Gemeinden zu keiner solchen Religionsmischung verstehen wollten,

ten, und die böhmischen Brüder alle ihre Meynungen doch nicht sogleich fahren ließen. In Böhmen vereinigten sie sich mit den Lutheranern im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, bis endlich alle Protestanten in Böhmen ausgerottet wurden, wozu der unglückliche Ausgang der böhmischen Unruhen und der Wahl des Churfürsten von der Pfalz die nächste Veranlassung gab, so daß diese alten böhmischen Partheyen nach und nach verschwanden. Denn die neuern mährischen und böhmischen Brüder sind aus den Ueberbleibseln nicht allein der vormaligen Brüder in Böhmen, sondern aller daselbst in großer Anzahl gewesenen protestantischen Gemeinden entstanden, ohne daß sie weder die völlige Kirchenverfassung, noch den Lehrbegriff derselben wieder hergestellt haben *). Alles dieses wäre nun ein kurzer Auszug aus der Geschichte der böhmischen Brüder. Sie weitläuftiger zu erzählen, war zu meiner Absicht unmöglich, weil freilich so viele politischen Umstände damit verknüpft sind, und die ich unmöglich in einem Buche, wie dieses ist, so genau mitnehmen konnte. Man wird indeß doch den ganzen Gang dieser Geschichte mit einem Blicke übersehen können, und mehr gehörte auch zu meiner Absicht nicht.

Noch

*) S. Baumgartens Geschichte der Religionspartheyen, p. 808. Anmerk. R.

Noch einige freye Urtheile und Vorbereitungen zur Reformation.

Die Geschichte des 14ten Jahrhunderts hat uns bereits schon große Männer als Vorboten der Kirchenverbesserung aufgewiesen. Nicht minder aber sind auch die bisherigen Erzählungen von den böhmischen Partheyen in einem solchen Gesichtspunkt anzusehen; so wie noch verschiedne andere im Reich herumschweiffende Partheyen und ihre laut gewordene, sehr freye, Urtheile über Kirche und Pabst in diesem Betracht merkwürdig bleiben. Es gab manche kleine Rotten und Secten, z. B. die Piccarden oder Begharden und sogenannte Adamiten, welche von Ziska mehrentheils ausgerottet worden sind. Ihre Grundsätze waren freilich schwärmerisch; aber sie sind doch ein Beweis, daß auch sehr viele, wirklich einfältige, Leute das Joch der römischen Kirche fühlten und nicht mehr unter dem Druck desselben leben wollten. Eben so sind auch die Flagellanten anzusehen, die noch immer nicht ganz ausgerottet werden konnten; ob sie gleich haufenweise verbrannt wurden. Indeß haben sich diese Flagellanten doch der kirchlichen Herrschaft entzogen und sie schrien sehr laut über die Misbräuche in der römischen Kirche. Unter andern Artikeln, die sie zu Sangerhausen vor dem Inquisitor bekannt hatten, sind auch diese, welche Hr. D. Semler in seinem Versuch eines fruchtbaren Auszugs ꝛc. eingerückt hat: „seit 60 Jahren „habe Gott den Pabst, die Bischöfe, Prälaten und „Priester aufgehoben; die Kirchen sind nun Stein-

„haufen

„haufen und Mördergruben; die Priester, so noch „von sieben Sakramenten reden, sind geistlich todt; „der Sprengwedel ist eine Mörderkeule, und die „Tropfen vom Weihwasser sind Funken aus der „Hölle; das ganze Officium, so man singt, ist „nicht besser als Hundegeheule; Firmelung ist nichts „als Betrug; die Juden sind nicht gefirmelt, und „haben doch so gut Bart und Seele als andere; „das Sakrament des Altars hat nicht Gott und „den Leib Christi realiter in sich; der Geiz der „Pfaffen ist so groß, daß sie so ein klein bisgen Brodt „theuer verkaufen; die Pfaffen sind ärger als Ju„das, der ließ sich doch 30 Groschen geben, sie „verkaufen aber Christum für einen Denarius. Das „Sakrament ist der Kukuk der Pfaffen; die Beichte „ist unnöthig; wer einem Pfaffen beichtet, der „wird nicht reiner, als wenn er sich an eine Sau „reibet; aller Ablas und alle Einweihung und Ein„segnung ist unnütz; schon lange herrschet der Anti„christ; man kann vor den Inquisitoren schwören „wie man will, und man braucht nicht seine Anhän„ger zu verrathen; es giebt kein Fegfeuer ꝛc.“ Sind nun alle diese Flagellanten, die dergleichen Bekenntnisse öffentlich ablegten, freilich sehr schwärmerische Leute, so zeigen sie doch, daß ein großer Theil Christen des päbstlichen Jochs überdrüßig war, und unter dem Druck desselben seufzten.

Aber nicht nur dergleichen freye Urtheile gemeiner und einfältiger Leute sind merkwürdig, sondern man kann auch mit allem Rechte sagen, daß die

Vorbereitungen zur Reformation auch darinn bestunden, weil die Gelehrsamkeit im 15. Jahrhundert wieder mehr empor kam. Die lateinische Sprache wurde selbst in Italien und anderwärts wieder blühender und von ihrer Barbarey, in die sie bisher verfallen gewesen war, gereinigt, und worin sich besonders ein gewisser Aelius Antonius in der zwoten Hälfte des 15. Jahrhunderts hervorgethan hat. Die Philosophie stieg gleichfalls, und griechische Professoren fand man hie und da. Die Errichtung neuer Akademien, die mit einander um den Vorzug zu wetteifern anfingen. So entstand die Universität Leipzig im Jahr 1409. als die mißvergnügten Lehrer und Studenten zu Prag ihren bisherigen Ort verliessen und sich unter dem Schutz des Markgrafen von Meissen und Landgrafen in Thüringen, Friedrich des streitbaren, begaben, der bereits die Leipziger Universität stiftete. Die Universität Erfurt, die durch den Stadtrath daselbst errichtet wurde. Die Universität Rostock, deren Stifter die Herzoge von Mecklenburg und ebenfalls, wie in Erfurt, der Stadtrath waren. Die Universität Löwen, Greifswald, Basel, Ingolstadt, Tübingen, welche letztere Herzog Eberhard im Jahr 1477 stiftete. Mainz, deren Stifter ein Graf von Isenburg, Erzbischof Doetherr war, Freiburg, in Breisgau, vom Erzherzog Albert und noch viele andere gute Schulen, deren Entstehung ins 15te Jahrhundert fällt; alle diese nützliche Schulanstalten verursachten eine Beförderung der Gelehrsamkeit, und gute Lehrer fand man jetzt bald eine

große Anzahl, so daß ein besserer Geschmack in mehrern Gegenden und Ländern entstehen mußte. *) Selbst die hebräische Sprache kam wieder empor, und ein Bischof Jacob Perez de Valentia zeigte gar

*) Freilich darf man den Werth dieser Schulanstalten und Universitäten, die man in dem 15. Jahrhundert hin und wieder stiftete, nicht nach unserm heutigen Zeitalter beurtheilen; sondern man muß sich, wenn man ihren Werth richtig beurtheilen und schätzen will, ganz lebhaft in jene Zeiten zurücksetzen. Jene alten Fürsten waren mehr an ihre Fehden gewöhnt, als daß sie sich um die Wissenschaften bekümmerten. Die Fürsten selbst waren zum Theil auch noch nicht so reich, daß sie einen hinreichenden Fond zu solchen Anstalten aus ihren eignen Kassen hätten austreiben und entbehren können. Man mußte sich öfters auf die Mildthätigkeit des Pabstes verlassen, der das mehreste Geld an sich riß, und nur bisweilen erlaubte, den ersten Fond aus Kirchengütern zu nehmen, und zum Glück waren in dem 15. Jahrhundert ein paar Päbste, die etwas auf Wissenschaften und Gelehrsamkeit hielten, mithin solche auch befördern halfen. So ließ der Pabst wirklich einige Kirchengüter zur Stiftung der Tübingischen Universität verwenden, und eben diese Universität läßt dann auch auf den Reichthum ihrer Schwestern und auf die Gelehrsamkeit überhaupt schliessen, die damals herrschend war, denn die Päbste verschenkten eben weiter nichts. Die Professoren zu Tübingen wurden von den Einkünften besoldet, die von fünf Parochialkirchen auf dem Lande, von ein paar Canonicaten und Präbenden in der Georgienkirche zu Tübingen zusammengeworfen worden waren. Kaum hatte der Professor der kanonischen und bürgerlichen Rechte 90=100 Gulden; und wenn er soviel

gar gute Bekanntschaft mit Rabbinen in seiner Erklärung der Psalmen. Der berühmte Reuchlin gehört

soviel hatte, durfte er schon keine Vikarien zum Lesen bestellen †). Sollen auch einige andere Universitäten reicher gewesen seyn, so ist der Unterschied eben doch auch nicht so sehr auffallend groß; man muß also dieses eben sowohl nach den damaligen Zeiten beurtheilen, als die Gelehrsamkeit darnach beurtheilt werden muß. Köpfe waren zwar immer da, die Epoche machten, und auch machen konnten. Selbst auf der noch armen Universität Tübingen, war z. B. Stoefler, einer der ersten mathematischen Professoren daselbst, der durch seine Sündfluthsprophezeyungen ganz Europa in Schrecken setzte, so daß man in Frankreich schon anfing Archen zu bauen. An andern Orten verkauften sie ihre Güter, die in der Ebene lagen, und zogen auf die hohen Berge, oder wie D. Luther von einem Bürgermeister in Wittenberg versichert, eine hinlängliche Quantität Bier auf den obersten Boden des Hauses bringen liessen. Indeß thaten solche Dinge und Meynungen der Abgeneigtheit gegen die römische Kirche nicht den geringsten Abbruch; der Geist des Widerspruchs konnte doch herrschend werden, und man hat Beweise genug, wie eben diese noch geringen Kenntnisse jenen offenbaren, oft recht lauten Widerspruch beförderten, der schon in den ersten Zeiten der Existenz besserer Schulen und Lehrer aufkeimte, und nach und nach immer weiter schritt, bis endlich mehrere Fürsten, ausser dem französischen Könige, mißvergnügt wurden, und dis lästige Pfaffenregiment von sich ablehnen wollten.

†) Sattiers Geschichte der Grafen IV Th. Beylage n. 21.

gehört auch unter die Zahl der damaligen guten Hebräer. Und alles dieses machte, daß auch hin und wieder bessere theologische Schriften geschrieben wurden, obgleich diese Schriften noch manches in dem alten Lehrgebäude der kirchlichen Dogmatik unberührt liessen. Kann ja auch nicht alles auf einmal besser werden! Johann Wesselus, von Gröningen, war ein so gelehrter Mann, daß selbst Luther bekennen mußte, daß Wesselus vom Geist Gottes gelehret seye, und daß man würde sagen können, Luther habe alles aus diesem Wesselus genommen, wenn es Luther eher gelesen hätte. Wesselus predigte und schrieb ebenfalls wider den Ablaß und schalt jene Pfaffen ganz ernstlich unwürdige und schändliche Buben, wie Luther sie nachher auch schalt. Ueberhaupt stunden seit Wiclef immer verschiedene gelehrte Männer auf, welche gegen den herrschenden Aberglauben, und vorzüglich auch wider die Macht des Pabstes predigten und sehr frey urtheilten. So schrieb selbst ein Kardinal de Cusa sehr gut de donatione Constantini, und bewieß, daß erst seit Pipins Zeiten die Päbste nach und nach eine weltliche Macht gehabt haben, und daß es mit den Schenkungen Konstantins an den römischen Bischofsstuhl nicht eben die Bewandniß habe, wie die Päbste nunmehro glaubten.

Nicht weniger als die steigende Gelehrsamkeit und die freyen Urtheile, trugen auch verschiedene und mächtige Fürsten dazu bey, daß die Reformation

in

in capite et membris mit allem Ernst sollte vorgenommen werden. Ludwig XII. König in Frankreich, ließ seinen Unwillen gegen den Pabst und den römischen Stuhl so bitter aus, daß er die Stadt Rom ein Babylon nannte und ihr selbst den Untergang drohete. Schon im Jahr 1503. mußte Pabst Julius II. als er den päbstlichen Stuhl besteigen durfte, versprechen, ein allgemeines Concilium binnen zwey Jahren zu halten, und darauf die Kirche zu reformiren. Allein da Julius sein mit einem Eid verbundenes Versprechen nicht hielt, so verband sich der König Ludwig XII. nebst noch einigen andern gutgesinnten Potentaten mit dem Kaiser Maximilian im Jahr 1511, und diese liessen nun durch einige besser gesinnte Kardinäle ein Concilium nach Pisa ausschreiben, wo man das Werk der Kirchenverbesserung mit allem Ernst angreifen und betreiben wollte. Dieses Concilium wurde auch wirklich angefangen, aber der Pabst Julius II. sowohl, als sein Nachfolger Leo X. widersetzten sich beyde den Aussprüchen dieses Concilii, und letzterer brachte es durch seine Arglistigkeit endlich so weit, daß das Concilium von Pisa weg verlegt und von ihm in dem lateranischen Pallast zu Rom fortgesetzt wurde. Daß aber in Rom ein ordentliches Concilium gehalten, und etwas für die Kirche heilsames ausgerichtet werden konnte, daran hatte man schon längst gezweifelt und es auch, wie ich schon oben bemerkte, dem Pabste und seinen Lieblingen ins Angesicht gesagt, daß Rom gar nicht der Ort seye, wo ein allgemeines Concilium gehalten werden könnte. Und die

Erfahrung hat es auch, wie bisher, bey der Fortsetzung des pisanischen Conciliums im Lateran deutlich genug bestätigt, was jene Väter von römischen Kirchenversammlungen hielten. Denn kurz vorher, ehe Luther zu reformiren angefangen hatte, appellirte die Universität zu Paris auf ein anderes allgemeines Concilium, wobey das Ansehen des Pabstes gar nicht in Betracht gezogen werden sollte. Selbst als auch der Pabst das bemeldte lateranische Concilium am Ende nicht wollte gelten lassen, weil verschiedene Kardinäle ihm nicht zu Gunsten sprachen, so liessen eben diese Kardinäle 1512 ein Decret ergehen, daß dieses Concilium nicht sollte gänzlich aufgehoben werden, bis die Kirche durchaus reformirt seyn würde. Und dieses sind doch lauter Beweise von dem Verderben, das damals in der Christenheit herrschte, und welches man alles schon vor Luthern erkannte und mit dem grösten Mißvergnügen ansahe, obgleich der berühmte Jesuit Maimburg sagte: die Kirche wäre vor der Reformation in gutem Stande gewesen. Doch was soll man hievon noch mehr sagen, da so viele damals lebende Männer so laut über das Verderben in der Kirche klagten? Wer mehrere solcher Zeugnisse lesen will und kann, der lese nur Johann Wolffs Memorabilia, die Autores Catalogorum testium veritatis, Johann Heinrich Höttingers hist. Reform. viele Klagen des Erasmus, Luthers, Melanchthons und noch mehrerer anderer rechtschaffnen Männer, z. B. eines Bischofs Adolphs zu Merseburg, der ein gebohrner Fürst von Anhalt war, und selbst des

nachherigen Beförderers der Reformation, Georgens, Fürsten zu Anhalt, und endlich noch den alten Bericht, dessen der ehemalige Consistorialrath D. Cyprian zu Gotha aus einem alten Manuscript Meldung thut, das von einem Friedrich Mecum (Myconius), der vom Jahr 1524 bis 1541 Superintendens zu Gotha gewesen ist, herrühren soll *). Was von diesem alten Berichte des Myconius in Tenzels Schrift steht, lautet ungefär also: „Von Christo und seinem Leiden predige man nur historisch, wie von Fabeln aus dem Homer, aber nichts von dem Glauben, dadurch Christi Gerechtigkeit und Heiligkeit ergriffen wird. Christum beschreibe man als einen strengen Richter, der alle diejenigen verdamme, die nicht durch Fürbitte der Heiligen Hülfe erlangen. Die Mariam und die Heiligen, nebst der Mönche Fürbitte und Werke, müsse man zu Hülfe nehmen. Man predige nur zum Nutzen der Geistlichen; die zehen Gebote aber erkläre man nicht. Wer dagegen etwas einwende, den verdamme man zur Höllen, oder wenigstens ins Fegfeuer. Um daraus erlöset zu werden, müsse man viel Fasttage halten, das Vater Unser, Ave Maria, die Rosenkränze, die

*) S. Wilhelm Ernst Tenzels historischen Bericht von der Reformation, mit D. Cyprians Vorrede und Urkunden. 1718. wie auch Comment. historicum et apologeticum de Lutheranismo, welchen der berühmte Ludwig von Sekendorf gegen den vornehmen französischen Edelmann und Jesuiten, Maimburg, herausgegeben hat. Lib. I. Sect. 2. Addit. I. p. 3. ff.

die Gebete St. Urselen und St. Brigitten unzählig gemal herplappern, eben so auch die Psalmen, und das Breviarium. Man höre nichts als schreyen, blöken und murmeln ꝛc. nach dem Exempel der Heiden. Die Pfaffen, Mönche und Nonnen sollten die Leute erlösen. Und dadurch nehme man den Leuten nur das Geld ab. Fleisch, Butter und Käse zu essen seye zwar verboten, aber ums Geld erlaube man es doch, dergleichen Speisen zu essen. Der Festtage und der Wallfahrten seye kein Ende, und in allen Wäldern und fast auf allen Bergen könne man Ablaß holen. Gleichwohl könne man auch zu Hause bleiben, und den Verdienst der Wallfahrter ums Geld verdienen. Die Wallfahrter seyen die lasterhaftesten Leute. Man habe neue Sakramente, die Firmelung, letzte Oelung und den Chrisam, oder die Priesterweihe eingeführt. Die Bischöfe hätten zu der Zeit nie gepredigt, sondern immer nur Pfaffen, Kirchen, Capellen, Kirchhöfe, Glocken, Altäre, Bilder, Kuchen und Fladen eingeweyhet. Knochen, Schedel, Haare hätten müssen als Reliquien der Heiligen verehrt, und ihnen Geld geschenkt werden, wenn man selig werden wollte. Ungehorsame Kinder wären von ihren Eltern weg und in die Klöster gelaufen, wo sie dann als heilige Leute passirten. Nur Mönche hätten Messen für Verstorbene gelesen; und das mußte noch sehr theuer bezahlt werden. Gotha habe nicht über 700 Bürger gehabt; und gleichwol mußte die Stadt 14 Canonicos, 40 Meßpriester, 30 Augusti-

gustinermönche, zwey Termineyer Brüder und 30 Nonnen ernähren. Diese Leute sollten andern den Himmel verdienen, und übten doch selbst Hurerey, Ehebruch und Sodomitereyen aus. Den Pabst aber ehrten diese gottlosen Leute, wie Gott ꝛc. ꝛc.“ So unzufrieden über die Clerisey waren schon sehr viele Männer kurz vor Luthern, und sie predigten schon gegen die Ablaßkrämerey, z. B. Sebastianus, der in Erfurt Doctor der Theologie und Prediger war. Es wird die Zeit kommen, sagte dieser Mann einmal, daß man euch das Evangelium wird aus dem Buche lesen; eurer etliche werdens erleben, ich werde es nicht erleben. Zu gleicher Zeit lebte ein Prior, D. Andreas Proles, in einem Kloster bey Wernigerode, der unter dem Lesen oft zu sagen pflegte: Ihr höret, lieben Brüder, das Zeugniß der h. Schrift, daß wir aus Gnaden sind, was wir sind, und aus Gnaden haben, was wir haben: woher kommen nun so große Finsternisse und greulicher Aberglauben! O ihr Brüder, die Christenheit hat einer starken und großen Reformation vonnöthen, welche ich nun sehe nahe zu seyn! Und alles dieses gehört also unstreitig zu den Vorbereitungen, die vor Luthern in Ansehung der Reformation vorhergegangen sind. Aber noch gehört hieher die Tezelische Ablaßkrämerey, die eigentlich, wie bekannt ist, das Signal zum Anfang der Reformation gab.

Daß gegen den Ablaß schon lange her gepredigt worden seye, ehe der unverschämte Johann Tezel her-

herumlief, und seine Ablaswaare sehr theuer verkaufte, haben wir bereits gehört, und daß nun auch Kaiser und andere Fürsten und vornehme Herren diesem Ablaswesen Einhalt thun wollten, beweißt selbst schon der Reichstag, den Maximilian nach Trier und Cölln ausschrieb, wo dem Pabste mit allem Nachdruck vorgehalten wurde, daß er doch allererst das Gotteslästern, worunter wahrscheinlich auch die Ablaskrämerey verstanden werden kann, und das greuliche Zusauffen abschaffen solle. Gleichwohl ließ der Pabst auf diesem Reichstage durch seinen Kardinal, der als Legat erschienen war, vortragen, daß über das Ablasgeld auch noch ein jährliches Gefäll, nemlich ein sogenannter Schneeberger Groschen auf ein jegliches Haupt im h. Reiche geschlagen werden sollte, damit man den Krieg wider die Türken fortsetzen könnte. Aber da man wohl sahe, daß es dem Pabste eben nicht sehr um den Türkenkrieg zu thun war, so wurden ihm diese unverschämten Foderungen gerade hin abgeschlagen. Ja man schrieb schon 40:50 Jahre vor diesem Reichstag wider den Ablaß, und zum Beweise mag dienen, was im Jahr 1457 der Kanzler am Churmainzischen Hofe, Martin Meyer, an den damaligen Kardinal, Aeneas Sylvius, schrieb, als er ihm zu dieser neuen Würde Glück wünschte: „täglich werden neue Ablasbriefe ausgegeben, um Geld zusammen zu schinden. Die Zehnten auch ohne Vorwissen der Prälaten erzwungen, und das unter dem Schein, als müsse man es zum Kriege wider die Türken anwenden.“ Aeneas Sylvius antwortete

aber

aber dem guten Meyer, daß es ungerecht gehandelt wäre, wenn man den Verordnungen des Pabstes widersprechen wollte, und man müsse denselben unverbrüchlich nachkommen, auch das Geld für den Ablaß müsse man ihm geben. Und in einer solchen bösen Sprache redeten die Päbste immer fort, was auch Könige und Fürsten dagegen einwendeten. Selbst jene vielen Gravamina (Artikel, worin sich mehrere teutsche Fürsten und Prälaten über die lose Kirchenzucht und die Geldschneidereyen des Pabstes beym Kaiser Maximilian beschwerten) drangen nicht durch, so daß die Klagen über diese abscheulichen Dinge immer fortdauerten, wie in Myconii teutscher Chronik deutlich genug beschrieben ist, wo es heißt: „Der Pabst schickt in die Land Ablaß, und ließ predigen, daß wer zur Steuer wider den Türken, oder zum Gebäu der neuen Kirchen St. Peters Geld einleget, der sollt Vergebung der Sünden haben von Schuld und Pein. Es sind noch die Brief und Bullen vorhanden, die magstu lesen. Und kam schier alle Jahr ein neu Gnad und Ablaß von Rom. Und wiewohl dieses unzehlig Geld truge, denn alle Spinnerin, Wittfrauen, auch die das Allmosen nahmen, wollten Ablaß lösen, und ihrer Freund Seelen, die sie alle im Fegfeuer achteten zu seyn, erlösen, legten 1. 2. 3. 4. 5. Schneeberger, löseten auch Ablasbrieff, daß wo es hätte länger währen sollen, Teutschland weder

der Heller noch Pfennig behalten hätte: noch war der Pabst und die Wahlen nicht gesättiget, und kam doch das Geld weder wider den Türken noch zum Gebäu, sondern gerieth an des Pabstes und der Kardinäl Pracht, Hochmuth und Römische Büberey, wer dawider redte, den verbrannt man ꝛc.“

Unter Leo X. Regierung wurde die Ablaßkrämerey noch weit häßlicher und fürchterlicher, als sie bisher je gewesen war. Leo war ein üppiger Prinz, und da er alles verschwendete, so war es ihm unmöglich, den angefangenen Bau der Peterskirche zu Rom fortzusetzen. Er mußte also immer Ablas verkaufen, und das that er mit einer weit größern Unverschämtheit, als seine Vorfahren bisher gethan hatten. Vorzüglich übertrug er diesen Handel einem seiner Höflinge, Nasmens Johannes Angelus Arcimboldus, den er über die mehresten teutschen Gegenden und auch über die nordischen Reiche setzte, mit dem Titel eines Probsts von Arcisate, apostolischen Protonotarii und Referendarii, zu dem sich unter andern herumschweifenden Bettelmönchen endlich auch Tezel gesellen mußte. In derjenigen Qualität, wie hernach Tezel erschien, ist also Arcimboldus vorher schon da gewesen; nur daß dieser, wie man in einer Lübeckischen Chronik ließt, mit mehrerem Pracht agirte; daß er nemlich zu Lübeck sehr fürstlich lebte, daselbst einen von Silber fürstlichen Credenztisch machen ließ, dazu auch silberne Kessel

und

und Bratpfannen, das doch bey Fürsten ungewöhnlich ist *). Besonders in den nordischen Reichen trieb Arcimbold in kurzer Zeit eine ungemein große Summe Geldes ein; allein der damalige dänische König jagte ihm die ganze Summe wieder ab. Wie unzufrieden also man auch in diesen Gegenden über den Ablashandel gewesen seye, mag hieraus deutlich genug bewiesen seyn, und man darf nur noch hinzusetzen, was der damalige päbstliche Legat Raymund, den Kardinälen sagte, die ihn bey seiner Anwesenheit in Rom fragten, was die barbarischen Völker von dem Pabste und von der Stadt Rom sprechen; Raymund mußte unverholen antworten: die ganze Welt klage über die Pracht und Schwelgerey der Kardinäle, und wenn die Leute nicht sehen, daß ihr euch bessert, so wird unsere ganze Republik in Gefahr stehen. Sie wunderten sich über dieses gute Lob, gaben ihm aber durch ihre Antwort, daß er nemlich selbst Schuld an diesen Klagen der Welt seye, weil er so großen Pracht getrieben habe, zu verstehen, daß er künftig nicht mehr de reformatione sprechen sollte. Raymund merkte sich dieses auch, und schwieg.

Die Oberkommission über den Ablaß, den man in Teutschland herumtrug und feil bot, hatte nun, ehe Luther auftrat, der Churmainzische Erzbischof, Albert, der so recht dazu gemacht schien, die Sache

*) Hanß Reckmanns Lübeckische Chronik, lib. III. p. 106.

Sache des Pabstes nach Wunsch befördern zu können. Diesem vornehmen Oberkommissair des Pabstes sollte ein Franziskaner Guardian als Gehülfe dienen. Allein, wie es schien, so hatten weder dieser Guardian, noch seine Brüder dazu Lust. Denn sagten sie, sie hätten zu thun genug für sich selbst, wenn sie sich ihre Nahrung erbetteln wollten; sie könnten nicht auch noch für den Pabst betteln. Indeß wollten sie dieses doch nicht sogar laut sagen; es hielten also diese Brüder eine Versammlung, worauf sie berathschlagten, was in dieser ihrer mißlichen Lage zu thun seyn möchte, denn mit dem Pabste wollten und durften sie es eben auch nicht ganz verderben, indem sie gar wohl wußten, wie viel Dienste die Päbste zeither ihrem Orden erwiesen hatten. Die Franziskaner beschlossen daher auf ihrer Versammlung, daß zwar Bruder Guardian den Auftrag des Pabstes allerdings annehmen müßte; indeß könnte er, wie er auch selbst den Vorschlag that, die Sache dem Churfürsten Albert schwer machen; und wenn dieser mit ihm unzufrieden seyn würde, so könnte der Bruder Guardian seinen Herrn Churfürsten bitten, daß er die Sache allein übernehmen möchte. Es gelang dem Franziskner auch; denn Albert nahm endlich die Sache allein auf sich, und berief den Dominikanermönch, Johann Tezel *) zu seinem Ge-

*) Johann Tezel war der Sohn eines Goldschmids in Leipzig, und in der Mitte des 15ten Jahrhunderts geboren. Seine Fähigkeiten und gute Naturgaben brachten ihn mit Hülfe seiner Eltern, die etwas für ihn

Gehülfen, der die Ablaßkrämerey mit weit besserm Erfolg betrieb, als jener Franziskaner. Freilich war ihn verwenden konnten, bald so weit, daß er im Jahr 1482 auf die Universität zu Leipzig ziehn konnte, und sich nicht lange hernach ein großes Zutrauen von seinen Lehrern erwarb. 1489 wurde er ein Dominikanermönch und übte sich in seinem Kloster zu Leipzig vorzüglich in der Beredsamkeit, worin er bald eine sehr gute Fertigkeit bekam. Nach einiger Zeit ging er mit Erlaubniß seines Priors aus dem Kloster und predigte an verschiedenen Orten mit einem großen Beyfall. Hierauf wurde er auch dem Pabste empfohlen, und da dieser eben zur Erbauung der Peterskirche in Rom Geld nöthig hatte, so trug er Tezeln auf, diese Kosten zusammenpredigen zu helfen. Tezel zog also überall herum und predigte den Leuten vor, daß sie nicht eben nach Rom geben mußten, um dem vom Pabst nach Teutschland ausgeschriebenen Jubeljahr zu Rom beyzuwohnen, sondern sie dürften nur seine von dem Pabste erhaltene Ablasbriefe einlösen. Dieser Vortrag fand auch großen Beyfall, und Tezels Kasse befand sich recht wohl dabey. Endlich kam er auch nach Meissen, allein er fand an dem damaligen meißnischen Bischof, Johann von Salhaußen, einen starken und mächtigen Gegner, so daß er über Nürnberg und Ulm nach Schwaben zurückkehren mußte, wo er aber in ein großes Gedränge gerathen seyn soll. Denn daselbst soll er einen Ehebruch begangen haben, und ihm dann der Prozeß gemacht worden seyn, daß er ersäuft werden solle. Indes wurde er aber doch bey dem Kaiser Maximilian von dem damaligen Churfürst Friedrich dem Weisen †) wieder

†) Churfürst Friedrich der Weise stiftete im Jahr 1502. die Universität Wittenberg.

war es kein Wunder, wenn Tezel so sehr viel gewann, denn er versprach in Sachsen, daß die Ver-

ge

der losgebeten, und zu einem ewigen Gefängniß verurtheilt. Gleichwohl kam dieses Kind des Verderbens wieder auf freyen Fuß, und er sollte sodann auf Befehl seiner Fürbitter nach Rom gehn, um bey dem Pabste Absolution zu holen. Allein in eben dieser Zeit ereignete sich ein nicht wenig vortheilhafter Zufall für Tezeln. Der Mainzer Erzbischof, Albert, hatte das Pallium noch nicht in Rom abgezahlt, und nun sollte ers zur Erbauung der römischen Peterskirche hergeben. Nun rieth Tezel dem Bischof, daß er ihn zu seinem Gehülfen in Betref des Ablasses nehmen sollte, und er wollte ihm bald das Geld durch Ablaßpredigen zusammenbringen. Zuvor aber mußte Tezel nach Rom gehn, wo ihm sein Vorhaben so gut gelang, daß er als päbstlicher Gevollmächtigter nach Teutschland zurückkam, und dann mit dem besten Erfolg Ablas predigte. In dieser Qualität gab er endlich eine Schrift heraus, wie der Ablaß zu haben wäre. Als aber diese Schrift gedruckt und mit vielem Beyfall angenommen worden war, so daß nun alles Ablaß bey ihm holte, so wurde er durch Luthern, der ihm 95 Theses entgegen setzte, genöthigt, sich zu vertheidigen. Er schrieb daher zu Frankfurt 106 Theses dem Luther entgegen, wo er zugleich Doktor wurde. Allein diese 106 Theses sowohl, als die 50, die er nachher noch zu Jüterbock aufgesetzt hatte, wurden alle zusammen von den wittenbergischen Studenten verbrannt; und Luther gerieth mit ihm in den heftigsten Streit. Pabst Leo X. wollte die Sache entscheiden, und Tezeln wieder losreissen, in welcher Absicht auch der Pabst einen meißnischen Edelmann, der eben päbstlicher Cämme-

rer

ge lauter gediegen Silber hervorbringen würden, wenn die Leute tapfer beysteuerten. Er trieb seine Geschäfte mit einer solchen Unverschämtheit, mit der niederträchtigsten Possenreisserey, und er schrieb seinen Waaren solche unerhörte Wirkungen zu, daß selbst der römische Hof bisher sich noch nicht unterstanden hatte, dergleichen Dinge den Leuten vorzupredigen oder vorpredigen zu lassen und zu behaup-

ten

rer war, Herrn von Miltitz nach Altenburg schickte, der Tezels Sache untersuchen sollte. Tezel, der sich bereits in Leipzig aufhielt, wurde von Miltitz dahin berufen; aber er getraute sich nicht, ohne Lebensgefahr dahin zu gehen, womit er sich auch in einem lateinischen Schreiben an Miltitzen entschuldigte, und nicht nach Altenburg gieng. Herr von Miltitz gieng darauf selbst nach Leipzig, und verhörte den Tezel. Allein die Sache fand sich so, daß Miltitz ihm einen Verweis geben und ihm andeuten mußte, den Ablaß künftig mit mehr Vorsicht und Bescheidenheit zu predigen. Widrigenfalls würde er in die päbstliche Ungnade fallen; und was dieses zu bedeuten hatte, war schon längst bekannt. Hierüber wurde Tezel so betrübt, daß er krank wurde und starb; als Luther eben in Leipzig war, und mit dem ebenfalls berüchtigten Eck disputirte. Tezels Körper wurde sodann in die Paulinerkirche in Leipzig begraben, und man will von ihm noch verschiedene Reliquien daselbst besitzen. So viel also von dem Leben und Ende Tezels, des unverschämten päbstlichen Obereinnehmers in Teutschland. Seine Lehrsätze auch hieher zu bringen wäre zu weitläuftig. S. Herrn Johann Christoph von Dreyhaupts Magdeburgische Chronik. Erster Theil. S. 190. ff.

ten. Zum Beweise will ich nur ein paar Exempel anführen, die sogleich begreiflich machen werden, was für Bubenstücke Tezel bey seinem Ablaspredigen getrieben, und von denen man auf den ganzen Ton seiner übrigen Predigten schliessen kann. Als nemlich Tezel einst zu Zwickau etliche Tage lang seine Waare ausgelegt gehabt und eine ansehnliche Summe Geldes zusammengeworfen hatte, so wollte er sich von da aus weiter begeben. Allein als er schon eingepackt hatte, und er eben abreisen wollte, so kamen die Geistlichen des Orts noch zu ihm, und sprachen: Herr, ihr ziehet nun von dannen, habt uns aber nichts von eurem eingebrachten Gelde zu gute kommen lassen, daß auch wir guten Muth bekommen hätten. Tezel besann sich hierauf nicht lange, und, nachdem er sich entschuldigt hatte, daß er schon alles eingepackt habe, ließ er noch einmal in die Kirche lauten und das Volk zusammenrufen. Das Volk eilte sogleich Haufenweise herbey, und gieng in die Kirche, worauf Tezel auf die Kanzel stieg und zu predigen anfing: er habe wollen bereits abreisen, allein in der vergangenen Nacht habe er noch eine arme Seele auf dem Kirchhofe winseln und jammern hören, die also ohne Zweifel noch nicht aus dem Fegfeuer erlößt worden seye. Um dieser armen Seele willen müßte er dennoch heute noch einmal predigen und alle, die hier versammelt waren, aufmuntern, etwas zu einer Beysteuer beyzutragen, womit diese arme nothleidende Seele noch erlößt werden könnte. Wer aber nichts zur Erlösung derselben opfern würde, der gebe dadurch zu

ver:

verstehen, daß er gar kein Mitleiden mit der armen Seele habe, und er müßte ganz in Sünden ersoffen seyn; und sey er ein Mann, so müßte er ein Hurer und Ehebrecher, sey es aber ein Weibsbild, eine Hure und Ehebrecherin seyn. Um aber zu zeigen, daß große Noth vorhanden seye, so wolle er selbst zuerst zum Opfer gehen. Dadurch bewog er nun alle, die in der Kirche waren, zum Opfer, und es fiel dieses Tages eine überaus große Summe Geldes, denn niemand wollte sich der Hurerey oder des Ehebruchs beschuldigen lassen. Dieses Geld, das Tezel nun noch zusammengepredigt hatte, theilte er hernach mit den Geistlichen, und sie versoffen es alsdenn auf die greulichste Art mit einander. Eben so spielte Tezel auf eine andere Art seinen abscheulichen Betrug mit einer Feder, von welcher er vorgab, daß sie der Teufel aus dem Flügel des Erzengels Michaels ausgerissen habe, und bey der er nun Ablas ertheilte. Als aber einsmals des Nachts diese Feder aus seinem Kasten gestohlen wurde, und er des Morgens Kohlen in demselben gefunden hatte, so gieng er gleichwohl auf die Schaubühne seiner Ablaskrämerey, und sprach: er habe das unrechte Kästchen ergriffen; allein hier seyen Kohlen, die noch von dem Rost des heiligen Laurentius übrig geblieben wären, und die nicht weniger Wirkungen thun, als jene Michaelsfeder. Auch dieses Stückchen gelang ihm, so daß er ein sehr reichliches Opfer erhielt. Mit solchen greulichen Bosheiten betrog Tezel das gemeine Volk, so daß vor ihm noch keiner sich unterstanden hatte, auf solche Weise zu agiren.

Sogar vergab er auch Sünden, die die Leute noch künftig begehen würden, und sprach z. B. der Pabst habe mehr Macht, als alle Apostel, als alle Engel und Heiligen, ja als die Jungfrau Maria selbst; denn diese wären noch alle unter Christo, aber der Pabst wäre Christo gleich. Der heillose Mensch gieng endlich noch so weit, daß er sagte: Christus hätte nach der Himmelfahrt nichts mehr in der Kirche zu regieren, bis auf den jüngsten Tag, sondern er hätte alles Regiment dem Pabste, als seinem Vikar und Statthalter, überlassen.

Gieng Tezel zwar mit seinem Wesen der grenzenlosesten Bosheit so weit, daß er den grösten Theil des gemeinen Volks an sich locken und betrügen konnte, so gab es indeß doch auch selbst mehrere gemeine Leute, die eben nicht so recht aus der Sache des Ablasses klug werden konnten und zufrieden seyn wollten. So kaufte sich z. B. eine Schustersfrau in Hagenau einen Ablasbrief für einen Goldgülden, damit sie ihrer Seligkeit desto gewisser seyn könnte. Ihr Mann schien nicht recht mit diesem Kauf zufrieden zu seyn, und in einiger Zeit wurde die Frau krank und starb, nachdem sie noch einmal von dem Priester des Orts absolvirt worden war. Ihr Mann ließ sie nun begraben, aber keine Seelmesse für sie lesen. Hierauf wurde er als ein solcher, der die Religion verachte, verklagt, und der Geistliche ließ ihn zu sich kommen. Allein der Schuster wieß seinen Ablasbrief vor und sprach: „Urtheilet ihr selbst, ob ich ein glaubwürdiges Zeugniß von der Seele meiner

Frau

Frau habe, daß sie nicht ins Fegfeuer, sondern in Himmel gekommen seye? Dieses Zeugniß hat meine Frau um einen Goldgülden gekauft, warum spricht also der Pleban, meine Frau müsse erst noch durch die Seelmessen erlöst werden? Wenn er das behaupten kann, so ist meine Frau vom Pabste betrogen worden; ist sie aber nicht vom Pabste betrogen, so will mich der Pfaffe betrügen. Niemand konnte dem Schuster antworten, und er gieng nach Hause. Ists also ein Wunder, wenn auch sehr viele gemeine Leute des Dinges überdrüßig wurden, und nach einer bessern Kirchenzucht seufzten? Und wie frey konnten solche Leute nicht seyn, daß selbst viele Hohe und Fürsten den Schaden Josephs einsahen, und anfingen mit allem Ernste dem Unwesen Einhalt zu thun? Wie erwünscht mußte solchen Mißvergnügten der Muth Luthers kommen, der nun auftrat, und anfing gegen dieses abscheuliche Verderben in der Christenheit öffentlich zu predigen? Und in dieser Rücksicht kann man mit Zuversicht sagen, daß selbst auch die Ablaskrämerey ein gewisses Vorbereitungsmittel der Reformation geworden seye.

Reformation.

Wir haben nun aus den bisherigen theils traurigen Erzählungen den Zustand der christlichen Kirche so ziemlich in seinem äussern sowohl, als innern Verhältniß kennen gelernt, obgleich alles, was zu unserer Absicht gesagt wurde, eigentlich nur als Excerpte aus der Geschichte jener Zeit angesehen wer-

den kann. Aber man sieht doch hieraus sehr deutlich, wie die Vorsehung schon vorher, ehe Luther geboren wurde oder auftrat, den Weg zu einer bessern Aufklärung gebahnt hatte. Selbst diejenige Mittel, die lange zur Erhöhung der päbstlichen Macht dienten, wurden nun die Mittel zu dem Herabsinken derselben. Die Scholastiker, so schädlich sie der christlichen Welt in der Zeit ihrer Entstehung mit ihren gleichsam überspannten Begriffen und unnützen Grübeleyen worden waren, theils daß selbst ihre Lehrsätze manchen christlich philosophischen Satz verfälschten, theils daß dadurch so viele Zänkereyen entstanden, während welcher die Päbste ihre tyrannische Absichten immer besser durchzusetzen vermochten, so keimte gleichwohl unter der Hand ein großer Nutzen hervor, denn durch dergleichen denkende Köpfe, — und das waren doch die Scholastiker — kam die Philosophie wieder mehr in Aufnahme, das Denken wurde wieder allgemeiner und kam allmählig und unvermerkt wieder in einen richtigeren und geradern Gang, weil durch sie die Sprachen wieder empor kamen, wie ich schon oben angemerkt habe*), und

*) Eins der fürtreflichsten Werke, das in unsern Zeiten über die Geschichte der Reformation für Gelehrte geschrieben worden ist, mag doch wohl die Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs ꝛc. seyn, und ich kann unmöglich umhin, die so überaus schöne Anmerkung, welche der Herr Verfasser dieses Werks S. 22. angebracht hat, auch hier einzurücken. „Eins der wirksamsten Vorbereitungsmittel

„zu

und ich brauche deshalb nicht abermal zu wiederholen, was ich bisher von verschiedenen großen Männern sagen konnte, die mit allem Rechte Luthers verehrungswürdige Vorgänger heissen. Doch ich komme nun zur Geschichte der Reformation selbst, und mache mit Luthers Leben den Anfang*).

D.

„zu allgemeiner Aufklärung war ohne Zweifel auch „das um diese Zeit so mächtig wieder auflebende „Studium der Muttersprachen, welches in den Köpfen der Menschen und in der allgemeinen Ideenkommunikation die sichtbarste Veränderung hervorbrachte. Die scholastischen Fesseln mußten von „selbst abfallen, so bald man anfing, über theologische Materien teutsch zu schreiben, denn die „Sprache war dieser Spinnenfubtilität nicht fähig. Eine Idee, die man schon Jahrhunderte „lang gewohnt war lateinisch zu denken, lateinisch „zu sagen, lateinich zu variiren, jetzt auf einmal teutsch sagen zu sollen, dies mußte in dem „ganzen Gedankensystem der Menschen dieses Zeitalters die gröste Revolution machen. Nicht zu „gedenken, daß bey dem Gebrauch der teutschen „und anderer Muttersprachen das Publikum unendlich vervielfältigt wurde, daß mehrere hören und „mehrere mitsprechen konnten, und daß nun die „ganze Blösse unterschiedener Lehrsätze des römischen Hofes, deren Beweise blos an einem Aus„druck der Vulgata klebten, sich aufgedeckt zeigen „mußte.

*) Eine kleine Schrift, darin Luthers Leben hauptsächlich beschrieben ist, hat auch Hr. Prof. Schröckh in Wittenberg im Jahr 1771. und 1778. herausgegeben, die für nichtgelehrte Leser sehr nützlich ist.

D. Martin Luther wurde zu Eisleben den 10ten Nov. 1483 geboren. Seine Eltern befanden sich zwar in dürftigen Umständen, so wie es in den damaligen Zeiten die Handthierung eines Bergmannes fast nicht anders erwarten läßt. Allein sein Vater, der auch ein solcher dürftiger Bergmann war, suchte indeß doch seinen Sohn in nützlichen Dingen und Wissenschaften unterrichten zu lassen, denn man nahm frühzeitig wahr, daß der junge Luther fürtrefliche Gaben von Gott bekommen habe, von denen man sich versprechen konnte, es werde aus ihm einst ein der Welt brauchbarer Mann werden. Er wurde daher schon in seinem 14ten Jahre in eine Schule nach Magdeburg gebracht, wo er sich in seinem Lernen ungemein hervorthat, und er dann in eine bessere Schule nach Eisenach gebracht wurde. Und hier wird die Anmerkung nicht am unrechten Orte stehen, daß Luther das Erwarten seiner Freunde bald zu erfüllen anfing. Denn sein gelehrter Lehrer, Johann Trebonius, der gewohnt war, beym Eintritt in seine Schule jederzeit das Haupt zu entblößen, stellte einst seine Kollegen zu Rede, die seine Gewohnheit nicht nachahmten, und sagte ihnen: Es sitzen unter diesen Knaben Leute, aus welchen Gott Bürgermeister, Kanzler, Doctores und obrigkeitliche Personen mache, ob ihr es wohl jetzt noch nicht sehet, dieselben sollt ihr billig ehren *); zwar möchte man sagen, dieser Vorzug, den Trebonius seinen guten Schülern erwies, habe eben

*) Seckendorfs Historie des Lutherthums, S. 50.

eben keinen Bezug auf den jungen und armen Luther gehabt, indem er sich fast blos wie ein Currentschüler mit öffentlichem Singen und Beten nähren mußte; allein man hat von jeher auch vor armen jungen Leuten, wenn sie folgsam und fleißig waren — und das war Luther ganz gewiß — die gehörige Hochachtung, wenn anders die Lehrer gutgesinnte und billigdenkende Männer sind. Auf dieser Eisenachischen Schule blieb Luther ungefär 4 Jahre, worauf er sich dann im Jahr 1501 auf die Universität Erfurt begab. Hier traf er abermal gute Lehrer an, worunter vorzüglich ein gewisser Johann Greiff und ein D. Jodocus waren, obgleich letzterer die scholastische Philosophie sehr stark trieb und seine Schüler dieselbe mit vielem Eifer lehrte. Luther mußte sich also auch gefallen lassen, diese Philosophie zu erlernen, weil es nun einmal nicht anders Mode war, so große Abgeneigtheit er sonsten wider dieses Studium äusserte. Er fühlte indeß das Uebertriebene und Ungereimte desselben, und es wirkte auch alsbald nichts in ihm, als daß er einen unauslöschlichen Haß gegen dasselbe bekam. Allein eben dies war es auch, warum Luther hernach, als er in eine andere Lage gekommen war, und die äusseren Umstände sich geändert hatten, das Werk der Reformation mit desto größerem Eifer angrif. Und es mußte nach der Vorsehung Gottes mit der Jugendzeit unsers Luthers also gehen.

Aber so verhaßt Luthern auch schon der Name des Aristoteles bisher geworden war, so stieg dieser

Haß

Haß doch noch ungemein höher, als er zu Erfurt in den Orden des h. Augustins getreten war. Dieser Schritt ist, so viel man aus der Geschichte Luthers weiß, der einzige, wodurch er die Seinigen ein wenig hintangesetzet zu haben scheint. Denn niemand aus seiner Familie wollte diesen Schritt zum Mönchsleben billigen, und sein Vater bemühete sich sehr, ihn davon zurückzuhalten und zu warnen. Denn er war eigentlich der Rechtsgelahrheit gewidmet. Allein in der Folge zeigte es sich, warum er das Mönchsleben gewählt habe. Seine Seele, die sich immer mit traurigen Vorstellungen plagte, und, wie einige berichten, von ihrer Seligkeit noch nicht hinreichende Versicherung hatte, hatte viel zu viel Gefühl für Religion, als daß sie sich unter dem berauschenden Getümmel der damaligen Welt hätte sicher genug erhalten und beruhigen können. Kein angenehmeres Studium wußte er, als überall Wahrheit zu suchen; und da er diese nirgends so recht, noch vielweniger aber in der scholastischen Philosophie finden konnte, so war ihm der Gedanke, ins Kloster zu gehen, um so eher zu verzeihen. Sekendorf erzählt S. 21. aus Razebergers Leben Luthers, daß Luther den Abend, ehe er ins Kloster gieng, mit seinen guten Freunden eine musikalische Uebung anstellte, nach Endigung derselben aber sein Vorhaben entdeckt und Abschied von denselben genommen habe. Seine Gefehrten, die er nun mit sich ins Kloster nahm, waren Virgil und Plautus, denn das Lesen der Alten war ihm bisher keine unangenehme Beschäfti-

schäftigung *). Die Meynung, die man fast zu allen Zeiten hatte, daß man in den Klöstern besser den Pflichten der Religion nachkommen könne, trieb also auch den M. Luther — denn er hatte bereits 1503 die Magisterwürde erlangt — 1505 ins Kloster. Hier wurde nun seine Seele durch die gewöhnliche strenge Mönchspolitik in ihrer Spannung erhalten, aber deswegen doch noch nicht beruhigt.

Die Klöster standen zwar ebenfalls in keinem guten Rufe, und man hatte auch allerdings Recht, daß man sich über ihre, oft sehr schlechte, Zucht beschwerte. Allein über diesen Vorwurf setzte sich Luther hinweg, weil er sich seiner Unbescholtenheit wohl bewußt war, und daß ihn keine unedle Absichten ins Kloster getrieben hatten, wie sehr viele aus dieser und jener eiteln Absicht ins Kloster giengen. Indeß fand man aber doch auch hie und da Männer in den Klöstern, die noch eine recht ehrliche Gesinnung beybehalten hatten. Nur merkte man sie oft lange nicht, theils weil sie in ihren Mauren eingesperrt, und so selbst oft von ihren Ordensbrüdern unbemerkt in ihrer ehrlichen Denkungsart einhergehen konnten; theils wenn man sie auch bemerkte, sie doch in ihrem kleinen Wirkungskreise nicht viel zuthun ver-

*) Wie dies Geschäft heutzutage so vielen jungen Leuten verdrießlich ist, vielleicht aber von manchen — verdrießlich und unangenehm gemacht wird, wie in Hartmanns würtembergischen Klostergeschichte, die 1778 herausgekommen ist, Beweise gefunden werden.

vermochten, wenn sie auch gleich bisweilen ein Aemtchen über ein Kloster zu verwalten hatten. Es war für sie genug, wenn sie in ihren Zellen eine ungemein feste und sich immer gleichbleibende gute Gesinnung erwarben. Und diesen Charakter nimmt man in der Folge bey Luthern so recht eigentlich wahr.

Solche fromme Männer konnten sich der erbärmlichen Tyranney des römischen Hofes ungeachtet ohne irgend einigen auffallenden Widerstand dennoch erhalten, wenn sie nur die römische Kirche nicht angriffen. Und diese anzugreifen, dazu gehörte damals ein beynahe unaussprechlicher Muth und der hitzigste Gemüthscharakter, den man aber in den Klöstern nicht allemal finden konnte. Eben so, wer widersprechen wollte und seiner Sache nicht gewiß war, der konnte zu Hause bleiben, gehörte er aber zu den Schwärmern, die nie ihrer Sache gewiß sind, so gab man ihm, wie leicht zu erachten ist, entweder gar kein Gehör, oder man legte ihm mit den grösten Drohungen Stillschweigen auf, wenn man ihn nicht gar auf den Scheiterhaufen setzte. Es ist also nach diesen Zeitumständen einem friedliebenden und sanften Manne, der um Ruhe zu geniessen ein Mönch ward, gar nicht zu verdenken, wenn er schwieg, zumalen wenn er noch bey sich selbst fühlte, daß er nicht stark genug, nicht ausgerüstet genug war, dem großen Haufen und dem römischen Hofe geradehin widersprechen zu können. Aber die Frömmigkeit

solcher

solcher Männer verdient doch wahre Hochachtung, und dergleichen edle und rechtschaffne friedliebende Männer *) gab es besonders zu Luthers Zeiten hie und da einige, die ein gutes Lob in der Geschichte behalten und bis jetzt von einem jeden, nicht bigotten, Protestanten geliebt werden. Wie erhebt sich nicht das Herz eines aufrichtigen und billigdenkenden Lutheraners, wenn er hört oder in der Geschichte Luthers liest, wie der Generalvikarius des Augustinerordens in Teutschland, Johann von Staupitz, unsern guten Luther liebte, wie er ihn tröstete, als Luther ihm so offenherzig bekannte, was ihn bisher so sehr gedrückt habe? Staupitz selbst schrieb verschiedene gute Schriften, und es war nur nicht seinem Charakter angemessen, Lärmen zu machen, daher er die römische Kirche nicht angrif; aber ein Beweis von seiner Frömmigkeit ist ein Traktat von der Liebe Gottes, der von ihm herrührt und bis auf unsere Zeiten geblieben ist. Er sahe das Verderben der Geistlichkeit und die grausamen Irrthümer gar wohl ein, beklagte sie auch

*) War doch selbst der erste Angriff Luthers, den er an Tezeln wagte, nichts weniger, als Absicht zu einer gänzlichen Reformation, sondern es war eigentlicher persönlicher Mönchsstreit, der heftiger wurde, weil Tezel einen Inquisitor spielen wollte, und weil der Pabst sich darein mengte, und der sächsische Churfürst sich deshalb Luthers annehmen mußte, worauf Luther erst anfing muthiger zu werden, so daß er nun die unverschämten Grobheiten des römischen Hofes aufdeckte.

auch und mochte sie gerne verbessert wissen; aber zu einem solchen Reformator fühlte er sich viel zu schwach, denn er war eines ruhigen Klosterlebens schon längst gewohnt, und seine Sanftmuth ließ ihm kaum noch gelinde Mittel übrig, in seinen eignen Klöstern, die er zu visitiren hatte, eine bessere Zucht einzuführen. Mit der grösten Ehrfurcht gedenkt auch selbst Luther dieses guten Mannes sehr oft in seinen Briefen, worin er erzählt, wie Staupitz ihn zur Gottesfurcht aufgemuntert, wie er dem Prior des Konvents befahl, Luthern künftig nicht mehr so strenge zu behandeln, wie er in der Beichte mit Staupitzen wie ein Kind mit seinem Vater sprechen und ihm sein ganzes Herz eröfnen durfte, wie er ihm eine gute Einrichtung seiner Studien anempfahl und zugleich auch die gute Anwendung seiner müssigen Stunden, wie er endlich aber auch die h. Schrift als die Quelle des wahren Glaubens fleissig lesen und gründlich studiren solle. Durch solche fromme Zusprüche an Luthers Herz und Seele beförderte Staupitz ganz gewiß die Reformation, ohne daß er es eigentlich sagen mußte; aber er wußte doch wohl, was einst aus Luthern werden könne, und dazu war er auch, wie wir bald hören werden, in der Folge behülflich; mehr brauchte er indeß nicht zu thun; denn durch solche Zusprüche von einem Generalvikarius konnte ein frommer Mönch, wie Luther war, in den damaligen Zeiten zur grösten Entschlossenheit aufgemuntert werden. Wann aber dieses eigentlich geschahe, ist in der Geschichte nicht deutlich aufgezeichnet, aber doch scheint es, es seye diese

Begebenheit zwischen Staupitzen und Luthern entweder kurz vorher, oder sogleich nachher vorgefallen, als Luther krank gewesen war. Staupitzens guter Rath kam also ohnehin zu einer noch bequemern Zeit; denn als Luther krank war, so besuchte ihn ein alter frommer Mönch, dem er seine Gewissenszweifel von der Gnade Gottes entdeckte, der sich aber darauf weiter nicht einlassen konnte, so sehr er auch fühlte, was Luther meynte, und er mußte ihn mit dem Trostspruch, den er ihm aus dem apostolischen Symbolum vorbetete: „ich glaube eine Vergebung der Sünden:“ entlassen. Aber diese Worte bewegten Luthers Herz so sehr, daß er es sich von nun an, als er wieder gesund worden war, zur angelegentlichsten Pflicht machte, die h. Schrift recht fleissig zu studiren und seines treuen Vaters, des Staupitzens, herzlichstgutgemeynten Rath zu befolgen.

Wenig Jahre vorher, als Staupitz Luthern kennen lernte, hatte der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, auf Staupitzens und seines Freundes, Martin Mellerstadts, Anrathen, die Universität Wittenberg gestiftet. Und diese neue Universität gab Staupitzen die nächste Gelegenheit, seinem geliebten Luther einen gewissen Standort anzuweisen, weil er wohl einsahe, daß Luthers Seele mehr beschäftigt seyn müsse, als sie es bisher in dem Kloster zu Erfurt war. Er berief ihn daher im Jahr 1508 nach Wittenberg, wo er öffentliche Vorlesungen halten sollte, weil der Churfürst verlangte, daß Staupitz einige gute Lehrer nach

Wit:

Wittenberg verschaffen möchte. Luther folgte diesem Rufe, aber er folgte ihm mehr aus Gehorsam, als aus Neigung zu einem solchen akademischen Lehramte. Indeß zeigte er doch auch da seinen außerordentlichen Fleiß und Verstand, da er vorzüglich Philosophie, z. B. Dialectik und Physik lehrte. Hier wurde er aber auf eine Zeitlang in seinen Arbeiten unterbrochen, und er mußte in gewissen, bis heut noch zweifelhaften, Angelegenheiten seines Ordens nach Rom gehen *), welche Reise ihm aber gute Gelegenheit verschafte, die arglistige Politik und die schlechte Aufführung des Pabstes und vieler Kardinäle genauer kennen zu lernen.

Nach seiner Rückkehr von Rom fing sich im Jahr 1512 eine neue Periode seines Lebens an. Denn nun sollte er auf Ansinnen des weisen Churfürsten und auf Anrathen seines Freundes, Staupitzens, die Doctorwürde in der Theologie annehmen. Allein dieser Antrag machte Luthern ein grosses Bedenken, und er entschuldigte sich gegen Staupitzen mit seinen schwächlichen und kränklichen Umständen, und bat daher um Verschonung mit dieser Ehrenwürde, die ihm, wie er voraussahe, viel zu schaffen machen könnte. Aber diese Bitte vermochte bey Staupitzen weiter nichts, als daß er Luthern antwortete: „Es läßt sich ansehen, unser Gott „werde bald viel im Himmel und auf Erden zu „schaf-

*) Luther sprach nachher beynahe nichts von dieser Reise, und nur Mathesius gedenkt derselben bisweilen.

„schaffen bekommen, darum wird er viel junge und „arbeitsame Doctores haben müssen, durch die er „seine Händel verrichte, ihr lebet nun oder sterbet, „so darf euch Gott in seinem Rathe; darum fol„get, was euch euer Konvent aufleget, wie ihr mir „auf euer Profeß schuldig seyd zu gehorsamen.“ Welch ein herrliches und schönes Zutrauen setzte also der große Ordensvikarius, Johann von Staupitz, auf Luthern! —

So wie aber Luther die Doctorwürde angenommen hatte, so fing er an, die Theologie noch eifriger, als bisher, zu treiben. Er wählte sich nun auch das hebräische und griechische Studium, und er nahm sich vor, vermöge des Eides, den er als Doctor schwören mußte, das Wort Gottes unverdrossen und eifrig zu lehren, und alle seine Kräfte aufzubieten, seinen Pflichten nachzukommen. Er fing daher an, in seinen Vorlesungen biblische Untersuchungen zu halten, und las sogleich über die Psalmen und über die Epistel an die Römer, das er auch mit so großem Beyfall that, daß selbst Professoren seine Vorlesungen besuchten und ihn bewunderten. Unter diesen vornehmen Zuhörern war besonders auch Mellerstadt, einer der ersten Rectoren in Wittenberg, der Luthern endlich das Zeugniß gab, er werde gewiß die im Schwange gehende Lehre der Schulen ändern. Und es stund auch wirklich gar nicht lange an, so disputirte er schon im Jahr 1516 öffentlich wider die Scholastiker, wider die Verdienste der Heiligen, und er

ergrif

ergrif die Parthey des Erasmus und Reuchlins, die damals noch sehr furchtbare Gegner hatten. Hiedurch kam er in eine weitläuftige und angesehene Verbindung mit auswärtigen Gelehrten, obgleich seine freye Meynungen vom freyen Willen und von der Gnade schon ziemlich weit bekannt waren, und Erasmus nicht in allen Punkten mit ihm übereinstimmte. Mit Reuchlin aber schien er besser zu stehen. Diese Meynungen, nun die Luther schon im Jahr 1516 bekannt gemacht hatte, erregten auch damals schon verschiedene Streitigkeiten; er verlor aber demungeachtet seinen Credit und Liebe bey Staupitzen nicht, sondern dieser machte ihn noch in diesem Jahre zu seinem Vikarius über 40 Augustinerklöster in Meissen und Thüringen, weil Staupitz Amtswegen aus Sachsen reisen mußte; dessen nicht einmal zu gedenken, daß Staupitz ihn noch nach Dresden, an Herzog Georg, rekommandirte, der aber an Luthern keinen Gefallen hatte, weil er nicht nach seinem Wunsche predigte.

Unter diesen Umständen, in denen sich Luther im Jahr 1517 befand, ereignete sich endlich eine Gelegenheit für ihn, die ihm vollends die Hand bot, die Wahrheit eifriger als je einmal zu vertheidigen. Und dieses war der schon oben bemeldte Ablaskram, den der unverschämte Tezel mit noch einem andern Dominikanermönch Bartholomäus *) mit der gren-

zen-

*) Dieser Barthol. war eben so frech und unverschämt, wie sein Bruder Tezel; denn er gab ein-

ein-

zenlosesten Frechheit herumtrug, und dadurch unbeschreibliches Unheil unter den Christen in Teutschland anrichtete. Bis nach Jüterbock und Zerbst machte Tezel mit seinen Waaren einen glücklichen Absatz; aber hier in der Nähe von Wittenberg fand er das Ziel der allgemeinen Gelehrigkeit und Unterwerfung. Denn der fromme und gelehrte D. Luther konnte dieses ungeheure Verderben unmöglich länger mehr ansehen, er mußte nun auftreten und heftig dawider eifern; zumalen da das leichtgläubige Volk sich so sehr hatte hinreissen lassen, daß es selbst die Absolution von Luthern, wenn er Beichte saß, nicht mehr annehmen wollte, sondern sich auf die von Tezel erkaufte Ablasbriefe berief. In seinen ersten Predigten wider diesen tezelischen Ablas (gesteht er selbst) daß er anfangs säuberlich verfahren sey, obgleich, wie Hr. Prof. Plank anmerkt, uns das auffallend scheinen kann, was Luther säuberlich und sanft nannte. „Als „viel Volks," sprach er einst, „von Wittenberg „lief nach Jüterbock und Zerbst, um Ablas zu „holen, und ich, so wahr mich mein Herr „Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ab„las wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte, „fing ich säuberlich an zu predigen, man könne „wohl

mal vor, er sähe das Blut Christi von dem aufgerichteten Ablaskreuz häufig herunterfliessen, wie Georg, Fürst von Anhalt, bezeugt, daß er es aus seinem eignen Munde gehört habe. Löschers Dokumente. T. I. p. 385.

„wohl bessers thun, das gewisser wäre, weder „Ablas lösen.“ Er schrieb auch in der Absicht, dem Tezel Einhalt zu thun, an verschiedene Bischöfe, aber von einigen bekam er gar keine Antwort, von einigen andern aber wurde er mehr zur Nachsicht und Geduld gewiesen, weil sie sich vielleicht nicht unterstanden haben, die Sache ernstlich anzugreifen oder mit dem Pabste und dem mächtigsten Theil der Clerisey es zu verderben. Indeß konnten aber diese beyde Arten von bischöflichen Antworten unsern guten Luther nicht befriedigen, noch von seinem Vorhaben zurückhalten, denn das Elend in der Christenheit lag ihm zu nahe und zu sehr am Herzen. Tezel, der Luthers Predigten gegen ihn erfahren hatte, fing nun an zu schelten und zu toben, daß ein Mönch in Wittenberg sich unterstanden habe, ihm seinen bisher so gut getriebnen Handel auf einmal streitig zu machen und zu unterdrücken. Er versuchte es daher nach seiner vom Pabste selbst erhaltenen Vollmacht, einen Inquisitor zu spielen und Luthern fürs erste in Bann zu thun; wie er bereits schon mit einigen andern Predigern gethan hatte, die sich wider seinen Ablashandel auflassen wollten. Kaum erfuhr Luther die Unternehmungen, welche Tezel wider ihn gewagt hatte, so entschloß er sich die Sache mit allem Ernste anzugreifen; daher er am letzten October 1517 seine fünf und neunzig *) Theses wider den Tezel an der Thüre der Schloßkirche zu Wittens

*) Die vorzüglichsten Theses sind in der Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs eingerückt S. 60. ff.

Wittenberg öffentlich anschlagen ließ, aus welchen Sätzen Luthers damalige Grundsätze recht sichtbar hervorleuchten und ersehen werden können. Diese 95 Theses wurden auch innerhalb 3 Wochen fast durch ganz Teutschland bekannt, und sie konnten um so eher so schnell bekannt werden, da er sich einen recht schicklichen Tag zur Bekanntmachung derselben wählte; und dieser Tag war das Fest aller Heiligen, das zu Wittenberg wegen der Stiftskirche vorzüglich gefeyert wurde; vor den Festtagen aber hielt man noch immer Vigilien, bey welcher Gelegenheit, weil allemal viel Volks da war, gemeiniglich solche Sätze zum Disputiren öffentlich angeschlagen wurden, damit ein jeder darüber nachdenken, und wenn er etwas dawider einwenden konnte, solches öffentlich thun durfte. Gleichwohl war diese öffentliche Disputation mehr gegen den Dominikanermönch, als gegen den Pabst *) gerichtet, und man sieht dieses schon aus einigen Sätzen Luthers selbst, z. B. der Pabst will noch kann nicht eine andere Pein (Strafe) erlassen, außerhalb derer, die er seines Gefallens oder laut der Canonum, d. i. päbstlicher Satzungen aufgelegt hat. Solche Satzungen können nur den

*) Im letztern Fall wenigstens nicht mit ernstem Vorsatz; denn Luther gesteht sehr oft, daß er aus Unvorsichtigkeit in diesen Handel gerathen seye. T. I. Ien. 4. Und in der Vorrede zum ersten Theil seiner lat. Schriften sagt er, er hätte, als er die Sache wider den Ablas anfing, alle die verdammt, die dem Pabste nicht hätten wollen gehorsam seyn, wenns in seiner Macht gestanden hätte, so ein Anhänger des Pabstes seye er damals noch gewesen.

Lebendigen, nicht aber auch den Sterbenden aufgelegt werden. Man soll die Christen lehren, daß des Pabstes Ablas gut seye, so ferne man sein Vertrauen nicht darauf setzet; dagegen aber nichts schädlicheres, denn so man dadurch Gottesfurcht verliert. Man soll die Christen lehren, daß der Pabst, so er wüßte der Ablasprediger Schinderey, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollt mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schaafe erbaut werden ꝛc. Freilich waren auch viele andere Sätze unter den übrigen, die dem Pabste nicht schmeichelhaft seyn konnten; weil Luther die Wahrheit so sehr hoch schätzte, z. B. warum baut jetzt der Pabst nicht lieber St. Peters Münster von seinem eigenen, als von der armen Christen Geld? ꝛc. Daß endlich Luther den Ablas nicht ganz verwarf, sieht man auch aus dem demüthigen Brief, den er an dem nemlichen Tage, an welchem seine 95 Theses angeschlagen worden waren, an den Erzbischof Albrecht von Mainz schrieb, worin er bat, der Erzbischof möchte doch den Ablasbriefen eine andere Form geben (T. I. Ien. fo. 6.)

So behutsam *) aber Luther bey seinem ersten Angriffe an Tezel zu Werke gieng, so hatte dieser Angriff doch die nachtheiligsten Folgen für das Pabstthum, und für die Protestanten nunmehro die seligs

*) Luther nennts freilich unvorsichtig; aber in gewissem Betracht, dürfen wir es immer Behutsamkeit nennen.

ligsten Folgen. Aber dieser Behutsamkeit ungeachtet, wissen seine gehässigen Gegner dennoch aus diesem rechtmäßigen Angriffe einen gewissen Stolz herzuleiten, aus welchem Luther unvermerkt den ersten Schritt zur künftigen Reformation gemacht haben soll. Der Jesuit Maimburg that sich mit solchen ungereimten Beschuldigungen nachher am besten hervor; er behauptet, daß sogar Staupitz Luthern, als einen stolzen und kühnen Mann, zu diesem Angriff aufgemuntert habe. Allein es ist solches alles unerweislich; und selbst aus einem Briefe Luthers an Staupitzen das Gegentheil zu beweisen. Denn in diesem Briefe steht ausdrücklich, daß Staupitz die mitgeschickten Theses nach Rom schicken möchte, wo sie ihm zur Vertheidigung dienen könnten, (so bewußt war sich Luther seiner Rechtschaffenheit, als er die Theses schrieb!) und setzt noch ausdrücklich hinzu: nicht als ob E. E. dadurch in Fahr kommen sollten. Ich habe die Sache allein auf mich genommen. Gerieth doch selbst der Orden darüber in Sorge, wie Luther 1541 selbst berichtet: „Da „ich," spricht er, „zum ersten das Ablas angriff, „und alle Welt die Augen aufsperrete, und sich ließ „dünken, es wäre zu hoch angehaben, kamen zu „mir mein Prior und Subprior, aus dem Zeterge„schrey bewegt, und furchten sich sehr, baten mich, „ich sollte den Orden nicht in Schande führen ꝛc. „Da antwortet ich, lieben Väter, ists nicht in Got„tes Namen angefangen, so ists bald gefallen, ists „aber in seinem Namen angefangen, so lasset den„selben machen. Da schwiegen sie, und gehet noch

„bisher,

„bisher, wird, ob Gott will, auch noch baß „gehen, bis ans Ende, Amen.“ In einer solchen frommen und rechtschaffnen Gesinnung gab also Luther die erste Veranlassung zu einem Streit mit dem Dominikanermönch; aus welchem Streit dann endlich die gröste Revolution in der Kirche seit Christi Zeiten erfolgt ist, nemlich die von so vielen frommen Vätern bisher lang gewünschte Kirchenverbesserung. Der fürtreflichste Beweis, wie Gott auch aus bösen Dingen — denn das war doch der Ablaskram — endlich etwas Gutes hervorzubringen wisse! — Kein Mensch wird vorher daran gedacht haben, daß ein Streit, der anfangs bloßer Streit zwischen zween Mönchen war, die Reformation befördern und sogar durch den einen dieser Mönche ausführen werde. Wie viel Dank sind wir nicht dem Vater unsers Herrn Jesu Christi dafür schuldig! —

So eine äußerst verdorbene Sittenlosigkeit auch zu Luthers Zeiten bey einem sehr großen Theil Christen herrschte, so bleibt es dennoch wahr, daß Luther unter recht günstigen Zeitumständen auftrat; und ich erinnere mich eben, daß ich diese Wahrheit schon einigemal angemerkt habe, die sich ausser dem, was ich bisher hierüber schon gesagt habe, noch durch folgendes hinlänglich bestätigt. Die teutschen Fürsten hatten sich schon seit einiger Zeit, und vorzüglich unter des Kaiser Maximilians Regierung, zu einer weit größeren Macht empor gearbeitet, als ihre Macht sonsten beschaf-

fen

fen war. Der Churfürsten-Verein, der zwar schon 1338 unter Ludwig dem Bayer zu Frankfurt geschlossen wurde, war jezt seit dem Jahr 1502 wieder erneuert, und, wie es scheint, sogar dem kaiserlichen Ansehen entgegen gesetzt worden. Die teutschen Fürsten kamen öfters auf ihren Reichstagen zusammen, wo sie sich bereits das Recht angemaßt hatten, selbst zu bestimmen, unter welchem Oberhaupt sie leben wollten. Auf diesen Reichstagen wurde zugleich auch der Staatskunst des römischen Hofes Schranken gesetzt; man hatte angefangen, einen Unterschied zwischen der römischen Kirche und zwischen dem römischen Hofe zu machen; man arbeitete dem Einfluß der römischen Staatskunst auf die teutsche Nation entgegen; und schon auf einigen Reichsversammlungen wurden den Foderungen des Pabstes sehr heftige Einwendungen gemacht, und wenn man in dieselben einwilligte, so geschahe es ofte unter sehr beschwerlichen Bedingungen, wie z. B. auf dem Reichstage zu Nürnberg dem päbstlichen Legaten, Raymund, die Verkündigung des Ablasses nur in sofern gestattet wurde, daß das Geld dem Pabste nicht in die Hände geliefert, sondern in Teutschland eingeschlossen aufbewahrt, und von da aus wider die Türken angewendet werden solle. Selbst einige vornehme und große Bischöfe in Teutschland seufzten unter der römischen Gerichtsbarkeit. Einige suchten sich derselben ganz und gar zu entziehen. Wieder andere widersprachen dem Pabste ins Angesicht, wie z. B. Johann

von

von Salhausen, der Bischof in Meissen war, litt schlechterdings keinen Ablasprediger in seiner Diözes; in den Augen eines Lorenz von Bibra, der zu Luthers Zeiten Bischof in Würzburg war, war Luther ein sehr guter und frommer Mann, den der Churfürst auf sein bischöfliches Vermahnen ja nicht von sich lassen solle. Und endlich war dies noch der vortheilhafteste Umstand für Luthern, daß er gerade unter dem Schutze des Churfürsten, Friedrich des Weisen, lebte, der damals der mächtigste Fürst in Teutschland war, und der auch bey dem Kaiser Maximilian in einem sehr großen Ansehen stund, so daß der Kaiser schon im Jahr 1500 den Churfürsten Friedrich zu seinem Statthalter bey dem Reichsregiment zu Nürnberg mit 6000 Gulden Gehalt, und im Jahr 1507 zu seinem und des Reichs Statthalter und Verweser machte.

Aber so mächtige Stützen Luther auch bisher zu haben schien, so günstig ihm auch viele angesehene Prälaten und Bischöfe waren, so wendete sich doch jetzt das Blatt. Viele von seinen Gönnern mißbilligten sein Unternehmen, andere schwiegen stille, worunter selbst Erasme und Staupitze waren. Aber warum schwiegen sie stille? vermuthlich deswegen, daß sie die Ausführung des Streits theils für unmöglich hielten, weil sie voraus sahen, die Sache werde sich in die Länge spielen, und so in die Länge spielen, daß der Streit ohne Nachtheil für den römischen Hof nicht werde zu entscheiden seyn; und dieses mahlte freilich

ein

ein schröckliches Bild vor ihre Augen; sie sahen, in welchem Grimm Tezel bereits von denen Kanzeln, die er besteigen durfte, wie der grausamste Inquisitor, herabdonnere, mit Erzketzern, Irrlehrern und Frevlern um sich werfe; sie sahen, daß Tezel den Sätzen Luthers wieder andere entgegengestellt, und Luthers Sätze öffentlich verbrannt hatte; daß Tezel sich mit seiner ersten Widerlegung nicht einmal begnügte, sondern noch eine zwote herausgab, die noch bitterer und beissender war, ja die in die abscheulichsten Grobheiten gegen den wittenbergischen Doctor ausgefallen war, daß dieser gleichfalls in den grösten Unwillen darüber ausbrechen mußte: theils schwiegen Luthers bisherigen Gönner auch deswegen, weil sie seine unerschütterliche Standhaftigkeit noch nicht genau genug kannten, sondern die Sache nur so von außen betrachteten, und da mußten sie sich dieselbe freilich politisch fürchterlich vorstellen. Anfangs schien zwar der tezelische Angriff der Standhaftigkeit Luthers eine Wunde zu schlagen, allein seine Seele faßte bald wieder neuen Muth, da er einsahe, wie weit seine jetzigen Gegner unter ihm stunden, und da das Bewußtseyn wieder lebhafter in ihm rege worden war, daß seine Sache Gottes Sache seye, und daß er auch seinen ersten Angriff im Namen Gotres gewagt habe. Jetzt wurde er aufs neue wieder so getrost und standhaft, daß er Tezeln selbst nach Wittenberg kommen hieß, ihm sicheres Geleit und freyen Unterhalt versprach, welches Versprechen bes

weißt,

weißt, was für ein großes Zutrauen er zu seinem gnädigen und weisen Landesfürsten hatte.

Aber nicht nur der unverschämte Tezel war jetzt wider Luthern aufgetreten, sondern ein römischer Höfling, Sylvester Prierias, der Magister Sancti Palatii war, gab nun auch eine Schrift wider den wittenbergischen Doctor heraus, in welcher Schrift der Verfasser dem Pabste die niederträchtigsten Schmeicheleyen vorsagte, dergleichen noch nie ein römischer Schriftsteller, der die Hoheit des Pabstes vertheidigte, zu sagen sich unterstanden hatte. Luther besann sich lange, ob er diese Schrift einer Antwort würdigen sollte. Endlich aber sahe er sich genöthigt, diesem römischen Höfling zu antworten. Doch that er dieses auf eine Art, die seine bisherigen Gesinnungen nur noch mehr bestätigte, ihm aber auch Ehre machte. Gleichwohl fraß jetzt das Feuer immer weiter um sich; und selbst sein bisheriger Freund, Johann Eck, Doctor der Theologie, Prokanzler der Universität Ingolstadt und Kanonikus zu Aichstedt, ein damals berühmter Gelehrter, schrieb ebenfalls wider ihn. Diese Untreue des Johann Ecks mußte Luthern in seiner Fassung sehr niederschlagen; indeß faßte seine Seele doch wieder neuen Muth. Er hatte sich auch bereits um Mittel umgesehen, den Streit, der freilich kein Mönchsstreit mehr blieb, und von dem er wohl so gut, als der gröste Theil des Klerus einsahe, daß er nicht in seinen Grenzen bleiben werde, durchzufechten. Diese Mittel waren aber bey ihm keine andere, als das Vertrauen zu Gott, sein edles Bewußtseyn und die h. Schrift;

die

die Mittel seiner Feinde hingegen waren die Scholastiker, und die päbstlichen Dekrete ꝛc. die Luther schon längst verächtlich angesehen und behandelt hatte.

Noch ein anderer Umstand brachte jetzt Luthers Sache in eine größere Gährung und in einen weit allgemeinern Umlauf. Es verbrannten nemlich die wittenbergischen Studenten alle Theses, die Tezel wider Luthern herausgegeben hatte; und die Verbrennung dieser tezelischen Sätze geschahe noch übers dies auf eine recht komische Art und mit sehr beleidigenden Feyerlichkeiten. Luther wollte sich zwar vertheidigen, daß er nichts um diesen Umstand gewußt habe; allein hier vermochte er nicht durchzudringen, und die benachbarten Bischöfe von Brandenburg und Meissen fingen nun auch an, wider ihn loszuziehen. Daher jetzt selbst der Churfürst nicht länger mehr ein müssiger Zuschauer bleiben konnte.

Der Churfürst Friedrich, der mit allem Rechte der Weise heißt, hatte bisher noch nichts in die Streitigkeiten, in welche sich Luther verwickelt hatte, gesprochen; aber da seine fürstliche Seele, so viele Neigung sie übrigens auch zu dem gewöhnlichen Lehrsystem und selbst zu den Reliquien bisher gehabt hatte, da, sage ich, Friedrichs Seele immer die Wahrheit liebte, und er noch zudem von Luthers Freunde, dem Spalatin, der Friedrichs Herz gewonnen hatte, und von dem klugen Erasmus, der

gleich-

gleichwohl nicht in allem mit Luthern einstimmte, von Zeit zu Zeit von Luthers Meynungen und Lehrsätzen unterrichtet worden war, so ließ er Luthern durch Spalatin seinen fürstlichen Beyfall melden, und befehlen, daß er ungescheuet das Wort Gottes nach seinen Ueberzeugungen rein und lauter vortragen solle. Freilich mußte auch das hiezu sehr viel beytragen, da er sahe, wie durch Luthern die Universität Wittenberg immer in einen blühenderen Zustand empor kam. Aus allen europäischen Gegenden kamen nun Studirende nach Wittenberg herbey, so berühmt und weltbekannt war schon Luthers Name *). Einen andern Beweiß erfuhr Luther auch sogleich von der Gnade seines Landesherrn, da er ihn dem Bischof von Würzburg und dem Churfürsten von der Pfalz in Schutz anempfahl, als Luther auf ein Generalkonvent seines Ordens nach Heidelberg reisen sollte. Und diese Reise, die Luther unter Gottes und bemeldter Fürsten Schutz wirklich that, machte ihn erst recht in diesen Gegenden bekannt, und man darf sagen, daß diese Reise wirklich eine große Beförderung der Reformation wurde. Es hielt nemlich Luther nach geendigten Berufsgeschäften in Heidelberg eine Disputation, die in 40 Sätzen bestund, und die er theologische Paradoxe nannte. Bey Gelegenheit dieser Disputation machte er also auch seine Meynungen auf dieser Universität bekannt, und sie

wurden

*) Wie Löscher berichtet, so sind gleich nach dem Anfang der Reformation 600=800 Studenten in Wittenberg gewesen, da ein Jahr vorher kaum 200 da waren.

wurden mit vielem Scharfsinn, aber auch, wie Luther den Heidelbergischen Theologen selbst das Lob giebt, mit vieler Mässigung bestritten. Vorzüglich bekam er unter seinen Zuhörern in Heidelberg, deren hernach verschiedene seine Anhänger wurden, drey junge Männer auf seine Seite, die ihm in der Folge sehr wichtige Dienste leisteten. Und diese waren **Martin Bucer, Johann Brenz** und **Erhard Schnepf.** Von dieser Zeit an wurde Luthers Ruhm immer grösser, aber auf der andern Seite wandten seine Feinde nun auch alle Künste in Rom an, Luthern zu stürzen. Er mußte daher die Sache jetzt ganz anders angreifen, und das that er vorzüglich dadurch, daß er anfing seine Meynungen durch den Druck öffentlich der Welt vorzulegen, und so seine bisherigen Anhänger und den erleuchteteren Theil der Nation mehr in den Stand zu setzen, sich von seinen Meynungen besser überzeugen zu können. Allein Luther ließ diese seine Meynungen nicht nur im Drucke erscheinen, sondern er schickte sie auch an den sächsischen Hof, ja so gar selbst an den Pabst Leo X. Gerade so wie ein aufrichtiger und offenherziger Mann mit seinem Freunde spricht, von dessen Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe er gänzlich versichert zu seyn hoft, eben so sprach Luther mit dem Pabste, und erzählte ihm die Veranlassung zum Streit und die ganze bisherige Geschichte desselben; er hofte aber auch wirklich, vom Pabste gehört zu werden, und unterwarf sich deshalb aus wahrer Hochachtung vor ihn seinem Entscheidungsurtheile, ja sogar dem Tode selbst, wenn ihn der Pabst dazu verdam-

men würde. Sylvester Prierias hatte indeß abermal eine Schrift wider Luthern herausgegeben, die aber eine solche gottlose Dreistigkeit enthielt, die selbst alle Vertheidiger des römischen Stuhls ärgerte, und auch der Pabst ihm Stillschweigen gebieten mußte. Denn Prierias wollte unter andern der Welt die Hoheit und Heiligkeit des Pabstes so dringend vorstellen und daraus begreiflich machen, daß er sagte: der Pabst könnte von niemand gerichtet oder abgesetzt werden, wenn er auch noch so viel Unheil stifte, ja wenn er ganze Völker dem Teufel zuführe. Luther that indeß auf diese Schrift weiter nichts, als daß er sie noch einmal besonders herausgab, und einen Anhang, der aber nur zu hitzig war, dazu schrieb. Hätte der gute Mann dieses nicht gethan, gewiß er hätte mehr ausgerichtet; aber so brachte sein beissender Anhang die bereits schon mißvergnügten Gegner wieder aufs neue gegen ihn auf.

Indeß waren nun Luthers Resolutiones in die Welt ausgegangen, und jedermann staunte über die neue Vorträge, die Luther der christlichen Welt so geradehin ohne irgend einige auffallende Zweydeutigkeiten vorlegte. Der eine Theil von Lesern gab stillen Beyfall, und wartete nur, wie die Sache weiter ausfallen werde; der andere Theil wurde aber um so mehr in Harnisch gebracht, je mehr er bisher dem Dominikanerorden, gegen den eigentlich der ganze Streit bisher gerichtet war, anhieng.

Doch

Doch schienen diejenigen, welche Luthern ihren stillen Beyfall schenkten, den grösten Theil auszumachen. Nur wollten es aus allerhand Bedenklichkeiten noch sehr — sehr wenige wagen, sich laut und öffentlich für Luthern und seine neue Lehrart zu erklären. Allein unter diesen Gährungen, ja als die lutherische Resolutiones beynahe noch nicht in Rom angelangt seyn konnten, bewirkten schon seine Feinde zu Rom eine gerichtliche Untersuchung, und Luther wurde im Julius 1518 nach Rom citirt. Am 7ten August erhielt er die Citation, und am 8ten schickte er sie schon an seinen Freund Spalatin, der sich gegenwärtig bey dem Churfürsten in Augspurg befand, denn die teutschen Fürsten hatten sich in der Mitte des Sommers auf dem augspurgischen Reichstag eingefunden, und selbst auch der Kaiser war dabey erschienen, da er hofte, bey dieser Gelegenheit seinen Enkel, Karln von Spanien, zum römischen König krönen zu lassen. Dieses letztere, nemlich des Kaisers Vorhaben, schien für Luthern wirklich vortheilhaft zu seyn. Luthers Freunde hatten allerhand Projecte im Sinn, die sie dem Churfürsten eröfnen wollten, daß Luther nicht nach Rom gehen sollte, von wo aus sie ihn schwerlich mehr hätten erwarten dürfen. Allein die Sache bekam wider ihr Erwarten eine andere Wendung. Friedrich war nemlich dem Gesuche des Kaisers in Ansehung der römischen Königswahl entgegen, so wie auch der Pabst dieselbe nicht gerne gesehen hätte; und daß nun Friedrich durch seinen Widerstand dem Pabste eine Gefälligkeit

erwies,

erwies, erfoderte nothfolglich wieder einen gegenseitigen Dienst, der nun auf des Churfürsten Ansuchen darin bestund, daß Luther nicht in Rom, sondern in Teutschland von einigen teutschen Bischöfen verhört und so seine Sache ausgemacht werden möchte. Hierauf änderte Leo seinen Entschluß, und übergab seinem Kardinal, **Kajetanus**, der bereits auf dem Reichstag sich befand, den Auftrag, Luthers Sache zu untersuchen. Dieser war aber nun der rechte Mann, der dazu gemacht zu seyn schien, die Sache mit Luther nicht nur nicht in Ordnung und zur Ruhe zu bringen, sondern dieselbe vielmehr in die Länge zu spielen, welches letztere indeß der römische Hof nicht erwartete. Der Kardinal richtete auch wirklich seinen Auftrag sehr schlecht aus, und man war, wie wir bald sehen werden, in Rom gar nicht mit ihm zufrieden.

Aber auch in Augspurg sahen Luthers Freunde wohl ein, daß er sich ohne ein sicheres Geleit nicht daselbst erhalten könnte; und selbst Staupitz, an den Luther zuvor schrieb, rieth ihm an, sich nicht nach Augspurg zu begeben. Allein da Luther sich nicht mehr von dieser Reise abhalten ließ, so begab sich auch Staupitz nach Augspurg, wo er glaubte, seinem Freunde Beystand leisten zu können. Als nun Luther in Augspurg ankam, hatte der Churfürst schon den Reichstag verlassen, demunerachtet aber vortheilhafte Maasregeln hinterlassen, wie er wünschte, daß Luther behandelt werden möchte, in welcher Absicht

sicht er ihn auch dem Stadtrath daselbst sehr drins gend empfahl, so daß ihm dann bey dem Kaiser ein sicheres Geleit erbeten wurde. Und auf diese Art erschien Luther das erstemal vor dem Kardinal, der ihn zwar sanftmüthig empfieng, und ihm versprach, alles in Güte beyzulegen, wenn er anders ein paar Irrthümer, die sich in seinen Sätzen befinden soll: ten, widerrufen würde. Luther behauptete nemlich, daß der Schatz des Ablasses nicht das Verdienst Chri: sti sey; und daß der Mensch, wenn er die Gnade Gottes, die ihm im Sakrament angeboten werde, erlangen wolle, zuvörderst Glauben haben müsse. Dieser letzte Satz war ein Artikel von Luthers Lieb: lingssystemen, das er schlechterdings nicht aufhob. Es wurde daher auch die erste Unterredung, die der Kardinal mit ihm hielt, bald unterbrochen, da jener einsah, daß dieser derzeit noch zu keinem Widerruf zu bewegen sey; es fruchtete diese Unterredung auf diese Art auch weiter nichts, als daß beyde einan: der genauer kennen lernten. Der teutsche Mönch lernte die verstellte Sanftmuth des Kardinals, und dieser den gelehrten und heroischen teutschen Mönch kennen, und zwar so, daß der Kardinal wohl ein: sahe, er müßte Luthern anders anreden und behan: deln, als er bey seiner ersten Unterredung mit ihm gethan hatte. Und dies zeigte sich auch bald, als beyde zum zweytenmale zusammen gekommen wa: ren.

Bey dieser zwoten Zusammenkunft versah sich Cajetanus gewiß dessen nicht, was Luther ihm in Begleitung eines Churfürstlichen Gesandten, Philipp von Feilizsch, eines Notarius und endlich auch Staupitzens, so unerschrocken vorlegte. Der Mönch wollte jetzt von dem ganzen Gang der bisherigen Verhandlungen nichts wissen, sondern er verlangte vielmehr, daß ihm der Kardinal erlauben möchte, schriftlich zu antworten, und dann wolle er diese Antwort den vier Universitäten, Basel, Freyburg, Löwen und Paris überlassen. Allein diese Bitte verwarf der Kardinal, und er wollte noch immer, (wie er nemlich vorgab,) die Sache gütlich beylegen, wenn Luther widerrufen würde. Es gieng also hier, wie es noch mit allen Streitigkeiten mit dem römischen Hofe bisher gegangen war. Immer nur widerrufen, und nichts einer Untersuchung zu würdigen, war die Maxime des Pabstes und seiner Legaten. Es disputirten daher der Kardinal und Luther wieder mit einander; aber es lief wieder so aus, wie zuvor. Der Kardinal wollte diesmal Luthern gar nicht zu Rede kommen lassen, sondern er suchte ihn auf allerhand Arten zu überschreyen. Gleichwohl ließ sich Luther nie ganz aus seiner Fassung bringen *). Und selbst Staupitz bat endlich den Kardinal,

*) So wohl im Seckendorf und anderwärts, als auch in Hrn. Prof. Planks Entstehung ꝛc. des protestantischen Lehrbegriffs steht folgende eigene Erzählung Lu-

nal, daß er doch auch Luthern reden lassen möchte. Bisher staunte er immer nur über das stürmende

Luthers von diesem Auftritt, und es ist der Mühe werth, dieselbe auch hier einzurücken: "Da schrie der Legat, ich sollt ein Widerspruch thun, und machet eine lange Rede aus S. Thomas Fabeln, meynet und hielt dafür, er hätt mich überwunden und gestillt. Ich hub auch etlichemal an zu reden, aber er donnert und schnurret allewege, und herrschet allein. Endlich hub ich auch an zu schreyen und sprach: Wenn es kann gezeigt werden, daß obengenannte Extravagans sagt, daß der Schatz des Ablasses sind die Verdienste Christi, so will ich einen Widerspruch nach Euer Hochwürden Gefallen und Willen thun. Darauf ward er ganz ungebärdig, lachet fast sehr, und nahm von Stund an das Buch in die Hand, las berührte Extravagans sehr hitzig und keuchend, bis er an den Ort kam, da geschrieben steht; daß der Herr Christus hab durch sein Leiden den Schatz erlangt. Da sagt ich: Hochwürdigster Vater! E. H. wolle das Wort, Er hat erlangt, betrachten und fleißig bewegen. So Christus durch seine Verdienst hat einen Schatz erlangt, so sind je der Verdienst nicht der Schatz, sondern dieß, daß die Verdienst verdient haben, nemlich die Schlüssel der Kirchen. Und demnach ist meine Conclusion oder Beschluß wahr. Als der Legat so unversehens beschämt war, und doch unbeschämt wollte geachtet seyn, fiel er mit Gewalt auf andere Meynung, und stellt diese mit Willen in Vergessenheit, aber ich sagt doch mit gebührender Ehrerbietung getrost: Hochwürdigster Vater! E. H. sollt' es nicht dafür halten, daß wir Teutsche die Grammatika nicht haben oder wissen. Es ist ein anders, daß

Geschrey des Kardinals, aber jetzt fieng der teutsche Mönch auch an, sich über die Verwirrungen seines Gegners zu wundern, dessen stolze Einwürfe nunmehro mit einem beissenden Spott widerlegt, und die kühnen Hoffnungen desselben, ihn zu einem Widerruf zu bewegen, zernichtet worden waren. Aber noch mehr zu bewundern war es, daß Staupitz nun auf Cajetans Anrathen Luthern zu einer bessern Ueberzeugung bringen sollte, da doch Staupitz schon als ein Mann bekannt war, der sich gar nicht in Streitigkeiten öffentlich einließ, wohl aber ein Freund Luthers war, den er in der Stille öfters tröstlen und aufmuntern mochte*). Und ob er gleich den Augustinerorden verließ, und Abt wurde über ein Benedictinerkloster zu Salzburg, so behielt er doch immer das Lob eines frommen Mannes. Indeß als Staupitz von Augspurg abgereißt war, so fand Luther und seine Freunde ebenfalls für gut, diese Stadt zu verlassen, weil sie alle wohl einsahen, daß sie nichts mehr

etwas ein Schatz ist, und ein anders den Schatz erlangen! Da also des Legaten Vertrauen verlegt war, und nochmals schrie, ich sollt einen Widerspruch thun, und sprach: gehe hin, und komme nicht wieder zu mir, du wollest denn einen Widerspruch thun! Also gieng ich von dem Legaten. Opp. Ien. T. I. F. 119. Epp. L. I. ep. 64.

*) Staupitz verließ nachher den Augustinerorden und trat in den Benedictinerorden, das Luthern sehr mißfiel, deswegen er auch einen sehr beweglichen Brief an ihn schrieb. Er starb im Jahr 1525 als Benedictinerabt zu Salzburg.

mehr ausrichten würden. Es schrieb auch deshalb Luther einen Brief an den Kardinal, worin er seine schleunige Abreise entschuldigte und die Ursache derselben anzeigte, zugleich aber auch von dem übel unterrichteten Pabst an den besser zu unterrichtenden Pabst appellirte. Allein hierüber erzürnte sich der Kardinal so sehr, daß er sogleich an den Churfürsten Friedrich schrieb, und demselben gewissermaßen befahl, Luthern entweder nach Rom zu schicken oder ins Exilium zu verweisen. Dieses Schreiben war auch so abgefaßt, daß, wenn Friedrich nicht ein solcher weiser Fürst gewesen wäre, Luther ungemein viel verloren haben würde. Aber so gieng die Sache ganz anders, und der Kardinal sahe sich jetzt auf allen Seiten in seinen Hofnungen betrogen. Denn der Churfürst schickte sein Schreiben an Luthern, und dieser entbrannte jetzt so sehr über das niedrige Verfahren seines Gegners in Augspurg, den er gleichwohl vorher hochgeschätzt hatte, daß er sogleich wieder an den Churfürsten zurückschrieb, und in den rührendsten Ausdrücken um seine Entlassung bat; so unschuldig auch der Churfürst in der ganzen Sache war. Aber Luther wollte nur nicht, daß sein Landesherr um seinetwillen in Gefahr oder auch nur in einen Verdacht kommen sollte; und in dieser Absicht foderte Luther seinen Abschied. Doch um Luthers fürtrefliche Gesinnungen in dieser Sache noch genauer kennen zu lernen, so stehen seine eigenen Worte gewiß hier nicht am unrechten Ort. "Daß Ew. Churfürstl. Gnaden von meinetwegen nicht etwas böses begegne, (welches ich ja allerdings nicht

gern

gern wollte) siehe so verlasse ich in Gottes Namen Ew. Churfürstl. Gnaden Lande, will ziehen, wohin mich der ewige barmherzige Gott haben will, und mich seinem gnädigen göttlichen Willen empfehlen, er machs mit mir, wie er wolle. Denn es sollte mir ja herzlich leid seyn, daß meinethalben irgend ein Mensch, will schweigen Ew. Churfürstl. Gnaden in Abgunst oder Gefahr kommen sollte. Will derohalben Durchl. Churfürst, hiemit Ew. Churfürstl. Gnaden mit aller Ehrerbietung gegrüsset und gesegnet, und schlecht und gerecht den ewigem barmherzigen Gott empfehlen, auch für alle Wohlthat mir bewiesen, in aller Demuth unterthäniglich bedanket haben."

Es ist leicht zu erachten, wie gnädig der Churfürst diese edlen Gesinnungen eines Mannes, den er schon lange im Stillen geehrt uno hochgeschätzt hatte, aufgenommen haben müsse, und daß der Legat seine Absichten, die er in seinem Schreiben an den Churfürsten so deutlich zu verstehen gab, jetzt um so weniger erreichen konnte, zumalen da noch überdies der Churfürst Luthers Ansuchen um ein billiges und unpartheyisches Gericht für höchstgerecht fand, und dieses auch dem Legaten schrieb, indem er zugleich Luthers eignen Brief an ihn einschloß. Zu gleicher Zeit trat auch die Universität auf Luthers Seite, und bat für ihn selbst bey dem Pabste. Doch was man endlich bey Luthers Schicksal und bey seinen Bemühungen nicht vergessen kann, ist sonderlich der Ruf eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Phi-

lippi

lippi Melanchthons, nach Wittenberg. Luther konnte sich von einem Manne ungemein viel versprechen, der sich bereits, so jung er auch noch war, in Tübingen sehr berühmt gemacht hatte.

Aber nicht nur ein Freund und eifriger Vertheidiger der Gelehrsamkeit war Melanchthon, denn er gab der damaligen trockenen Lehrmethode der aristotelischen Philosophie, wider welche er nie eingenommen werden konnte, eine ganz andere Richtung, und stimmte auf diese Art fast das ganze damalige gelehrte Studium um, wenigstens brachte er in die Köpfe seiner Zuhörer einen ganz andern Geschmack; sondern Melanchthon war auch ein Mann, der den feinsten und besten Charakter hatte, so daß er gleich nach seiner Ankunft in Wittenberg Luthers thätigster und vertrautster Freund wurde, wie Luther bald nach Melanchthons Ankunft an Reuchlin schrieb *).

Unter solchen Umständen schien nun freilich die Sache der Reformation zu gewinnen, zumalen auch unter solchen Begebenheiten selbst der römische Hof gelinder verfahren mußte, und über welches gelinde Verfahren selbst verschiedene römische Scribenten sich beschwert haben. Indeß war es aber dem Pabste nicht anders möglich; er sahe den schon weit um sich gefressenen Schaden wohl ein; aber die politische Staatsverfassung in Teutschland erlaubte ihm keine andere

*) Est homo admirabilis; immo paene nihil habens, quod non supra hominem sit, familiarissimus mihi et amicissimus.

andere als wenigstens scheinbar gelinde Mittel zu ergreifen, dem Schaden wieder abzuhelfen. Nur daß auch diese Mittel weiter nicht viel fruchteten.

So vortheilhaft nun alles dieses für den glücklichen Fortgang der Reformationsversuche Luthers seyn mußte, so ereignete sich endlich doch im Jahr 1519 ein noch weit merkwürdigerer und für Luthern vortheilhafterer Zufall. Es starb nemlich in besagtem Jahre Kaiser Maximilian. Dieser hohe Todesfall erregte bald mehrere innere Unruhen in Teutschland, obgleich die kleineren Fürsten und Bischöfe schon angefangen hatten einander selbst zu bekriegen und aus ihren Besitzungen zu vertreiben, wie sich z.B. der damalige Herzog Ulrich von Würtemberg ausserhalb seines Landes aufhalten mußte, dessen nicht einmal zu gedenken, daß Bischof Johann von Hildesheim ins Bisthum Minden eindrang, den Bischof Franz daraus verjagte, und zugleich auch die braunschweigischen Länder des Herzogs Erichs verwüstete. Diese Umstände lenkten nun fast alle Aufmerksamkeit von Luthers Streitigkeiten ab, und man gab jetzt auf Reichstagen den weltlichen Händeln mehr Gehör. Nur der Pabst befand sich dabey in einer sehr mißlichen Lage; denn nun mußte er dem sächsischen Churfürsten Friedrich auf jeden Fall zu Gunsten handeln, damit nicht ein solcher Kaiser gewählt werden möchte, der dem römischen Hofe hätte gefährlich werden können. Der Pabst schlug daher abermalen den Weg' eines gütigen Vergleichs ein, und schickte einen Gesandten, Carln von Miltitz, der zugleich auch ein sächsischer Edelmann

mann war, an den Churfürsten, der die Sache mit Luthern gütlich ausmachen und als einen Beweis, wie der Pabst so gütig gegen Friedrichen gesinnet war, diesem die geweyhte goldene Rose bringen sollte. Freilich betrat der römische Hof bey dieser Gelegenheit eben den Weg der List, wie bisher bey demselben gewöhnlich war; denn es war doch bey Uebersbringung der goldenen Rose nichts anders zum Grunde, als den Churfürsten für den Pabst einzunehmen, wenn schon der Gesandte den Auftrag nicht auch zugleich gehabt hätte, die vertrautsten Freunde des Churfürsten, einen Degenhard Pfeffinger und einen Spalatin, für den Pabst zu gewinnen. Aber Miltitz gewann eben weiter nicht viel. Am sächsischen Hofe war man selbst schon argwöhnisch über seine Ankunft, und der gröste Theil der gemeinen Leute in Sachsen sowohl, als auch anderwärts, war wenigstens für Luthern eingenommen, so daß er sich nicht einmal unterstehen durfte, öffentlich zu sagen, daß er wegen Luthern nach Teutschland geschickt worden seye. Miltitz sahe also wohl ein, daß er die ungewöhnlichste Mässigung bey der Bekanntmachung seines Auftrags gebrauchen müßte. Und er nahm deshalb auch wirklich den Vorschlag an, daß Luthers Sache von einigen teutschen Bischöfen könnte ausgemacht werden. Sogar bey seiner Unterredung mit Luthern zu Altenburg bediente er sich der schmeichelhaftesten Höflichkeit gegen denselben. Auch Luther schien hier sehr nachgiebig zu seyn; denn, antwortete er Miltitzen, "hätte man mein Schreiben lassen frey gehen, es wäre längst alles geschwiegen und gesungen, und

ein

ein jeglicher des Liedleins müde worden. Ich, fuhr er ferner fort, will forthin schweigen, und die Sache zu Tode bluten lassen, wenn anders meine Widersacher schweigen. Ich habe die römische Kirche nie angegriffen, sondern ich habe sie gegen die lästerlichen Reden der Ablasprediger schützen und vertheidigen wollen. Ich will das Volk zum Gehorsam gegen die römische Kirche schriftlich ermahnen, und will gern alles thun, alles leiden, daß ich nur nicht weiter aufzustehen genöthiget werde, aber aus der Revocation wird nichts. Nach dieser Unterredung konnte Miltitz leicht denken, daß er mit Luthern weiter nichts ausrichten werde, und er reiste daher nach Leipzig, um den Dominikaner Tezel zu hören. Indeß wie es mit diesem gehen würde, konnte zwar beynahe nur Tezel voraussehen, deswegen er nicht nach Altenburg kommen wollte *). Freilich gab sich der Dominikanerorden nachher alle ersinnliche Mühe, das Ansehen des päbstlichen Nuntius, des Herrn von Miltitz, verhaßt zu machen.

So gut aber nun alle die bisherigen Aussichten Luthers für sein Reformationsgeschäft zu seyn schienen, so kam jetzt doch ein Umstand dazwischen, der fast alle gute Hofnungen, die er bisher hatte, beynahe gänzlich vereitelte. Wenigstens litt dadurch seine Arbeit eine geraume Zeit große Noth und

Schwie-

*) Ich habe schon oben erzählt, wie Miltitz mit Tezeln verfuhr.

Schwierigkeiten. Und dies war eine Disputation, die Andreas Bodenstein, der nachher unter dem Namen Carlstadt so sehr bekannt wurde, mit Johann Eck im Jahr 1519 zu Leipzig anstellte, wobey Luther als Gehülfe oder als College erschien, nachher aber die Hauptperson des Streits wurde. Carlstadt hatte nemlich Luthern bereits in einer öffentlichen Schrift wider Ecken vertheidigt, und es ist leicht zu erachten, daß nun auch jetzt über Luthers Lehrsätze, besonders über diejenigen, welche von der römischen Kirche und von dem Ablasse handelten, disputirt werden sollte. Luther behauptete, wie man leicht voraussehen konnte, von dem Vorzug des römischen Bischofs, daß er sich auf menschliches Ansehen gründe, nicht aber auf ein göttliches. Eben so urtheilte er jetzt auch nochmals von dem Ablas. Eck hingegen behauptete gerade das Gegentheil; und man konnte leicht erwarten, daß aus einer solchen Disputation allerhand Folgen entstehen würden, auf welche die Welt nun erst recht aufmerksam werden dürfte. Selbst am churfürstlichen Hofe wartete man mit großer Angst auf den Ausgang des Streits. Denn schon vorher machte die Sache großes Aufsehen, und einige Bischöfe wollten gerne die Disputation hintertreiben. Allein Herzog Georg legte diesen Gegnern mit sehr nachdrücklichen Worten Stillschweigen auf, welches ihm allerdings Ehre macht, ob er gleich Luthers Feind blieb. Bey der Disputation selbst, nachdem sie mit gröster Feyerlichkeit eröfnet worden war, war sogar auch Herzog Georg einige Zeit zugegen, und man will sagen, daß der Herzog, da er einmal bey

Eck und Luthern speiste und das Gespräch abermal auf das Ansehen des Pabstes geleitet worden war, beyde Streitende auf die Schultern geklopft und gesagt haben soll: „Es sey dieses aus göttlichem oder „menschlichem Recht, so ist und bleibt der römische „Pabst doch Pabst. Also (setzt Lutherus hinzu) redete er die Wahrheit und strafte mit dieser großen „Bescheidenheit unsere unnütze Disputation" *). Der Streit wurde fortgesetzt, und beyde Partheyen vertheidigten ihre Sätze mit großer Gelehrsamkeit, so daß alle Anwesende sich wunderten; und selbst die Abschiedsrede, welche Johann Lange auf Herzog Georgens Befehl nach geendigter Disputation hielt, beweißt solches ganz deutlich **). Lange sagt unter andern, da er Ecken sehr lobte: „Wer will aber also frech Johann Ecken loben, daß er selbigen Andreas Carlstadten beyder Rechten und der Theologie Doctoren, wollte vorziehen, oder diesen jenem vorsetzen, ehe er jegliches, was hieher gehöret, auf das genaueste eingesehen. So viel merkwürdiges hat Carlstadt in diesem Streit erwiesen, welcher je seltener er losdrückt, je gewisser das Ziel erreicht, dessen Redart, wie sie deutlich, und nicht ohne Würze, doch mit geziemender Gravität temperirt ist, also hat selbige nichts geschminktes, welches ohnedem eine verdrießliche Sache ist. Siehet man seine mannigfaltige Gelehrsamkeit an, so muß man sich wun-

*) S. die deutsche Uebersetzung des Sekendorffschen Lutheranismus, S. 211.

**) Diese Rede stehet auch in Erasmi Briefen.

wundern, wie der Mann zu solcher hohen Erudition in beyden Rechten und der Theologie gekommen, daß man fast nicht weiß, auf welches er sich am meisten geleget. Er hat auch mit großer Verwunderung die Schriftstellen also genau aus denen Umständen erläutert, daß er sogar die Widrigscheinende aufs beste verglichen. Aber wie könnte ich es verantworten, wo ich ihn, mein rechtschaffner Martine, vorbey ginge? und mit was für Ehrerbietigkeit soll ich seine Gelehrsamkeit, scharfen Verstand, der mehr in sich hält als aus den Worten zu nehmen, und endlich seine Standhaftigkeit in Erforschung der Wahrheit, preisen? als der von so vielen bösen Leuten also schändlich verleumdet, doch niemand als dem, der was bessers vorbringe, weichen wollen. Seine Reden haben eine wundersame und aufrichtige Freiheit, welche sich zu der Wahrheit wohl schicket. Diese wie sie blos gemahlet wird, also will sie auch nicht verdeckt vorgetragen seyn. Darum haben die Heiden, wann sie ihrem Saturno, als dem Gott der Zeit, ihren Dienst geleistet, solches mit entblößtem Haupt verrichtet, weil die Wahrheit, so eine Tochter der Zeit (wie Sophocles redet) ist, unbedeckt will gemahlt werden, und wie Menander saget, auch ungesucht an das Licht kommt. Diese berichtet uns auch durch den gemeinen Ruf seines Lebens Aufrichtigkeit, Kraft dessen er sich in Lehr und Leben als einen rechten Augustiner erweiset.“ Mit einem solchen Lob konnte Luther nun Leipzig verlassen, obgleich Eck und seine Anhänger, deren Anzahl, wie Luthers, eben auch nicht sehr gering

war,

war, die unverschämtesten Pralereyen ausstreueten. Ja Eck war noch so kühn, und schrieb mit der ausgelassensten Dreistigkeit selbst an den Churfürsten, der nun Luthers Schriften insgesamt dem Feuer überantworten sollte. Indeß schrieb aber auch Luther, und vertheidigte sich auf die Eckischen Schriften und Briefe auf eine solche Art, daß Eck nothfolglich nichts gewinnen konnte. Eine Menge Streitschriften und wechselsweise Vertheidigungen, deren Verzeichniß in Löschers Dokumenten stehen, erschien jetzt, so daß die Welt nun ihre Erwartungen nach der Disputation in Erfüllung gehen sahe. Luther fieng erst recht an, seine Bemühungen an dem angefangenen Reformationswerk fortzusetzen, und der brave gelehrte Melanchthon trat jetzt auch als eifriger Gehülfe Luthers auf. In einer öffentlichen Schrift behauptete Melanchthon jetzt mit der ausnehmendsten Feinheit, ohne daß er das Ansehen der Kirchenväter antastete, aus welchen er einige Stellen erklären sollte, daß die h. Schrift nicht aus den Kirchenvätern, sondern diese aus der h. Schrift erklärt werden müßten, weil die ehrwürdigen Väter ebenfalls Menschen gewesen wären, und ofte etwas menschliches mit untergelaufen seye. Indeß sahe Eck wohl ein, daß die Anzahl der Anhänger Luthers die Anzahl seiner Anhänger übersteige; er verließ daher Teutschland, und gieng nach Italien, wo er sich besser und nachdrücklicher an seinen Gegnern zu rächen glaubte.

Eck hätte bey seiner Ankunft in Rom und während seines Aufenthalts daselbst zwar den glücklichen Fortgang der durch Luthern angefangenen Glaubensverbesserung nicht hemmen, aber doch hätte er viele neue Hindernisse in den Weg legen können, wenn nicht andere Umstände selbst den römischen Hof auf andere Geschäfte geleitet hätten. Und das war nun die Krönung eines neuen Kaisers, welche schon mitten unter dem Gespräch zu Leipzig an Karln von Spanien vollzogen wurde. Verschiedene Fürsten, die sich um die kaiserliche Krone bewarben, dachten fast gar nicht mehr an die Glaubensstreitigkeiten in Teutschland; und es mußte sich endlich so schicken, daß Karl von Spanien auf Zulassen des Churfürsten Friedrichs und der übrigen Churfürsten die Kaiserkrone erhielt. Karl, der sich schon längst um diese große Würde bewarb, der aber gleichwohl von Friedrichen in Erreichung seiner Absichten gehindert wurde, sahe sich jetzt auf einmal durch Vermittelung seines bisherigen großen Gegners zu dieser so lange gewünschten Würde erhoben, und diese Freundschaft war doch immer wieder einer andern Ehre werth. Gleichwohl befand sich der neue Kaiser auf diese Art in einer sehr großen Verlegenheit. Dem Churfürsten war er nothwendig eine Gefälligkeit schuldig, die er nicht mit Geld abzahlen konnte. Denn der großmüthige Friedrich schlug die Summe Geldes ab, die ihm der Kaiser nach seiner Wahl anbot; ja sogar verbot Friedrich seinen Räthen und Dienern, etwas von

dem

dem Kaiser anzunehmen *). Diese Großmuth des Churfürsten war in der That auch einer der größten Beweise von seiner Klugheit; denn hätte er das Anerbieten des Kaisers angenommen, so hätte der Kaiser schon sehr viel gewonnen gehabt, wenn er sich etwa nicht für Luthern erklären wollte, und das scheint er wirklich nicht Willens gewesen zu seyn. Aber auf der andern Seite mußte er doch auch den Pabst zu gewinnen suchen, dessen Hülfe er in Italien so sehr nöthig hatte. Noch mußte indeß ein anderer Umstand dem Kaiser viel zu schaffen machen; nemlich jene Artikel, die er bey seiner Wahl beschwören mußte, daß er sie halten und befolgen wolle. Und unter diesen Artikeln war auch der, daß der Kaiser den Unternehmungen des römischen Hofes wider die Concordate der teutschen Nation Einhalt thun, sogar alles das, was bisher von dem römischen Hofe wider diese Concordate vorgenommen worden war, mit allem Ernst abschaffen sollte. Dieses konnte nun dem Kaiser, der doch gar gerne die Parthey des Pabstes ergriffen hätte, höchst unangenehm seyn. Diese für den neuen Kaiser wirklich nicht sehr vortheilhafte Lage, so sehr sie auch Luthern nützlich werden mußte, war doch der angefangenen Kirchen- und Glaubensverbesserung weit nicht so vortheilhaft, als die Kriege, in die der Kaiser verwickelt war und die er noch immer fortsetzte. Kaiser Karl war ein junger und ehrgeiziger Herr, der seine Entwürfe lieber dahin richtete

*) Chytrái Sächs. Chronik. S. 297.

tete, seine Feinde und bisherigen Nebenbuhler um die kaiserliche Krone zu demüthigen, als sich viel mit Religionssachen abzugeben. Dieses war also ein sehr glücklicher Zeitpunkt für das Reformationsgeschäft; denn wenn das Oberhaupt des teutschen Reichs sich demselben nur nicht mit Gewalt widersetzte, und der nächstmächtigste Fürst alles mit ruhiger Gelassenheit gehen ließ, wie es gieng, so konnte die Reformation so allmählig weit empor kommen, denn den Pabst achtete man unter solchen politischen Unruhen nicht sehr, zumalen da das gemeine Volk gröstentheils der Lehre Luthers, wo nicht überall öffentlichen, doch stillen, Beyfall gab; und diesen Beyfall erhielt die lutherische Lehre vorzüglich in der Zwischenzeit zwischen dem Tode des alten und der Wahl des neuen Kaisers, da Churfürst Friedrich das Reichsvikariat verwaltete und niemand sich unterstehen durfte, Gewalt gegen die neue Lehre zu gebrauchen. Aber nun fieng Luther an, wieder neue Entwürfe und Schritte zu wagen, als er bisher noch keine gewagt hatte. Das Leipziger Gespräch, wodurch Luther, wie er selbst gesteht, viel einsehen lernte, das an seine Lehre mehr gewohnt gewordene Volk, und ein neuer Angriff, den **Hieronymus Emser**, ein Leipziger Gelehrter und aus Schwaben gebürtig, auf ihn gethan hatte, machte ihn nun erst recht kühn wider den Pabst und wider die Mißbräuche in der Kirche zu schreiben; ja Luther wurde jetzt so frey, daß er vieles von seinen vorigen Meynungen wieder zurücknahm, und dasselbe in ein helleres Licht stellte. Emser schrieb nemlich an einen böhmischen Doctor, Johann Zack, dem er

einige Nachrichten von dem Gespräch zu Leipzig gab, zugleich aber auch die böhmischen Schismatiker versichern wollte, daß Luther nicht zu ihrer Zahl gehöre; denn Luther wurde von seinen Feinden bereits schon als ein Freund der böhmischen Brüder ausgeschrien. Luther merkte bald, wohin Emser zielte, daß er ihn habe in einen größeren Verdacht, als ob er ein böhmischer Ketzer wäre, bringen wollen. Er vertheidigte sich daher gegen Emser in einer Schrift, die voll Verachtung und beissenden Spottes war, die aber Ursache war, daß Luther in einen sehr heftigen Streit mit Emsern gerieth, und daß Luther sich nun zum Vortheil für die böhmischen Brüder für ihren Freund erklärte.

Aber nicht nur Emsers Schriften reizten die Entschlossenheit Luthers, das Geschäft der Glaubensverbesserung immer weiter und standhafter zu treiben, sondern die armen Bettelbrüder, die Ordensbrüder des h. Franziskus, wollten nun auch auf Anstiften Ecks, der noch immer nicht ruhete, sich wider Luthern auflehnen. Eck wollte nemlich den Orden die armen Bettelmönche vertheidigen und in Schutz nehmen; und die guten Leute meynten, man könne mit Luthern eben so verfahren und ihn auch so gerade hin für einen Ketzer ausschreyen, wie sie bisher mit aufgeklärteren Männern zu thun pflegten. Sie liessen sich daher bereden, ebenfalls gegen Luthern zu schreiben und ihn der Ketzerey zu beschuldigen; allein Luther ließ es sie in einer Gegenschrift, in der er sich der beissendsten Ironie bediente, gar sehr fühlen, daß Leute ihres Gelichters nur zu Hause blei-

bleiben und nichts mit ihm zu thun haben sollten. Die Franziskaner zu Jüterbock merkten es auch gar bald, daß mit einem Manne, wie Luther war, gar nicht zu scherzen, und daß er ihnen an Gelehrsamkeit weit überlegen seye. Deswegen baten sie auch sogleich wieder um Frieden, allein sie kamen zu spät, denn die Wunde war ihnen bereits geschlagen, die nun nicht so leicht mehr geheilt werden konnte.

Indeß gaben die Emserischen Schriften gleichwohl Gelegenheit, daß Luther noch am Ende des Jahrs 1519 eine Predigt vom Hochwürdigen Sakrament hielt, darin er den bescheidenen Wunsch äusserte, daß man doch den Layen den Kelch beym Abendmal wieder geben möchte. Unter andern sagte Luther: „Es ist bey mir für gut angesehen, daß die Kirche in einem gemeinen Concilio wiederum verordnete, daß man allen Menschen beyde Gestalt wieder gäbe, wie den Priestern.“ Es ist leicht zu erachten, daß vielleicht Luther diesen gerechten Wunsch noch nicht geäußert hätte, wenn man ihn nicht durch den Vorwurf, als ob er ein böhmischer Ketzer wäre, selbst darauf gebracht hätte, und daß er eben dadurch zeigen wollte, daß er sich vor niemanden scheue, auch den böhmischen sogenannten Schismatikern zu Hülfe zu kommen, ob er sich gleich anderwärts schon erklärt hatte, daß er übrigens kein Anhänger der böhmischen Brüder seye, und daß es ihm, wie er auch nachher noch sagte, eben daran nicht so sehr viel gelegen seye, ob man das Abendmal unter einer oder zwo Gestalten genieße. Es komme hier blos auf

die Ueberzeugung eines Christen an. Doch setzt er hinzu, „daß es schicklicher wäre, das Sakrament nicht stücklich, sondern ganz zu geniessen. Eben so urtheilt er auch von der Taufe und spricht: es wäre füglicher in das Wasser zu tauchen, denn damit zu begiessen, um der Gänze und Vollkommenheit willen dieses Zeichens.“ Auf diese Schrift liefen nun bald heftige Klagen über Luthern beym churfürstlichen Hofe ein; und man kann sich dieses auch um so leichter erklären, da besonders über den Genuß des Abendmals unter beyderley Gestalt schon lange her in der Kirche gestritten worden war. Man wird ohne Zweifel längst gewartet haben, ob Luther nicht auch auf diesen Punkt einst stoßen werde, und mochte man wohl glauben, ihn erst alsdenn auf dem rechten Fleck zu haben, daß man ihn als einen förmlichen böhmischen Ketzer erklären könne, wenn er sich für die Meynungen der böhmischen Brüder erklären würde. Und nun kam auch der Zeitpunkt, wo er das Erwarten seiner Feinde erfüllte. Aber er that dieses mit einer bewundernswürdigen Mäßigung *), so daß die Hofnungen seiner Feinde doch wieder vereitelt wurden, und sie ihn nicht, wie sie dachten, bey seinem Churfürsten verhaßt machen konnten.

*) Luther gestund nachher noch, daß er nur gewünscht habe, daß der Kelch möchte wieder gestattet werden. „Das ist wahr“ sagt er, „weil Christus nicht geboten hat, das Sakrament zu niessen, von einem jedermann mag wohl nicht allein eine, sondern keine empfangen werden, wie etliche Alt-

konnten. Denn da der Churfürst noch immer gut katholisch war, so glaubten seine Feinde, auf eine solche Erklärung Luthers für die beyde Gestalten würde Friedrich sich sehr leicht wider seinen Doctor einnehmen lassen. Aber, wie gesagt, der Brief, den Herzog Georg an den Churfürsten deshalb schrieb, worin er Luthern, so viel als nur immer möglich war, herabzusetzen suchte, richtete nichts aus, als daß der Churfürst mit einer feinen Gleichgültigkeit antwortete: „er mische sich nicht in Luthers Händel, sondern dieser müsse seine Sache allein ausfechten *), " und daß Luther nur noch mit größerer Heftigkeit auf Georgs Schreiben sowohl, als auch auf das Decret des meiß-

Altväter in der Wüste gethan. Darum gieb ich den Böhmen unrecht, daß sie nicht dem Haufen gefolgt, der Gewalt gehorcht, ihnen begnügen lassen an einer Gestalt. Es thue die römische Kirche recht oder unrecht daran, so schadet auch solche Ordnung nicht, dieweil keine Gestalt von Christi geboten ist." Luther behielt diese Meynung noch eine geraume Zeit; oft schien er auch zwischen Zweifel und Ueberzeugung zu wanken, wenn er in besonderen Fällen bestimmen sollte. S. Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs, I Theil, II Buch, p. 221. f. wo auch zugleich auf eine Bemerkung, die Hr. Spittler in seiner Geschichte des Kelchs im Abendmal S. 75. gemacht hat, verwiesen wird.

*) Doch mußte Spalatin Luthern zu verstehen geben, daß es der Churfürst sehr wünschte, daß der Handel einmal ausgemacht wäre, oder daß wenigstens die Streitigkeiten nicht immer selbst durch Luthern angefacht werden möchten. S. T. I. len. f. 210.

meißnischen Bischofs, das eben auch herausgekommen war, antwortete. Man sieht auch seine freudige Standhaftigkeit aus der schriftlichen Antwort, die er seinem vornehmen Freunde Spalatin giebt, und es läßt sich auch hieraus erklären, mit welcher Art er jene Antwort eingerichtet hatte. Es wird daher nicht undienlich seyn, wenn ich das Schreiben an Spalatin, so wie es in Sekendorf steht, hier einrücke. „Ihr werdet aus dem Schwerdt keine Pflaumfeder, noch aus dem Krieg einen Frieden machen; das Wort Gottes ist ein Schwerdt, Krieg, Ruin, Aergerniß, Verderbung, Gift, und wie Amos spricht, wie ein Bär auf dem Weg, und wie eine Löwin im Wald. Ich kann aber auch nicht leugnen, daß ich schärfer bin, als ich sollte, weil sie aber das wissen, sollten sie mich nicht aufbringen. Wie schwer es seye, die Hitze und Feder zu mäßigen, könnet ihr bey euch selbst abnehmen. Und das ists auch, warum ich allezeit so ungerne mich öffentlich hervorthue, je beschwerlicher aber mir dieses ist, je mehr werde ich wider meinen Willen verwickelt. Und zwar mit nichts anders, als Vorwurf greulicher Laster wider mich und das göttliche Wort ausgestossen, dahero es kommt, daß, wann mich gleich nicht meine Hitze und scharfe Feder reizte, doch die große Unbilligkeit auch ein steinern Gemüthe könnte in Harnisch bringen, wie vielmehr mich, der ich hitzig bin, keine stumpfe Feder führe, und mich mit diesen Unthieren ohne alle Masse leiden muß. Ich wundere mich auch heftig, wo diese neue Religion aufkommen, daß, wenn einer

ner wider seine Widersacher schreibt, alsobald muß gescholten heißen. Was haltet ihr von Christo? schmähet er die Juden auch, wann er sie ein ehebrecherisch Geschlecht, Schlangen und Ottergezücht, Heuchler, Teufelskinder nennet, und Paulus, der mit Hunden, Verführern und Ungelehrten dareinwirft, und Act 13. wider den falschen Propheten dermaßen herfähret, daß es scheinen könnte, er seye nicht wohl bey sich selbst, indem er spricht: o du Kind des Teufels voll aller List und Bosheit, und Feind aller Gerechtigkeit. Warum liebkoset Paulus hier nicht, daß er ihn bekehre, sondern donnert also? Es kann ja ein Wahrheitliebendes Gewissen mit denen halsstarrigen und unbändigen Feinden der Wahrheit keine Geduld haben. Ich sehe wohl, daß Bescheidenheit jedermann von mir begehret, besonders meine Feinde, welche doch selbige am wenigsten ausüben. Bin ich unbescheidner, so bin ich doch redlich und teutsch, und halte dafür, daß ich hierinnen meinen Feinden es bevorthue, die auf das listigste schreiben.“ In einem andern Brief schreibt Luther an Spalatin. „Es ist alles auf mich angesehen. Und wollte Gott, daß ich fein bald von meinem Amt zu lesen und zu lehren erlöset würde, dann ich, so viel an mir ist, nichts mehreres wünschte. Soll ich aber in dem Lehramte verharren, so verstehe ich, mein lieber Spalatin, euren und der Euren, deren ihr gedenket, Rath nicht; daß nemlich die heilige Theologie ohne Offension der Prälaten könne gelehrt werden. Die Schrift straft hauptsächlich die Mißbräu-

che

che der Geistlichen, das werden die Prälaten nicht leiden können. Ich habe mich dahin gegeben, und offerirt im Namen des Herrn: Sein Wille geschehe! Diese Menschensache sollen wir mit einem gläubigen Gebete Gott empfehlen, und sicher seyn. Denn was können sie thun? Wollen sie todtschlagen? werden sie aber wieder auferwecken, damit sie nochmals uns tödten können? Werden sie mit Ketzernamen uns verhaßt machen? Ist doch Christus mit denen ungerechten Verführern und Uebelthätern verdammt worden. Wenn ich dessen Leiden betrachte, werde ich ganz entbrannt, daß man diese meine Anfechtung nicht nur für etwas, sondern für etwas großes hält, auf Seiten so vieler und großer Leute, da sie in der Wahrheit nichts ist, nur daher, weil wir Leiden und Trübsal, welches doch das rechte Leben der Christen ist, ganz nicht mehr gewohnet seyn. Lassets deshalben gehen, je mächtiger sie sich auflehnen, je sicherer verlache ich sie. Und ist bey mir feste beschlossen, hierinnen nichts zu fürchten, sondern alles zu verachten. Und wo ich nicht aus Respect gegen den Fürsten, ihn nicht in diese Sache zu mischen, zurückhielte, wollte ich eine herzhafte Verantwortung herausgeben, und diese Leute noch mehr herausfordern, dabey ihr närrisch Wuth wider mich verlachen. Da besagtes Dekret in Oschatz angeschlagen wurde, schrieb einer darunter: Siehe, so schlagen heutzutag unsere Bischöfe ihre Unwissenheit an öffentlichen Kirchthüren an. Ey lieber Bischoff, leset das Evangelium noch einmal ꝛc.“ Mit einer solchen freymüthi-

thigen und edlen Standhaftigkeit antwortete Luther seinem Churfürsten durch Spalatin.

Nach diesem Vorfall stund es gar nicht lange an, so stellte Luther seine Sache dem Kaiser Karl in einem sehr demüthigen Schreiben vor, so wie er auch an den Churfürsten zu Maynz und an den Bischof zu Merseburg schrieb. Beyde Bischöfe antworteten ihm auch sehr freundlich und besonders der Churfürst von Maynz ermahnte ihn zur unerschrocknen Standhaftigkeit, wenn nemlich anders seine Sache Gottes Werk sey:, und er dasselbe auch in Gottes Namen und nicht aus Neid oder Stolz ꝛc. treibe. Desgleichen that auch der Bischof von Merseburg, nur daß dieser ihn mehr an den Frieden erinnerte. Gleichwohl konnten ihm auf diese Art diese beyden Briefe zu einem großen Trost gereichen, und er bewies auch die ihm von dem Churmaynzischen Bischof zugesprochene Standhaftigkeit bald, da er die Universitäten Löwen, Köln, so wie auch Emsern sehr heftig angrif, weil die Erstern seine Schriften schon im vorigen Jahr öffentlich verdammt hatten, Emser aber auch noch nicht schwieg und noch immer eine Schrift auf die andere wider Luthern herausgegeben hatte. Und hätte Luther der Universität Erfurt nicht so sehr heftig gedrohet, so würde auch diese jetzt auf Verlangen Herzog Georgs wider ihn geschrieben haben, nun aber hielt sie der Drohungen wegen noch immer zurück, weil sie wohl wußte, mit wem sie zu thun bekommen würde. Indeß wurde aber doch Luther mit-

ten

ten unter diesen drückenden Umständen auf eine Art getröstet, das er wohl für jetzt noch nicht erwartet hatte. Eck arbeitete nemlich in Rom an seinem Unglücke, und Teutleben, der sich damals als Churfürstlicher Gesandter am römischen Hofe befand, berichtete dieses an seinen Herrn den Churfürsten. Hierauf antwortete nun der Churfürst an Teutleben, daß er dem römischen Hofe vorstellen solle, er für seine Person habe sich zwar noch nie in Luthers Streitigkeiten mischen wollen, sondern er hätte es immer gerne gesehen, daß Luther seine Sache allein durchfechten könnte, obgleich der gute Mann sich längst zu einem gütlichsten Vergleich einverstanden hätte, wenn man ihn würde aus der h. Schrift widerlegt haben; aber nun scheine es, als wäre der Streit schon zu heftig geworden, und woran Luthers Feinde z. B. Eck, Emser ꝛc. selbst Schuld seyen; auch wisse er, daß der Anhang Luthers schon allzugroß worden seye, und es würde nun wohl kein Mittel mehr vorhanden seyn, die ganze Gährung wieder zu dämpfen, ohne daß dem Pabste nicht ein großer Schaden dadurch zuwachsen dürfte. Von diesem Briefe bekam Luther ebenfalls Nachricht, und er freuete sich nicht wenig über die große Gnade seines Landesherrn. Er schrieb daher auch einen sehr schönen Brief an denselben, und bewies unter andern auch das, daß es ihn herzlich freue, daß der Churfürst sich nicht in seine Händel zu mengen gedenke. Besonders mußte es Luthern in seiner Seele erfreuen und zu einer immer größern Standhaftigkeit und neuem Muth ausrüsten, da er selbst in des Churfürsten Schreiben an

Teut=

Teutleben das edle Bekenntniß vernahm, daß seine Lehre schon so tief in die Herzen der Nation eingewurzelt habe. Aber hiezu kamen noch immer neue Vortheile. Ein fränkischer und mächtiger Ritter, Sylvester von Schaumburg, bot ihm seinen Schutz und Beystand an, mit hinzugesetzter Versicherung, daß er wohl noch 100 Edelleute für ihn gewinnen könnte. Luther berichtete dieses an Spalatin, und setzte hinzu: "gleichwohl verlasse ich mich auf Christi Schutz, wenn ich auch schon diesen Antrag nicht verachte." Ein Schreiben gleichen Inhalts erhielt Luther auch um diese Zeit von zween großen Helden, Franz von Sickingen, und Ulrich von Hutten, welcher letztere noch versprach, daß ihm seine Feder und Degen zu Diensten stehen sollten. Welch mächtige Aufforderungen zur Bekenntniß der Wahrheit waren dies nicht für den großen Mann! Diese beyde Schreiben kamen ebenfalls auch an den Hof, und es wurde ihr Inhalt sogleich auch nach Rom bekannt gemacht, wo man ziemlich große Augen darüber machen mochte. Aber diese Versicherungen wirkten wohl noch mehr. Luther entschloß sich nun, künftig alle Anerbietungen zu einer Aussöhnung mit dem römischen Hofe geradehin zu verwerfen, und gab deshalb Nachricht davon an den Churfürstlichen Hof, wo er sich darauf berief, daß er nunmehro solche mächtige Stützen bekommen habe, wenn er auch gleich in Sachsen nicht sicher bleiben würde, und er sich deshalb von da aus wegbeben müßte.

Unter

Unter diesen Umständen nun ließ es Luther aber nicht dabey bewenden, daß er sich mit schönen und starken Hofnungen der Sicherheit auf die Zukunft tröstete, sondern er zeigte jetzt auch, daß er sich jedes Mittels bedienen dürfte, das er zur Ausbreitung und Beförderung der lautersten Wahrheit für dienlich und hinreichend genug halte. Er wagte jetzt mitten unter den Hofnungen seiner Feinde, welche glaubten Luthern bereits unterdrückt zu haben — denn man arbeitete zu Rom wirklich an der Verdammungsbulle — einen Schritt, den er noch nie gewagt hatte, aber längst darauf wartete, auf eine solche Art die förmlichste Kriegserklärung anzukündigen. Und dies war die Schrift an den christlichen **Adel teutscher Nation**, die er am Ende des Junius dieses Jahrs herausgab. Es wurde zwar schon laut, daß Luther an einer solchen Schrift arbeite, ehe sie noch in Druck kam; allein da er sie sehr betrieb, so war sie auch schon im Drucke erschienen, ehe noch der Hof selbst ihn von der Herausgabe derselben zurückhalten wollte. Schon der Titel ließ vermuthen, wie ihr Inhalt beschaffen seyn müsse, und die bisherige Aufmerksamkeit auf die neue Lehre ließ auch gar nicht an einem großen Beyfall zweifeln, ja wie es der Erfolg bestätigte, so staunte ganz Teutschland über die untadelhafte und beyfallswürdige Kühnheit, mit welcher der wittenbergische Doctor und Augustinermönch in dieser Schrift den römischen Stuhl angegriffen hatte. Einen Auszug aus dieser Schrift, die das gröste Aufsehen machte, das je eine Schrift

in

in der Welt gemacht hat, hat Herr Prof. Plank in der Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs geliefert, und ich will hieraus, ausser dem was auch im Seckendorf steht, nur das Merkwürdigste anführen.

Anfangs sucht Luther die Ausflüchte des römischen Hofes zu zeigen, mit denen sich dieser bisher zu schützen suchte, damit ihn niemand reformiren möchte. Zum ersten sagen die Romanisten, wie er den römischen Hof nennt, die geistliche Gewalt seye über die weltliche. Zum andern könne man diese Romanisten nicht aus der h. Schrift widerlegen, denn, sagen sie, die Erklärung der h. Schrift gebühre nur dem Pabst. Zum dritten, wenn man sich auf ein allgemein Concilium beruft, so erdichten sie, der Pabst sey über ein solches Concilium. Diese drey Punkte erklärt und widerlegt aber Luther so klar und in die Augen fallend, daß seine Seelengröße recht sichtbar aus diesen Erklärungen hervorleuchtet.

Was den ersten Punkt betrift, so behauptete Luther, daß nur die Taufe, Evangelium und Glauben ein geistlich und christlich Volk mache; daher alle Christen geistlichen Standes seyen. Daß aber der Pabst oder der Bischof salbet, Platten macht, ordinirt, weihet, mag einen Gleißner oder Oelgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen oder geistlichen Menschen. Nur die Taufe mache uns zu Priester, nicht aber des Pabsts oder Bischofs Weyhen. Daher jeder Christ ein Priester werden kann, er sey ehlich oder nicht, wenn ihm die Gemein-

meinde befiehlt zu lehren und zu taufen. Hieraus folge also, daß alle Christen gleiches Standes, aber nicht gleiches Werks seyen. Die Geistlichen handeln das Sakrament, die weltliche Obrigkeit hingegen hat das Schwerdt in der Hand, die Bösen auf Befehl Gottes damit zu bestrafen, die Frommen aber damit zu beschützen. Wer wollte also sagen: die Geistlichkeit seye über die weltliche Obrigkeit? das ist eben so viel gesagt: die Hand soll nichts dazu thun, ob das Aug noch so große Noth leidet. Ists nicht recht unnatürlich, geschweig unchristlich, daß ein Glied dem andern nicht helfen, noch seiner Noth wehren soll? darum sage ich, dieweil weltliche Gewalt von Gott geordnet ist, die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen, so soll man ihr Amt lassen frey gehen durch den ganzen Körper der Christenheit, niemand angesehen, sie treffe Pabst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche oder Nonnen, oder was es ist. Hieraus folgerte Luther ferner, daß es nicht recht gehandelt seye, wenn man der Geistlichen Freyheit, Leib und Güter höher halte als der Layen. Gehören sie doch alle zur Kirche, und sind sie eigentlich alle gleich geistlich gute Christen! Wenn ein Priester erschlagen wird, so liegt gleich das ganze Land im Interdict, warum nicht auch, wenn ein Bauer erschlagen wird? Es muß kein guter Geist seyn, der solchen Auszug gefunden hat. Wir sollen nach Christi Befehl wider den bösen Geist streiten; warum sollen wir also schweigen, wenn der Pabst oder die Seinen teufelisch Werk oder Wort fürnehmen? —

Eben so scharf widerlegt Luther den zweyten Punkt. „Es ist greulich und schrecklich anzusehen, fährt Luther fort, daß der Oberste in der Christenheit sich Christi Vikarium und Amtmann nennet, dabey aber doch prächtiger, als irgend ein König thun kann, daher fährt. Sie sprechen, er sey ein Herr der Welt! das ist erlogen; denn Christus, dessen Statthalter und Amtmann er sich rühmet, sprach vor Pilato: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Er ist auch nicht ein Statthalter des erhöhten, sondern des gekreuzigten Christus. Aber nun machen sie den Pabst zum Statthalter des erhöhten Christi im Himmel; und haben etliche den Teufel so stark lassen in ihnen regieren, daß sie gehalten, der Pabst sey über die Engel im Himmel, und habe ihnen zu gebieten; welches sind eigentlich die rechten Werke des rechten Antichrists.“ Nun fragt Luther weiter, was das Volk in der Christenheit nütze? das da heißet die Kardinäl! Hierauf antwortet er *) und der Hauptinhalt der Antwort ist kürzlich folgender: „Die Kardinäle müssen Güter haben, die Bisthümer, Klöster und Prälaturen, Stifte, Lehen und Pfarren in Welsch- und Teutschland nach Rom bringen und verzehren. Das macht aber nun, daß keine Predigt im Lande mehr gehet. Die Abteyen und Bisthümer in Teutschland müssen Geld zusammenbringen, damit man die Kardinäle ernähren kann. Ich rath aber,

*) Da an dieser Schrift Luthers sehr viel gelegen ist, so wird man es mir hoffentlich um so weniger verdenken, wenn ich etwas umständlich daraus excerpire.

aber, daß man der Kardinäl weniger mache, oder laß sie den Pabst von seinem Gut nähren. Ihr wäre übrig genug an zwölf, und ein jeglicher hätte des Jahrs tausend Gulden Einkommen. »Warum sollen wir Teutschen solche Schinderey und Räuberey vom Pabste leiden? Hat sich doch Frankreich nicht also äffen und narren lassen! — Es wäre erträglicher, wenn sie uns das Gut allein abstöhlen: aber sie berauben noch damit die Schaafe Christi und legen allen Gottesdienst nieder. Wenn gleich kein Kardinal wäre, so würde die Kirche Gottes doch nicht versinken; so thun sie nichts, das zur Christenheit dient, nur Geld und Hadersachen um die Bisthümer und Prälaturen treiben sie, das auch wohl ein jeglicher Räuber thun könnte. Wir (Teutschen) sind also schuldig, solcher teufelischen Räuberey den möglichsten Einhalt zu thun. Mit Recht henkt man die Diebe und köpft die Räuber; warum sollen wir den römischen Geitz frey lassen gehen, der der allergrößeste ist, so je auf Erden kam, und das alles in St. Peters Namen? Wer kanns doch zuletzt leiden und schweigen? — Die Legaten kommen heraus und stehlen in des Pabsts Namen, wenn sie Geld wider den Türken sammeln, welches aber alles in Rom verschwendet wird.'' Nun gibt Luther Verbesserungsvorschläge. „Die Annaten und Lehen sollten abgethan werden, und den Ordinarien in Teutschland sollte man ihr Recht wieder gestatten. Und wo ein Curtisan heraus käme, sollte man ihn ins Wasser werfen, und den römischen Siegel und Bann zum kalten Bade führen; so würden die zu Rom

mers

merken, daß die Teutschen nicht allezeit toll und voll seyen, sondern auch einmal Christen worden wären. Die Pallien und Bestätigungen der Bischöfe sollten nicht mehr in Rom geholt werden. Das Recht der Investitur sollte dem Kaiser wieder gegeben, und des Pabsts angemaßte Gewalt über den Kaiser auf ewig vernichtet werden. An das Königreich Neapel hat der Pabst eben so wenig Recht, als ich. Der Kaiser sollte ihm solches Recht nicht mehr gestatten, sondern ihm die Bibel und Gebetbuch dafür anzeigen; weltliche Herren regieren Land und Leut, der Pabst aber predige und bete. Solches sollt auch gehalten werden in andern Ländern, die der Pabst an sich gerissen hat. Die schändliche Ceremonie des Fußküssens, die ärgerliche Pracht des römischen Hofes, das Wallfahrten sollte man gänzlich abthun. Nicht als ob das Wallfahrten böse sey, sondern weil die Leute nichts als Laster in Rom lernen. Je näher Rom, je ärger Christen! — Man sagt, wer das erstemal nach Rom reise, der suche einen Schalk; das zweytemal findet er ihn, und das drittemal bringt er ihn mit heraus: aber nun kann man die drey Reisen auf einmal ausrichten. Und wenns auch nicht so wäre, so ist doch das Wallfahrten ein gering gut Werk, denn Gott hat es nicht geboten, sondern vielmehr soll nach göttlichem Gebot ein Mann seines Weibs und seiner Kinder warten. Der Mann zieht aber nun nach Rom, verzehrt sein Geld, und Weib und Kind leiden daheim Noth."

Nun kommt er auch auf die Klöster, und namentlich auf die Bettelklöster. „Zürnet nicht, fängt er an, liebe Herren! ich meyn es warlich gut. Man sollt je nicht mehr Bettelklöster bauen lassen; es ist dies eine bittere, aber doch süsse Wahrheit. Zwey oder drey Klöster wären genug; die übrigen könnten alle abe seyn. Irre laufen auf dem Lande ist nicht gut; aus zehen Klöstern eins gemacht, das nicht betteln dörfte, wäre weit besser. Zum Christenthum gehört mehr, als der h. Franziskus, Dominikus und Augustinus verlangen. Ein Mönch sollte nicht mehr predigen und Beicht hören, ausser er wäre von einem Bischof dazu ordinirt. Der Pabst sollte keine Mönchsorden mehr einsetzen; die Klostergelübde sollten nicht mehr so weit sich erstrecken, daß ein ewiges Gefängniß daraus entstünde.“ Nach diesem hebt Luther an, den ehelichen Stand zum erstenmal zu vertheidigen; aber er that dieses mit dem Bewußtseyn, daß er die Ehre der Menschheit vertheidigte. „Nach Christi und der Apostel Verordnung soll eine jede Stadt und Dorf einen Pfarrer oder Bischof haben; er kann aber ehelich oder unehelich seyn. Die Väter haben sich um der Verfolgungen willen vom ehelichen Stande enthalten. Aber da hat nun der römische Hof ein gemein Gebot daraus gemacht, daß ein Priester ehelos leben solle; das hat ihnen der Teufel geheissen, wie Paulus 1. Tim. verkündigt. Daraus ist so viel Jammer entstanden, das nicht zu erzählen ist. Ich rathe, man lasse hierin einem jeden seine eigne Willkühr; ehelich oder nicht ehelich

zu werden. Aber da muß gar ein ander Regiment und Ordnung der Güter geschehen, das ganz geistlich Recht zu Boden gehen, und nicht viel Lehen nach Rom kommen. Die Mönche haben hierin die Wahl, was sie thun wollen. Ein Pfarrer, der ein Weib hat, lebe mit ihr, wie sichs geziemt, und achte nicht darnach, obs der Pabst haben will oder nicht. Es liegt mehr an deiner Seelen Seligkeit, daß du ein Weib habest und ordentlich mit ihr lebest, als daß du eine gedungene Weibsperson in deinem Hause habest. Mehr liegt an deiner Seligkeit, denn an den tyrannischen, eigengewaltigen, freventlichen Gesetzen, die zur Seligkeit nicht Noth sind, noch von Gott geboten: und sollst eben thun, wie die Kinder Israel, die den Egyptern stohlen ihren verdienten Lohn, oder wie ein Knecht seinem böswilligen Herrn seinen verdienten Lohn stiehlt: also stiehl auch dem Pabst dein ehelich Weib und Kind. Es kann je nicht ein jeglicher Pfarrer eines Weibes mangeln, nicht allein der Gebrechlichkeit, sondern vielmehr des Haushaltens halben. Soll er denn ein Weib halten, und ihm der Pabst das zuläßt, doch nicht zur Ehe haben, was ist das anders gethan, denn einen Mann und ein Weib bey einander allein lassen, und doch verbieten, sie sollten nicht fallen, eben als Stroh und Feuer zusammenlegen, und verbieten, es soll weder rauchen noch brennen *).

*) Ueber diese Stelle mußte Luther in der Folge manche giftige und kindische Vorwürfe hören.

Nach diesem kommt Luther auf einige Mißbräuche, die in der Klosterdisciplin hertschend worden waren. „Seelmessen und Vigilien befördern nur das Fressen und Sauffen. Daher sollten diese Dinge abgeschaft seyn. Das Interdikt ist eine Erfindung des bösen Geistes. Alle Feste und Fevertage sollten gar abgethan *) oder auf den Sonntag verlegt seyn, weil sie den gemeinen Mann an der Arbeit hindern, und ihn noch überdies zum Verschwender machen. Die Fasten wollte er aufgehoben wissen, so wie auch alle Feldkirchen, Capellen und die Wallfahrtsörter zerstört werden sollten. Die vom Pabste erkauften Freyheiten einiger Kirchen seyen bloßes Narrenwerk. Seine Gedanken über die Messe ersparte er bis zu einer schicklichern Zeit. Nur setzte er noch hinzu: eine Person sollte nicht mehr als eine Pfründe besitzen können; alle Brüderschaften, Ablasbriefe, Butterbriefe, Meßbriefe, Dispensationen und was des Dings gleich ist, sollten nur gleich ersäuft und umgebracht, aber zuvor alle päbstliche Gesandtschaften, mit allem was sie zu verkaufen haben, aus Teutschland verjagt werden.

Nun kommt er auch auf der Böhmen Sache, und sagt unter andern ganz deutlich, daß es gut wäre, wenn einmal aufhören würde das greuliche Lästern, Haß und Neid auf beyden Seiten. Daß Huß und

*) Ob Luther auch die Apostelтage meynte, oder nur die Frauen- und anderer gemachten Heiligen Feste? — Ich zweifle.

und Hieronymus von Prag wider Gottes Gebot verbrannt worden seyen, habe den Zorn der Böhmen erregt. Diejenigen, welche Hussen und seinen Freund verdammt und verbrannt haben, seyen vom bösen Geist besessen gewesen. Dieses sollte man die Böhmen nicht zwingen, zu billigen. Es muß uns die öffentliche Wahrheit eines machen, und nicht die Eigensinnigkeit. Es hilft nicht, daß sie zu der Zeit haben fürgewandt, daß einem Ketzer sey nicht zu halten das Geleit, das ist eben so viel gesagt: man soll Gottes Gebot nicht halten, auf daß man Gottes Gebot halte. Geleit halten, hat Gott geboten, das sollt man halten, obgleich die Welt sollt untergehen, geschweige denn ein Ketzer los werden. So sollt man die Ketzer mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden, wie die alten Väter gethan haben. Denn wenn es Kunst wäre, mit Feuer Ketzer zu überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doctores in der Welt."

„Man sollte von Seiten der Kaiser und der Könige geschickte und gelehrte Männer zu den Böhmen schicken, aber ja nicht einen Kardinal, noch päbstliche Botschaft, noch Ketzermeister, denn das Volk ist gar zu ungelehrt in geistlichen Dingen, — diese geschickten Männer sollten sehen, daß man die Böhmen zu einer Gemeinde bringe, und dann sollte man ihnen zu Prag einen eignen Bischof geben. Der Pabst brauchte diesen Bischof übrigens nicht zu ordiniren; der Bischof zu Olmütz in Mähren, oder der Bischof zu Gran in Ungarn kann solches auch verrich-

ten, ohne den Pabst. Wills aber dieser hindern' so ist er ein Wolf und Tyrann! — Was die beyderley Gestalt des Sakraments betrift, so ist Luther noch eben der Meynung, wie ich schon oben angeführt habe. Man sollte, sagt er, in solchen Dingen die Böhmen gar nicht zwingen, weil Christus weder eine noch zwo Gestalten geboten habe. Nur müßte der Bischof drob halten, daß die Leute eines Sinnes blieben, und gut wär es, wenns der Bischof auch bey den Piccarden dahin brächte, sich mit den böhmischen Brüdern zu vereinigen. Daß man diesen Leuten aber die Güter wieder strenge abnehmen sollte, die sie ehedem der Kirche genommen haben, wäre wider die Liebe; und die Liebe seye ohnehin mehr und nöthiger, als das Pabstthum zu Rom.

Solche Vorschläge, die noch einzig und allein die Wiedervereinigung der böhmischen Schismatiker hätten bewirken können, so unangenehm diese Vorschläge dem römischen Hof übrigens auch seyn mußten, that Luther mit der edelsten Offenherzigkeit, so daß noch kein Mann vor ihm seine Stimme so hoch erhoben hatte, wie er. Sie klang freilich hart, aber leiser konnte er zu seiner Zeit nicht reden; die Ohren waren zu sehr verstopft, und des Unheils in der Christenheit zu viel und zu groß, als daß ein sanfter Melanchthon allein hätte durchdringen sollen. Endlich kommt Luther noch auf die Reformation der Universitäten. Hiebey bekannte er aber, daß er es den Aerzten selbst überlassen wolle, ihre Facultäten zu reformiren. Er für seine Person nehme indeß nur

die

die theologische und juristische Facultäten für sich. „Das geistlich Recht sollte von dem ersten bis zu dem letzten Buchstaben zu Grunde ausgetilgt werden, sonderlich die Dekretalen. Denn wenn auch schon viel gutes darinn wäre, sollt es dennoch billig untergehen, darum daß der Pabst alle geistliche Recht in seines Herzens Kasten gefangen hat, daß hinfür unnütz ist, darinn zu studiren. Meine lieben Theologen haben sich aus der Arbeit gesetzt, lassen die Bibel wohl ruhen, und lesen die Sententias. Ich meyne die Sententiae sollten der Anfang seyn der jungen Theologen, und die Bibel den Doktoribus bleiben. So ists umgekehrt, daß die Bibel fähret mit dem Bakkalaureat dahin, und Sententiae sind das letzte; die währen mit dem Doktorat ewiglich. Wie wollen wir ihm nun thun? Ich weiß hie keinen andern Rath, denn ein demüthig Gebet zu Gott, daß er uns selbst Doktores Theologiä gebe. Doktores der Kunst der Arzney, der Rechten, der Sentenzen mögen der Pabst, Kaiser und Universitäten machen; allein sey nur gewiß, einen Doktor der h. Schrift wird dir niemand machen, denn allein der h. Geist im Himmel, und der fragt nicht nach rothen oder braunen Pareten, noch was des Prangens ist, auch nicht ob einer jung oder alt, Lay oder Pfaff, Mönch oder weltlich ist.“ Das übrige, was Luther noch mehr sagte, betrift die Erziehung und Einrichtung besserer Schulanstalten, wozu er gute und schöne Vorschläge gab. Er entschuldigt sich auch, daß er so laut habe reden müssen, versichert aber auch zugleich mit der kältesten Verachtung, daß er alle Gefahr,

fahr, die ihm durch diese Schrift, in welcher er es gewiß mit dem teutschen Adel und teutscher Nation recht gut meyne, gar nicht achte, sondern sie vielmehr verlache. „Ich achte wohl, schreibt er zum Schluß, daß ich hoch gesungen habe, viel Dings fürgegeben, das unmöglich wird angesehen, viel Stück zu scharf angegriffen: wie soll ich ihm aber thun? ich bin es schuldig zu sagen. Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott. Man wird mir je nicht mehr, denn das Leben nehmen können. Ich habe vielmal Fried angeboten meinen Widersachern; aber, als ich sehe, Gott hat mich durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufs zuthun, und ihnen, weil sie unmüßig sind, zu reden, bellen, schreyen und schreiben genug zu geben. Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen: jucket sie das Ohr; ich wills ihnen auch singen, und die Noten aufs höchste stimmen. Verstehest du mich wohl, liebes Rom! was ich meyne *)! Auch hab ich mein Schreiben vielmal auf Verhör und Erkenntniß erboten, das alles nicht geholfen: wiewohl auch ich weiß, so mein Sach recht ist, daß sie auf Erden muß verdammt werden, und allein von Christo im Himmel wird gerechtfertigt. Es ist auch meine allergröste Sorge und Furcht, daß mein Sach möcht unverdammt bleiben, daran ich gewißlich erkennte,

*) Luther zielt ohne Zweifel auf ein damals noch übrig behaltenes kleines Büchlein, de execranda venere Romanorum, wovon D. Peter Burkhard, damaliger Rector der Universität zu Wittenberg, an Lazarus Spengler in Nürnberg geschrieben hatte.

kennte, daß sie Gott nicht mehr gefalle. Darum laß nur frisch einher gehen, es sey Pabst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche, oder Gelehrte, sie sind das rechte Volk, die da sollen die Wahrheit verfolgen, wie sie immer gethan haben! —"

Dieses wäre nun kürzlich der Inhalt derjenigen Schrift, die Luther kurz vorher ausfertigte, ehe die päbstliche Verdammungsbulle nach Teutschland kam. Daß eine solche Schrift allgemeines Aufsehen und Erstaunen bey der teutschen Nation erregt habe, braucht man nicht einmal zu erwähnen, wenn man nur noch hinzusetzt, daß schon im Monat September 4000 Exemplare davon verschlossen waren, da er sie doch erst im Junius vorher ausfertigte. Die Nation mußte nun auf Luthers Seite treten, da sie sahe, daß er sich ihrer schon längst unterdrückten Sache nunmehro so laut, so heftig, und mit einem solchen heiligen Eifer und Unerschrockenheit annahm. Seine Freunde zitterten zwar schon zum voraus vor der Gefahr, die ihm nun drohen könnte; aber er blieb standhaft, und schrieb noch an D. Langen in Erfurt: vielen gefällt meine Schrift, und unserm Hofe mißfällt sie nicht ganz; und wie es scheint, so verließ er sich schon auch zum voraus auf seinen Freund Melanchthon, in welcher Hofnung, wie es der Erfolg bestätigt, er sich wirklich nicht betrogen hat.

Während daß nun Luther in Teutschland an dieser so berühmten Schrift schrieb, so wurde in Rom die Verdammungsbulle im Monat Junius 1520

aus-

ausgefertigt, worin 41 irrige und ketzerische Sätze angeführt wurden, die in Luthers Schriften sich befinden sollten. Schade, daß Luthers Schrift an den teutschen Adel ꝛc. noch nicht in Rom angekommen war, sonst hätten sie doch in Rom wohl mehr irrige Sätze finden müssen! — Aber es war diese Schrift auch die förmlichste Kriegserklärung, und der Hauptanfang zur Reformation. Diese Schrift würde den christlichen Ohren zu Rom erst recht unleidlich, wie sie sich in der Bulle ausdrückten, gewesen seyn. Doch wir halten uns hiebey nicht länger auf. Eck, den nun ein großer Theil in Teutschland mit Verachtung ansahe, hatte die Ausfertigung der Bulle in Rom vorzüglich betrieben, weil, wenn es anders wahr ist, was Sarpi vermuthet, daß Leo habe müssen langsam zur Ausfertigung derselben überredet werden, einige Schwierigkeiten gehoben werden mußten. Aber an die Schwierigkeiten, die bey der Bekanntmachung der Bulle in Teutschland erfolgen könnten, dachte wohl in Rom weder der Pabst noch seine Kardinäle, weil sie glaubten, der Kaiser würde sich alle Mühe geben, dieselbe zu befördern. Denn beyde, der Pabst und der Kaiser suchten ihre gegenseitige Freundschaft, und letzterer mochte sich nun in den Willen des Pabstes um so eher verstehen, da die Erfüllung desselben weiter keine Aufopferung seiner Seits erfoderte. Vielleicht wäre es auch in dieser Rücksicht dem römischen Hofe um so eher gelungen, wenn der Pabst nur die sehr große Schwachheit nicht begangen, und Ecken, dem erklärtesten Feind Luthers, die Bekanntmachung und Vollziehung der Bulle nicht auf-

aufgetragen hätte. Eck, den die teutsche Nation so sehr haßte, sollte nun als apostolischer Nuntius in Teutschland ankommen? das war dem grösten Theil unleidlich. Selbst die mehresten Bischöfe fanden sich dadurch beleidigt, daß ein solcher Mann über sie erhoben seyn sollte! — Und Eck erstaunte auch wirklich nicht wenig bey seiner Ankunft in Teutschland, da er sahe, wie die Leute mehrentheils wider ihn, hingegen aber für Luthern eingenommen waren. In Sachsen konnte er, wie leicht zu erachten ist, am allerwenigsten ausrichten. Einige Bischöfe schoben die Bekanntmachung der Bulle, so lang als möglich, auf. In Wittenberg nahm man sie gar nicht an, und in Leipzig konnte sich Eck gar bald aus dem Staube machen, wenn er nicht von den dasigen Studenten die gröste Schmach und Verachtung tragen wollte. Selbst Miltitz war nicht damit zufrieden, weil er noch immer glaubte, Luthern wieder zur römischen Kirche zurückzubringen und ihn mit dem Pabste zu versöhnen.

Bisher hatte Luther Miltitzen einigemal versprochen, selbst an den Pabst zu schreiben; aber da er nun den schon zum voraus triumphirenden Eck, mit der Verdammungsbulle in der Hand, kommen sahe, so nahm er seine Versprechungen auf einmal zurück, und schlug allen gütlichen Vergleich aus. Er schrieb auch sogleich an seinen Freund Spalatin, daß er nun nicht anders mehr könne, als sich auf die empfindlichste Weise zu rächen; und das vorzüglich deswegen, weil Eck einen solchen Triumph über ihn

haben

haben sollte. Und in dieser Absicht gab er nun wieder zwo neue Schriften heraus, deren eine von der Messe, die andere aber von der babylonischen Gefangenschaft handelte. Erstere war eine Predigt, die er schon vorher in einer ganz faßlichen Sprache für das Volk gehalten hatte, und nun durch den Druck öffentlich bekannt machte. Die zwote Schrift aber enthält alle nur möglichen Grundirrthümer in der römischen Kirche, die er in der Reihe ganz platt und unverhohlen hererzählt. In der Schrift von der Messe verwirft Luther die irrige Meynung, daß die Messe ein Opfer seye; denn, sagt er, beym Sakrament komme es blos auf den Glauben an. Gleichwohl war diese Predigt nicht mit so vieler Bitterkeit angefüllt, weil er sie für das Volk hielt, und hier blieb er auch seinem Grundsatz getreu: „man müsse das Volk vielmehr erbauen.“

Aber die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft ist mit der grösten Bitterkeit und mit dem kältesten Spott geschrieben. Zuerst fängt er sehr beissend an, seinen Feinden zu danken, daß er viel von ihnen gelernt habe. Nach diesem hebt er bey den Sakramenten an; so daß er nur drey Sakramente annimmt, nemlich die Taufe, die Busse und das Abendmal. In Ansehung des letztern behauptet er nun ganz frey, daß man den Layen den Kelch wieder geben müsse. Die Entziehung desselben seye etwas sehr frevelhaftes. Denn nach Christi Verordnung sollen alle aus dem Kelch des Neuen Testaments trinken. Die Kirche könne nichts auf ihr Gutdün-

ken entziehen. Selbst ein Engel könne das nicht thun, noch vielweniger der Pabst noch ein Concilium. Was übrigens die Verwandlung des Brodtes und des Weines beym Abendmal anbelangt, so ließ er einem jeden noch frey, hierüber zu glauben, was er wolle.

Die Taufe, fährt er fort, erfordere Glauben, wenn anders die Taufe eine gute Würkung bringen solle. Und dieser Glaube müsse sich auf die Verheissungen Gottes gründen, und nicht auf die äussere Zeichen, denen er alle Würksamkeit absprach. Daß aber Luther sich aus dem Einwurf, den man ihm wegen der Kindertaufe hätte machen können, herauswickelte, da man ihm hätte entgegen halten können, daß nach seiner Hypothese die Taufe bey Kindern unwürksam seyn müßte, so nahm er hier den fremden Glauben zu Hülfe, und sprach, daß der Glaube der Taufpathen den Kindern zu gut komme. Man glaubte dieses zwar schon längst; aber seine Gegner würden doch nicht unterlassen haben, ihm diesen Einwurf zu machen. Freilich war diese Antwort wegen dem Glauben der Taufpathen nicht befriedigend, aber doch weit besser und erträglicher, als die fast bis heut noch zum Theil unter einigen Christen herrschende Meynung, daß auch Kinder glauben könnten. Er dehnte aber doch, um sich mehr zu befriedigen, diesen Satz weiter aus, und sagte, daß fremder Glaube auch bey Erwachsenen so fortwürken könne, daß die

Sa:

Sakramente dadurch auch den gottlosesten Menschen zu gut käme*).

Nachdem nun Luther seine Meynungen über das Sakrament des Altars und über die Taufe gegeben hatte, so kommt er endlich auf die Buße und die übrigen Sakramente. Allein er redet, ausgenommen den Artikel der Buße, wo er die Gelübde, Fasten, Wallfahrten, Messen ꝛc. ebenfalls, wie anderwärts, verwirft, nur ganz kurz davon, und sagt: sie seyen nichts als redende Beweise der päbstlichen Tyranney, und also im Grunde Null und Nichts. Aber am Ende setzt Luther hinzu: es solle bald noch etwas nachfolgen, dergleichen man bisher zu Rom weder gesehen noch gehört haben mag. Außer allem Zweifel ist es auch, daß er hier von dem Zusatz redet, der noch der bisherigen Schrift angehängt werden, und dann ein Ganzes ausmachen sollte. Denn zu eben der Zeit kam Eck mit seiner Bulle nach Wittenberg, setzte sich aber dadurch alsbald in eine allgemeine Verachtung. Denn weder die Universität noch selbst der Hof hatte Lust die Bulle bekannt machen zu lassen. Auch Miltitz sahe die Bulle nicht gerne, noch weniger aber Ecken. Miltitz that daher noch einen Schritt und bat Luthern nochmals an den Pabst zu schreiben, obgleich

Luther

*) Mehr hierüber zu sagen, gehört nicht zu meiner Absicht. S. übrigens das Mehrere in der Geschichte der Entstehung der protestantischen Lehrbegriffs, S. 282. ff.

Luther bereits versichert hatte, daß er sich dazu nicht mehr verstehen würde. Was Miltitzen bewogen haben mag, noch diesen Versuch zu wagen, ist wohl nichts anders, als der Neid, den er gegen Ecken gefaßt hatte und daß er vielleicht die Ehre noch erhaschen wollte, einen Ketzer bekehrt zu haben. Luther willigte über alle Erwartung diese Bitte ein, und gab so viel nach, daß man es fast nicht denken soll, wie er noch habe können so weit nachgeben. Aber dieses Nachdenken war eben auch nicht so recht. — Die beissendsten Wahrheiten hielt Luther dem Pabste vor, nur mit dem Unterschiede, daß er immer einen Unterschied zwischen dem Pabste selbst und zwischen dem römischen Stuhl, den man den römischen Hof nenne, gemacht hat und daß er den Pabst immer sehr höflich anredete und ihn um Hülfe für die christliche Kirche ansprach. Doch so höflich auch das ganze Schreiben Luthers an den Pabst übrigens war, so hatte er doch, wie gesagt, die Gabe, die Wahrheit so geschickt ans Licht zu stellen, daß der Pabst dennoch wohl merken konnte, wen Luther geschlagen, und wen er gemeynt habe. Ich will zum Beweise unter andern nur die Schlußrede hier anführen: „Also komme ich nun, heiliger Vater! und zu deinen Füßen liegend, bitte so es möglich ist, wollest deine Hände daran legen, den Schmeichlern, so dem Frieden feind sind, und doch Frieden fürgeben, einen Zaum anlegen. Daß ich aber sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus, darfs ihm auch niemand fürnehmen, er wollte denn die Sache noch in gröβer Ge-

wirr treiben. Dazu mag ich nicht leiden Regel oder Maße die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht gefangen seyn will noch muß. Wo mir diese zwey Stücke bleiben, so soll mir sonst nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will. Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen noch reizen will aber auch ungereizt seyn, werde ich aber gereizt, so will ich, ob Gott will, nicht sprachlos, noch schriftlos seyn. Es mag je deine Heiligkeit mit leichten kurzen Worten alle diese Haderey zu sich nehmen, und daneben Schweigen und Friede gebieten, welches ich allzeit zu hören, ganz begierig gewesen bin."

„Darum, heiliger Vater, wollest ja nicht hören, Deine süßen Ohrensänger, die da sagen, Du seyest nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Es wird nicht so geschehen; Du wirsts auch nicht ausführen; Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem fährlicheren, elenderen Zustand, denn kein Mensch auf Erden. Laß Dich nicht betrügen, die Dir lügen und heucheln, Du seyest ein Herr der Welt, die niemand wollen lassen Christen seyn, er sey denn Dir unterthan, die da schwatzen, Du habest Gewalt in den Himmel, in die Hölle, und in das Fegfeuer; sie sind Deine Feinde, und suchen Deine Seele zu verderben. Sie irren alle, die da sagen, Du seyest über das Concilium und gemeine Christenheit. Sie irren, die

Dir

Dir allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen, sie suchen allesamt nicht mehr, denn wie sie unter Deinem Namen ihr unchristlich Fürnehmen in der Christenheit stärken mögen, wie denn der böse Geist leider durch viele Deiner Vorfahren gethan hat. Kürzlich glaube nur niemand, die Dich erheben, sondern allein die Dich demüthigen. Ich bin vielleicht unverschämt, daß ich eine solche große Höhe werde angesehen, von welcher doch jedermann soll gelehrt werden, und wie etliche Deiner giftigen Schmeichler aufwerfen, daß alle Könige und Richter von Dir Urtheil empfangen. Aber ich folge hierin dem h. Bernhard in seinem Buch an den Pabst Eugenium, welches billig alle Päbste sollten auswendig können. Ich thue es je nicht der Meynung Dich zu lehren, sondern aus lauter treulicher Sorge und Pflicht, die jedermann billig zwinget, auch in den Dingen für unsern Nächsten uns zu bekümmern, und lässet uns nicht Acht haben auf Würde oder Unwürde, so gar fleißig sie wahrnimmt des Nächsten Gefahr oder Ungefahr. Dieweil ich denn weiß, wie Deine Heiligkeit webet und schwebet zu Rom, das ist auf dem höchsten Meere; mit unzählichen Gefährlichkeiten an allen Orten, wüthend und in solchem Jammer lebet und arbeitet, daß Dir auch wohl Noth ist des allergeringsten Christen Hülfe, so habe ichs nicht für ungeschickt angesehen, daß ich Deiner Majestät so lange vergesse, bis ich brüderlicher Liebe Pflicht ausrichte. Ich mag nicht schmeicheln in solcher ernsten gefährlichen Sache, in welcher so mich etliche nicht wollen verstehen, daß ich

Dein Freund und mehr Dein Unterthan sey, so findet sich doch einer, der es versteht.“

Was der heilige Vater gesagt und wie weit er seine Augen aufgethan haben mag, als er dieses Schreiben las, das doch in Luthers damaliger Lage ganz gewiß noch zurückhaltend war, und höflich heissen sollte? — Was aber noch mehr, als er den Einschlag dabey las *)? Und endlich Miltitz, der dem Pabste den Brief einhändigen sollte, und vorher Wunder meynte, was er Gutes ausgerichtet habe? — So bald nun dieser Brief nach Rom abgegangen war, so kehrte Luther seine Waffen gegen Eck und gegen die Bulle, und zwar that er dies auf eine Art, daß man gar leicht daraus abnehmen kann, wie der Churſächsische Hof, die Universität und Luther selbst gegen Eck und die Bulle sowohl, als gegen den römischen Hof — den Pabst — gesinnet seye. Luther hebt also in einer Schrift, die er gegen eine Eckische, die eben herausgekommen war, gerichtet hatte, auf folgende Weise an:

„Ich höre sagen, D. Eck habe eine Bulle mit sich von Rom wider mich bracht, die ihm so ähnlich sey, daß sie wohl möcht auch D. Eck heissen, so voll Lügen und Irrthum sie seyn soll. Und er gebe für, den Leuten das Maul zu schmieren, sie sollen glauben,

*) Luther legte dem Schreiben das kleine Büchlein „von der christlichen Freyheit“ bey, eine seiner vortreflichsten Schriften. T. I. Ien. Lat. 436.

ben, es sey des Pabsts Werk, so es sein Lügenspiel ist. Ich lasse es alles geschehen, muß des Spiels in Gottes Namen warten. Wer weiß, was göttlicher Rath beschlossen hat. Es ist auf mich noch nichts gebaut, darum mag mit mir nichts fallen. Daß ich aber vestiglich glaube, es sey nichts mit irgend einer Bullen, ist die Ursach. Zum ersten: denn meine Appellation, an das allgemeine Concilium gestellt, stehet noch unverrückt, darüber ich dem Pabst mit allen den seinen nichts geständig bin, denn allein gütlichen Handel. Fähret er aber damit mit Gewalt, wohlan: laß hertraben, dennoch ist er noch nicht über den Berg. Und will hiemit für jedermann bedingt, und dieselbig Appellation, aufs beste es seyn soll, verneut haben."

„Zum andern, so ist meine Sache aus meiner willigen Unterlassung, meines gnädigen Herrn, Herzog Friedrich, Churfürst zu Sachsen, durch Anregen Herrn Carl von Miltitz, päbstlicher Botschaft, auf Verhörung des Hochwürdigsten in Gott Vater und Herrn Erzbischofs zu Trier verhaftet, welches noch unwiderrufen, mich glauben macht, der römische Stuhl werde zween solche mächtige Churfürsten nicht für Oelgötzen achten, oder sie vergebens bemühen lassen. Wir Teutschen müßten denn immer Narren bleiben. So meyn ich nun, ich sey nur ein Mensch, der nicht an zween oder mehr Orten möge Verhörung oder Urtheil erwarten."

„Zum dritten, wer mags begreifen, daß der Pabst sollt D. Ecken über mich Befehl thun, der seines feindlichen öffentlichen Hasses gegen mir selbst keine Maaß wüßt, so doch in allen Sachen nicht die Partheyen selbst, sondern unverdächtige Leute handeln sollen, wie das die Natur und alle Recht geben. Darum zu vermuthen, er lüge, trüge, dichte, und zurichte alles, was ihm sein böser Haß mag angeben.“

„Zum vierten, will ich von allen Bullen, wo und wenn sie kommen, unverbunden seyn, ich sehe denn die rechte Hauptbullen. Lasse mich die Abschriften und Kopeyen nichts anfechten, und das aus den Ursachen. Ich hab gesehen die Ablasbullen, darwider ich anfänglich in dieser Sach gehandelt, und merkliche Gebrechen und Feil darinnen gefunden, darzu etliche Verständigere denn ich 18 Gebrechen darinnen gefunden. So denn einen solchen großen Bischof zu Maynz und Magdeburg zu betrügen mit derselben Bullen die römischen Buben sich nicht gescheut haben; was sollten sie nicht fürnehmen wider mich armen Bettler?“ —

„Ueberdieß der Kardinal S. Sixti zu Augspurg meinen gnädigsten Herrn, Herzog Friedrich, Churfürsten zu Sachsen, mit einem öffentlichen, erlogenen falschen Briefe betrog, wie ich das an Tag gegeben hab in Actis Augustanis. So denn den römischen Buben solche große Herren in teutschen Landen müssen Narren und Affen seyn, warum

sollt ich glauben, daß sie durch D. Ecken, der sich selbst in seinen Worten und Schreiben, einen landrüchtigen Erzlügner eröfnet hat, redlich mit mir zu handeln fürnehmen. Ja es ist so gemein worden, mit falschen Briefen aus Rom zu handthieren, daß gar selten einer rechtschaffen erfunden wird. Darum will ich der Bullen Bley, Wachs, Schnur, Signatur, Clausel und alles mit Augen sehen, oder nicht ein Haarbreit geben auf alle andere Geplerre. Es darf auch niemand klagen, er möge nicht sicher gen Wittenberg kommen oder wandeln; wir haben so einen frommen und redlichen Landesfürsten und Amtleute, daß die Entschuldigung keinen Behelf mag haben, wo man mit Recht handeln will."

„Hiemit will ich jedermann verwarnet haben, daß er nicht durch römischen Handel und Doctor Ecken betrogen, an mir anlauf; und zuvor die Executores, auf daß sie, so sie ein Schlappen drob erlangten, Wissen tragen, ich hab sie zuvor vermahnet. Es muß noch alles viel eine andere Nasen gewinnen, soll es recht hinausgehen: geht aber Gewalt für, da noch vielmehr zu gehören will, so walte es Gott! ich will es frölich wagen in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi!" Jeder, der diesen Aufsatz Luthers auch nur mit halber Bedachtsamkeit durchließt, und überhaupt Luthers Geist ein wenig kennt, muß sogleich fühlen, daß hier der Pabst so gut, als D. Eck, gemeynt sey, und daß Luther nur dem Schein nach so schrieb, aber nicht lange, wie aus dem Folgenden zu sehen ist, diesen

Schein

Schein beybehalten konnte. Denn nun spricht er ferner: „Es soll wissen jedermann, daß er mir keinen Dienst daran thut, so er die freveliſche, ketzerische, lügenhafte Bulle verachtet, wiederum kein Verdrieß, ob er sie hochachtet. Ich bin von Gottes Gnaden frey; darf und will mich der Dinge keines weder trösten noch entsetzen. Ich weiß wohl, wo mir mein Trost und Trotz stehet, der mir wohl sicher stehet für allen Menschen, ja für allen Teufeln. Ich will das Meine thun, ein jeglicher mag für sich antworten. Damit aber niemand sich entschuldige, er wisse nicht, worinn er sich für solchem Frevel und Irrthum hüten soll, will ich die Artikel, die in der Bulle verdammt, erzählen, und der römischen Frevler Blindheit und Bosheit zuvor anzeigen.“

*) Ueber den fünften Artikel „daß es nicht in der Schrift gegründet sey und den heiligen alten Lehren zuwider, daß die Buße habe drey Stück, die Reue, die Beicht, und Genugthuung“ erklärt sich Luther also: „Dieser Artikel, achte ich, sey verdammt, daß der Geiz nicht Hungers sterbe, sonst mögen sie warlich keine andere Ursach selbst anzeigen. Denn wo die Genugthuung, das

*) In diesen Artikeln beschwert sich Luther, daß man mit seinen Lehrsätzen eben so verfahren seye, wie mit Hussens. Auch Sarpi ist nicht damit zufrieden, daß der Pabst auf diese Art handelte. Und mit genauer Noth konnte ein Pallavicini dieser Verfahrungsart eine bessere Farbe anstreichen.

das dritte Theil der Buße bliebe stehen, wie sie in der Schrift steht, daß, wo sie Gott fodert und auflegt, sie niemand kann ablegen, so erfünde sichs, daß alle das Affenspiel, das der Pabst, Bischöfe, Pfaffen und Mönche mit den Schlüsseln, Ablaß, Bullen, fürbehaltnen Fällen getrieben haben, kürzlich der ganze Jahrmarkt, der die Welt betrogen und verschlungen hat, würde als falsch, teuflisch, antichristisch Irrthum, Trügerey und Verführung aller Menschen öffentlich erkannt. — Daß euch römischen Buben Gott gebiete! wie narret ihr uns armen Leuten um unser Gut, Ehre und Seligkeit, und wollet deß noch Ruhm und Ehre dazu haben. Ihr ringet darnach, daß ihr auf die Köpfe geschlagen und verjagt werdet. Ich hab also gelehret, daß Reu und Beicht sey nicht genug, sondern der Glaube müsse auch da seyn. Aber die Genugthuung, die man mit Ablas ablegen kann, ist in der Schrift nicht gegründet, sondern von den Prälaten aufgelegt, welche sie auch mögen ablegen. Ich will hier schweigen, daß sie das Wörtlein contritio, aus der Schrift genommen auf die Reue gedeutet haben, so es viel ein anderes heißt. Kürzlich, daß ich mehr sage, denn ich noch je gesagt habe, so sprech ich, daß alle drey Stück, Reue, Beicht, Genugthuung, auf ihre Weise verstanden, an keinem Ort der Schrift stehen. Trotz daß sie es anzeigen! Sie wissen eben so viel in der Schrift, als die Gans im Psalter!“

Bey der Vertheidigung des zehenten Artikels *) giebt Luther endlich noch der Erklärung der bisherigen Artikel den rechten Nachdruck, und so scheinbar schmeichelhaft er oben an den Pabst schrieb, so heroisch und ächt teutsch schildert er jetzt den Pabst und sein Gesindel, die Kardinäl ꝛc. ꝛc. „Siehe da, spricht Luther weiter, siehe da, du allmächtiger Gott! sehet da alle fromme Christen! ist das nicht ein erbärmlich, greulich, schröcklich Ding, daß der christliche Glaube öffentlich verdammt wird von denen, die sich Meister rühmen des christlichen Glaubens. Sie geben für, wir sollen nicht glauben, daß die Sünden vergeben seyen, wenn wir absolvirt seyen vom Priester. — Je was sollen wir denn thun? Daß euch Gott strafe ihr römischen antichristischen Seelenmörder! Was gebt ihr für uns zu lehren? Und warum heisset ihr uns glauben euren losen Bullen und Ablaßbriefen, welche ihr in des Teufels Namen verkauft. Nun höret, liebe Christen! etwas neues von Rom. Der Artikel des Glaubens ist verdammt, da wir alle sagen: ich glaube an den heiligen Geist, eine christliche Kirche, Vergebung der Sünden!“ „Wenn ich wüßte — setzt hier Luther

*) Niemand sind die Sünden vergeben, er glaube denn, daß sie ihm vergeben werden, wenn ihn der Priester absolvirt. Ja die Sünde bliebe, so er nicht glaubt, daß sie ihm vergeben sey; denn es ist nicht genug die Vergebung und der Gnaden Einfluß, sondern man muß glauben, daß die Sünde vergeben sey.

Luther hinzu, schwerlich um das Vorhergehende zu mildern, sondern eher, um das Folgende noch stärker zu machen *) — „daß diese Bulle der Pabst zu Rom hätte gegeben, und nicht erdichtet wäre von dem Erzlügner und Bösewicht Doktor Ecken, so wollt ich rufen zu allen Christen, daß sie den Pabst nichts anders hielten, denn den rechten Erzantichrist, davon alle Schrift sagen, und wo er nicht wollt aufhören, uns also unverschämt öffentlich den Glauben zu verbieten, daß ihm das weltlich Schwerdt mit Freuden wiederstünd, mehr denn keinem Türken. Denn der Türk lässet doch glauben wer da will: der Pabst will niemand lassen glauben. Helfe nun, wer sich einen Christen hält, und stehe nun bey seinem Glauben und allen armen einfältigen Seelen!“ „Und was ist noth, schließt er endlich bald darauf, daß ich alle Artikel erzähle, so ich sie zuvor in meinem Büchlein habe drucken lassen, mit gutem Grund der Schrift lassen ausgehen, dazu die tolle, ungelehrte, antichristische Bulle nicht allein ohne Grund aller Ding verdammt, sondern auch nicht mag einen Artikel anzeigen, und nennen, der ketzerisch und irrig sey: und wenn sie schon keinen andern Mangel hätte, so ist der einige allzugroß und schwer, daß sie den christlichen Glauben öffentlich und unverschämt leugnet, verdammt, und ketzerisch straft, damit sie verdienet, daß alle wahrhaftige

*) S. Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs, S. 316.

tige Christen sie mit Füssen treten, und den römischen Antichrist und Doctor Ecken seinen Apostel mit Feuer und Schwefel heimsendeten. Ich acht wohl, daß ich nicht würdig bin, den Tod oder anderes Leid zu leiden über der verfluchten Bulle! was möcht mir sonst besseres begegnen? Darum will ich hiermit jedermann verwahrt und verwarnet haben, daß er sich für solchen Teufeln vorsehe, und will ein Zeichen geben, nemlich das, wird der Pabst diese Bulle nicht widerrufen, noch verdammen, dazu Doctor Ecken mit seinen Gesellen, solcher Bullen Folger strafen, so soll niemand daran zweifeln, der Pabst sey Gottes Feind, Christus Verfolger, der Christenheit Verstöhrer und der rechte Antichrist!" Mehr und deutlicher hätte doch Luther vom Anfang bis zu Ende dieser Schrift beynahe nicht sprechen können *).

Sein

*) „Und, hebt er in der Schrift an, daß jedermann möge mit Fingern greifen, daß sie zu Rom nicht einen Gedanken haben, die Wahrheit zu vertheidigen — so merk darauf: sie geben mir selbst zu, und allesammt Zeugniß darinnen, daß ich recht gethan hab, da ich den Ablaspredigern widerstanden habe: und bekenne, daß jene haben unrecht gelehrt, und das arme Volk schändlich verführt und beschädiget an Leib und Seele. Noch ist niemand zu Rom, der dieselbige citirt, bannet, straft, treibet zu widerrufen. Hier ist niemand, der für die Wahrheit emsig ist. Da kann man keine Bullen machen, die gehen alle frey ledig aus! — Aber da sie von mir sind angetastet, hilf Gott, da ist jener vergessen! da muß sich nicht allein Rom, sondern Himmel und Erde regen, da findet man Bullen und

Bannen,

Sein Charakter blickt aus dieser Vertheidigung recht sichtbar hervor, und man muß sich äußerst wundern, wie ein Mensch sich unterstehen könnte also zu reden und zu schreiben. Aber man kann sich auch leicht denken, wie die Nation, die schon so lange her unter dem Joch der päbstlichen Tyranney seufzte und frey zu seyn wünschte, diese Vertheidigungsschrift aufgenommen haben mag. Es fanden sich auch nunmehro bald einige vornehmere Vertheidiger und Beförder der luthe-

ri-

Bannen, da kann man schreiben, und mehr als alle Teufel maledeyen. Noch schreyen sie sich aus für Hirten der Schaafe Christi und Christi Vikarios, unangesehen, daß sie mit solchem öffentlichen Spiel ihren eigenen Nutzen allein suchen." Ueber das, auf daß ja niemand möchte zweifeln, der böse Geist habe die Bullen gestellt, so schreiben sie selbst mit ausgedrückten Worten, daß verdammt und verbrennt werden sollen auch die Büchlein, da kein Irrthum innen ist. — Was wäre es nun Wunder, ob Fürsten, Adel und Layen, den Pabst, Bischöfe, Pfaffen und Mönche über die Köpfe schlügen, und zum Land hinausjagten. Ist es doch nie gehöret worden in der Christenheit, und greulich zu hören, daß man sollt dem christlichen Volk öffentlich gebieten, Wahrheit zu leugnen, zu verdammen und zu verbrennen. Heisset das nicht ketzerisch, irrig, ärgerlich, verführerisch, unleidlich Stück allen christlichen Ohren. So ist alle Ding neu verkehret. Daraus hoffe ich, sey es offenbar, daß nicht Doctor Luther, sondern der Pabst selbst mit Bischöfen, Pfaffen und Mönchen, durch diese lästerliche Schmachbullen nach ihrem eigenen Unfall ringen, und die Layen gern auf ihren Hals laden möchten."

rischen Schriften, damit ja die Bulle nicht die Oberhand bekäme. Ulrich von Hutten begleitete sogar diese Schrift mit sehr beissenden Anmerkungen, um nur rechte Gährungen zu verursachen.

Nimmermehr kann man dem Pabste seine Unvorsichtigkeit verzeihen *), daß er den unverschämten und tollkühnen Eck mit der Bulle nach Teutschland schickte; den Mann, der schon zum voraus dem grösten Theil der teutschen Nation so verhaßt war, daß man nicht einmal etwas von seinem Namen hören wollte, von dem doch der Pabst schon hätte denken können, daß er durch seinen abscheulichen Haß gegen Luthern die ganze Sache verderben werde. Wirklich geschahe auch dieses; und schon bey der Publikation begieng er einen Streich, der alles wieder in eine größere Gährung brachte. Und dieses geschahe dadurch, da er einige gelehrte und witzige Männer sich zu größeren Feinden machte. Er ließ nemlich eigenmächtig die Namen eines Doctor Carlstadts, Doctor Johannes Dolscius von Veltkirchen, Magister Sylvius Egranus, Bernhar-

*) Ich sage dieses nur in Rücksicht der politischen Lage, die damals für den römischen Hof und den päbstlichen Stuhl sehr mißlich aussah, und aus welchen mißlichen Umständen sich der Pabst hätte noch herauswickeln können, wie die Päbste schon mehrmalen thun konnten. Selbst Luther bot sich ja öfters zu einem gütlichen Vergleich an! Aber so wars freilich Rathschluß Gottes, und es scheint, als mußte es also geschehen.

Hardin von Adelmannsfelden, Domherrn zu Augspurg und Eichstädt, Wilibald Pirkheimers und Lazarus Spenglers unter die Bulle setzen und unterwarf sie dem öffentlichen Interdikt. Einige von diesen Männern waren erklärte Freunde Luthers; andere aber stunden bey der gelehrten Welt überhaupt in großem Ansehen, die nun alle zusammen in ihrem Haß wider Ecken erst recht angeflammt wurden. Diejenigen unter ihnen, und sonderlich diese, welche unter Friedrichs Schutz lebten, schrieben jetzt auch gegen Eck, und betrieben die Ausbreitung und Beförderung der Lehre Luthers dadurch aufs eifrigste. Die Auswärtigen hingegen, wenn sie auch, wie man aus einigen Stellen in Luthers Briefen vermuthen könnte, ihre Sache mit Eck wieder gütlich ausmachten, suchten doch ganz gewiß die lutherische Lehre und Schriften nicht zu unterdrücken, sondern denselben vielmehr den gewünschten Lauf zu lassen. Carlstadt, dessen Charakter vieles mit dem Charakter Luthers gemein hatte, gab in kurzer Zeit darauf zwo berühmte Schriften heraus, und nach der letzten Schrift stund es kaum ein paar Tage an, so appellirte er schon an ein allgemeines Concilium. *)

So widrig und fruchtlos indeß alle Bemühungen Ecks und der päbstlichen Legaten unter die-

*) Die Appellation ist zu finden in den Unsch. Nachrichten auf das J. 1719. S. 6-18.

diesen verwirrenden Umständen abgelaufen waren, obgleich die Bulle in einigen Orten an den Kirchthüren angeschlagen und bekannt gemacht wurde, so war doch noch ein großer Versuch zu wagen, und wenn dieser hätte gelingen können, so hätte Rom wahrscheinlich siegen müssen. Und dieser Versuch war die Vollziehung der Bulle am churfächsischen Hofe. Zuvor wußten die Legaten schon, mit welchem dringenden Widerstand man ihnen von Seiten der Universität zu Wittenberg bisher entgegen arbeitete. Zwar konnten sie voraus sehen, daß auch bey Hofe mehr ungünstige Urtheile über die Vollziehung der Bulle erfolgen würden, als man in Rom und die Legaten selbst vermutheten. Aber sie fanden demunerachtet noch weit mehr Widerstand und noch weit ungünstigere Urtheile. Luther und seine Anhänger sollten verdammt und seine Bücher verbrannt werden. Allein dazu mochte sich jetzt der Churfürst nicht verstehen. Er äußerte vielmehr seine gröste Verwunderung darüber, daß Eck habe in seinen Landen so dreist verfahren und sogar einige andere angesehene Männer mit ins Spiel bringen können, und daß man Luthers Ansuchen um fromme und billige Richter nicht Gehör gegeben habe. Die Verbrennung der Schriften Luthers sollte man nach dem Gutachten des Churfürsten so lange aufschieben, bis die Sache weiter untersucht seye. Gleichwohl fuhren die Legaten in der Sache fort, und verbrannten zu Kölln, Löwen und Maynz und an andern Orten die Schriften Luthers; aber diese Execution fand

fand bey dem gemeinen Volk eben nicht sonderlichen Beyfall *)

Noch vor dieser Vollziehung der Execution verdarben die Legaten ihre Sache bey dem Churfürsten durch eine unverschämte Antwort, die sie ihm auf die Bekanntmachung seines Gutachtens gaben, noch mehr. Sie sagten nemlich ganz frey heraus, daß es dem Pabste nicht daran gelegen seye, seine Hände mit dem Blut eines niedrigen Mönchs naß zu machen, sondern er dringe nur auf die Verbrennung seiner Schriften. Aber nun war auch der Zeitpunkt da, wo sich Friedrich bestimmter erklären mußte. Und dieser Zeitpunkt war eben wirklich nicht ganz ungelegen. Mit wem konnte es der mächtigste Chur-

*) Die Doctores zu Löwen beklagten sich bey Margaretha, Statthalterin in denen Niederlanden, daß Luther den christlichen Glauben umkehre, diese fragte, wer der Luther seye? Und als sie antworteten, ein ungelehrter Mönch, versetzte sie: So schreibet ihr Gelehrte, deren so viel sind, wider den einigen ungelehrten Mönch, so wird die ganze Welt mehr vielen Gelehrten als einem Ungelehrten glauben. Der Herr von Ravenstein sprach bey einer Mahlzeit der Reichsstände, als von Luther die Rede war: Es ist in 400 Jahren ein Mann aufgestanden, den will der Pabst todt haben. Unsere Herren zu Löwen haben auf ihre Kosten Luthers Bücher verbrennen lassen, dabey ein großer Zulauf war, viele Bücher wurden herzu getragen, welche aber nicht Martini waren ꝛc. So erzählt Sekendorf aus den Confut. T. I. A. p. 514.

Churfürst des teutschen Reichs verderben? Mit dem Pabste? Nach diesem fragte man an dem sächsischen Hofe bereits nicht viel. Mit dem Kaiser? Auch hier fielen die grösten Schwierigkeiten weg. Denn fürs erste bekam der Kaiser seine Kaiserkrone aus Friedrichs Händen; zum andern war es dem Kaiser beynahe unmöglich, in einer Sache, deren sich der Churfürst bisher nur im Verborgenen, nunmehro aber öffentlicher annahm, gewaltthätig zu verfahren, und Karl mochte sich doch wohl daran erinnern, daß er kaum den teutschen Boden betreten hatte, und daß die Churfürsten sich kein Oberhaupt erwählt haben werden, dem sie blinden Gehorsam schuldig wären; und endlich schien dem Kaiser auch wirklich die Verbindung mit dem Churfürsten Friedrich um so mehr nothwendig zu seyn, je mehr der Churfürst, wie gesagt, der mächtigste Churfürst war, und auf den Reichstagen selbst allemal den grösten und wichtigsten Einfluß haben mußte. Was konnte denn aber auch der Pabst dem Kaiser irgend anders etwas nutzen, als höchstens in Italien? Man sieht es auch selbst aus Carls nachgiebigen Betragen gegen den Pabst; wie seine Freundschaft mit demselben eben nicht so recht dauerhaft und enge geschlossen war. Auf jeden Fall mußte zwar Carl dem Pabste eine Gefälligkeit erweisen, wenn er seine Sache in Italien, die damals sehr mißlich stund, nicht noch mehr verderben wollte. Daher ließ er es auf vieles Zudringen der päbstlichen Legaten zu, daß Luthers Schriften in bemeldten Orten verbrannt wurden.

Aber

Aber diese Gefälligkeit des Kaisers hatte wieder ihre merkwürdige Folgen, denn Luther verbrannte hernach auch, wie wir bald hören werden, die päbstliche Bulle. Sagte doch der erste kaiserliche Minister, der berühmte Chievres, den päbstlichen Gesandten mit dürren Worten, daß sein Herr dem Pabste gerade so viel Gefälligkeiten zu erzeigen, und gerade so viel Eifer in Unterstützung seines Ansehens und seiner Vortheile zu beweisen gesonnen sey, als der Pabst für die seinigen beweisen würde *). Noch merkwürdiger aber ist die Antwort des Kaisers selbst **), die er den päbstlichen Legaten, als sie zum erstenmal ihr Ansinnen bey ihm vorbrachten, ganz unverholen gab: „ich muß vorher meinen Vater, den Churfürst Friedrich, darüber befragen.“ Das Bündniß, das der Pabst um diese Zeit mit dem Könige von Frankreich geschlossen haben soll, und das auf Neapels Eroberung abzielte, kommt hier nicht einmal in Anschlag, da es bald wieder zerfiel, und man daher aus guten Gründen mit Herrn Plank zweifelt, ob es je einmal im Ernst geschlossen wurde. Genug die Sache der Glaubensverbesserung mußte ihren erwünschten Fortgang haben, und Gott, der in seinen Angelegenheiten

*) S. Pallavicini L. I. c. XXIV. p. 136.

**) Wenn man ihr anders Glauben beymessen darf, weil sie nur von Luthers Freunden erzählt wird. Doch bewies sich der Kaiser in Kölln sehr dankbar gegen den Churfürsten.

heiten immer neue Mittel und Wege zu finden weiß, zeigte auch jetzt recht sichtbar, daß er das angefangene Werk begleite.

Erasmus, der wegen seiner Gelehrsamkeit damals bey allen Gelehrten in Teutschland und selbst auch an fürstlichen Höfen im größten Ansehen stund, hatte sich zwar bisher noch nicht öffentlich für Luthern erklärt, so sehr auch die Nation auf die Erklärung eines solchen Mannes wartete. Aber jetzt, da er selbst von dem Churfürsten Friedrich nach Kölln eingeladen wurde, mußte er sich etwas deutlicher und offenherziger erklären; und dies that er auch mit einer recht edlen Freymüthigkeit. Auf die Frage des Churfürsten: was er von Luthern halte, antwortete er zwar anfangs etwas scherzweise, daß Luther zwo Sünden begangen habe, nemlich, daß er dem Pabst an die Krone, den Mönchen aber an die Bäuche gegriffen habe. Allein dieser Scherz verwandelte sich bald in edle Freymüthigkeit, die mit einer eben so edlen Bedachtsamkeit begleitet war. Er lobte die billigen Foderungen Luthers, daß er von frommen und unpartheyischen Richtern möchte gehört werden. Daß es nicht lobenswürdig seye, Luthern so unverhört zu verdammen, und daß der römische Hof mit mehr Vorsicht und Anstand hätte sollen mit Luthern verfahren. Das unanständige Betragen des Pabsts müßte nothwendig die Gemüther aller rechtschaffenen Männer unwillig machen und wider den römi-

schen

schen Stuhl aufbringen. Es wäre gut, schließt er endlich, daß der ganze Handel durch billige und gelehrte Männer in Teutschland ausgemacht würde, und dieses könnte den römischen Stuhl vor allen nachtheiligen Folgen, die demselben in dieser Sache bevorständen, noch retten. Freilich tadelt er auch die überaus große Hitze, mit welcher Luther die Wahrheit bisher vertheidigt hatte, und setzt noch hinzu: „er mißbillige zwar die ungestüme Hitze der Gegner Luthers, aber die Wahrheit würde doch Luthern immer noch mehr zu verdanken haben, wenn er sie auf eine andere Art vertheidigt hätte.“ Indeß nahm man jene für den Pabst eben so vortheilhafte, wie für Luthers Sache, freymüthige Aeusserungen und Vorschläge zu einem gütlichen Vergleich dem Erasmus von Seiten des römischen Hofs sehr übel auf, und sowohl die Legaten des Pabstes als auch die Herren zu Rom konnten beynahe den Namen des Mannes, der auf eine solche feine Art mit der größten Bescheidenheit in ihre Rechte einzugreifen schien, nicht mehr hören. Die bittersten Vorwürfe mußte er nun hören, und die finstern Köpfe seiner Feinde, der Mönche, die er schon vorher bey dem Streit mit der Universität Löwen auf das Haupt geschlagen hatte, suchten nichts als schickliche Gelegenheit, wo sie ihre völlige Rache an dem Manne, der an fürstlichen Höfen und bey allen witzigen Gelehrten in so großem Ansehen stund, auszuüben hoften; denn sie glaubten, Erasmus habe durch seine Vorschläge den Grund zum Umsturz der ganzen römischen Hierarchie gelegt. Wie sollte man aber nun die Sache anfangen, den berühmten Mann wider Luthern zu stimmen — denn das war

jetzt der erste Entwurf seiner Feinde, womit sie ihn ins Netz locken wollten? Jene Erklärung, die der edle Mann vor dem Churfürsten von sich gab, war doch immer noch nicht bestimmt, ob er die Parthey Luthers ergriffen habe oder nicht. Und nun eine bestimmtere Erklärung hierüber von ihm zu bekommen, so machte man ihm den Antrag, daß er wider Luthern schreiben sollte. Auf diese Art glaubten seine Feinde, müßte sichs doch wohl völlig entscheiden, zu welcher Parthey Erasmus sich wenden werde. Aber die Feinheit eines Erasmus konnte auch in diesem Fall nicht von der Arglistigkeit seiner Feinde überwunden werden. „Ich habe nicht Zeit Luthers Bücher zu lesen; es ist unrühmlich, einen Mann noch tiefer zu unterdrücken, der bereits schon so sehr unterdrückt worden ist; und es ist überdies für mich nicht rathsam, daß ich mir so viel Fürsten und so viel Gelehrte zu Feinden mache", antwortete er der Universität Löwen, die ihn schon vorher aufgefordert hatte, wider Luthern zu schreiben. Und an einen seiner vertrauteren Freunde schreibt er: „o! es ist bald gesagt: schreib wider Luthern! Aber es gehört hierzu mehr. Man sieht, wie verschieden, wie finster die Urtheile der Leute sind — — zu dem so ists sehr schwer, seine Schreibart so einzukleiden, daß man die Würde der Menschheit so vertheidige, daß man den Fürsten gefällt, dabey aber der Ehre Christi nicht zu nahe tritt *)." Teutschland sahe dies als eine wirkliche, aber stille, Erklärung für Luthern an; und sie war es auch in der That. Wider Luthern zu schreiben

*) Epp. L. XVII, ep. 14. ep. 20.

ben sahe man gar wohl, daß Erasmus nicht dazu bewogen werden konnte.

Mittlerweile als Luther hörte, daß man an verschiedenen Orten seine Bücher verbrannt habe, und noch überdies der Churfürst von Kölln aus Nachricht nach Wittenberg gab, wie es mit den Verhandlungen stehe, so appellirte Luther abermal an ein allgemeines Concilium, und das that er mit einer Heftigkeit, die man zwar schon an ihn gewohnt war, aber doch ein großes Erstaunen erregte. Er schalt nemlich in seiner Appellationsschrift den Pabst, einen vermessenen und ungerechten Richter, einen verstockten, irrigen, abtrünnigen und in aller Schrift verdammten Ketzer ꝛc. Und kaum hatte Luther seine Appellationsschrift ausgehen lassen, so verbrannte er am 10. December recht feyerlich und in Begleitung vieler Lehrer der Universität zu Wittenberg das Dekret Gratians, die Dekretalen, die Clementinen und Extravaganten der Päbste, so wie auch einige Schriften von Eck und Emser, die päbstliche Bulle aber, die Eck aus Rom mitgebracht hatte, warf er oben drauf ins Feuer mit den Worten: „weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer“! Aus verschiedenen Ursachen*), deren wir hier nicht weiter gedenken wol-

*) Unter diesen Artikeln, welche meistens die ungegründeten, und oft so hart ausgedrückten Ansprüche des Pabsts an die höchste Oberherrschaft im Geistlichen und Weltlichen enthalten, kommen wohl auch

wollen, unternahm Luther diese Handlung; ob aber diese Ursachen gegründet oder ungegründet waren, ob die Handlung selbst, wenn er auch Ursachen hatte, recht-

auch einige, die man nicht gesucht hätte — die Sätze z. E. daß der Fels, da Christus seine Kirche aufbauet, der römische Stuhl sey, daß der Pabst Gewalt habe Gesetze zu machen, daß er bey Bann und Sünde verbiete, etliche Tage nicht Fleisch, Eyer, Butter, dies und das zu essen, da er doch nur freundlich dazu ermahnen sollte, daß er dem ganzen Priesterstand die Ehe verboten habe, — und daß er endlich die große unchristliche Lüge, daß Kaiser Konstantinus ihm Rom, Land, Reich und Gewalt gegeben habe auf Erden, für wahr halte, und fordere, darwider doch Christus sage Matth. VI. Ihr sollt nicht Schätze sammlen auf Erden. Aber der befremdendste ist der 22. Artikel: „daß er lehret, es sey billig, daß sich ein Christ mit Gewalt gegen Gewalt schütze, wider und über Christum, der da spricht Matth. V. Wer dir den Rock nimmt, dem laß auch den Mantel. Diese seltsame Meynung von der Unzulässigkeit der Selbstvertheidigung hatte er zwar sonst schon geäussert, aber Pallavicini wundert sich mit Recht, wie er sie in einer Schrift anbringen konnte, welche sich mit den Worten Simsons aus Richt. XV. schließt: Wie sie mir gethan haben, so habe ich ihnen gethan. Pallavicini L. I. c. XXII. p. 127. Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs p. 339. Anmerk. 106. Daß dieser offenbare Widerspruch den Feinden Luthers auffallen mußte, ist leicht zu erachten; denn auch selbst seine Freunde konnten nicht anders, als denselben bewundern, wie der Fall bey Luthern mehrmalen vorkommt.

recht- oder unrechtmäßig war, das wollen wir hier eben so wenig untersuchen *). Doch fährt Luther in Anführung seiner Ursachen also fort: „Dieweil denn durch solch ihr Bücherverbrennen, der Wahrheit ein groß Nachtheil, und bey dem gemeinen Volk ein Wahn dadurch erfolgen möcht, zu vieler Seelen Verderben, hab ich auf Anregen, ich hoff, des Geistes, dieselben zu stärken und zu erhalten, der Widersacher Bücher hinwiederum verbrennet.“ Da aber alles auf den Beweis ankam, daß die verbrannten Bücher wirklich schädliche und giftige Lehren enthielten, so zog er aus dem geistlichen Recht, und aus den Dekretalen dreyßig Artikel aus, welche hart genug auffielen, um wenigstens von jedem Layen auf den ersten Anblick als des Feuers würdig erkannt zu werden **). „Ist Jemand, schließt er denn, des Pabsts Verwandter und lustig, der unterwind sich diese Artikel zu schützen und zu verfechten, so will ich sie ihm wohl klärer ausstreichen, und derselben noch vielmehr aufbringen. Es sollen diese ein Anfang des Ernsts seyn, denn ich bisher nur gescherzt und gespielt hab mit des Pabsts Sach. Ich habs in Gottes Namen angefangen: hoff es sey an der Zeit, daß es auch in demselben ohne mich sich selbst ausführe. Hierbey will ich alle die Artikel, die durch des Antichrists Boten

*) Man hat sich auch über diesen Punct selbst in unserer Kirche lange Zeit sehr gestritten, vermuthlich weil man Luthern von allen menschlichen Schwachheiten frey sprechen wollte.

**) S. Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs. p. 339.

ten jetzt von Rom in der letzten Bulle verdammt und verbrennt sind, als die da christlich und wahr sind, begriffen, und so viel Artikel dem Pabst aufgelegt haben, die da antichristisch und unchristlich sind. Dürfen sie meine Artikel, da mehr Evangelii und gegründeter heiliger Schrift innen ist, das ich ohne Ruhm mit Wahrheit sagen und beweisen will, denn in allen Pabsts Büchern, verbrennen, so verbrenne ich viel billiger ihre unchristliche Rechtsbücher, darinnen nichts gutes ist, und ob etwas gutes darinnen wäre, wie denn ich von dem Dekret muß bekennen, so ists doch alles dahin gezogen, daß es Schaden thun soll, und den Pabst stärken in seinem antichristischen Regiment, dazu desselben keines nimmer wird gehalten für übrigen Fleiß, allein was böse und schädlich ist darinnen, zu halten."

Durch diese Rache, die Luther hier an seinen Feinden ausübte, brachte er zwar den grösten Theil der Nation näher auf seine Seite; der Haß seiner Feinde aber mußte nothwendig weit heftiger und bitterer werden, als er je einmal wider Luthern gewesen war. Die Rache — und weiter war doch diese That Luthers nicht, man mag ihn übrigens auch vertheidigen, wie man will — erbittert die Gemüther der Gegner immer auf einander, wie die Erfahrung täglich lehrt. Indeß war es Luthern doch an dieser Vertheidigung seiner That noch nicht genug, sondern er gab in etlichen Tagen nachher abermal eine Schrift heraus, worinn er endlich alle Artikel ausführlich vertheidigte, die in der Bulle verdammt

dammt waren. Da es aber mehrentheils solche Sätze sind, deren Untersuchung und Erzählung mehr für Gelehrte gehört, und welche Untersuchungen hauptsächlich in der Geschichte der Dogmatik (Glaubenslehre) abgehandelt werden müssen, also nicht zu unserer Absicht dienen können, so übergehe ich sie hier, und setze nur Luthers Einleitung in diese seine Vertheidigungsschrift her, damit man desto eher den Gang im Gesicht behalten kann, wie Luther immer weiter kam in seinen Gesinnungen und in seiner freymüthigen Vertheidigung der Wahrheit und der Ehre Gottes, obgleich auch zuweilen einige Widersprüche mit einschlichen. „Sie heben mir auf, spricht er gleich anfangs, daß ich ein einiger allein mich herfürthue jedermann zu lehren: da antworte ich auf, daß ich mich selbst noch nie dargethan habe, sondern stets zu Winkeln zu kriechen geneigt, sie haben mich aber mit List und Gewalt herfürgezogen, Preis und Ehre an mir zu erlangen. Nun so ihnen das Spiel mißlingt, bin ich für ihnen der Ehrgeitzigkeit schuldig; und ob es gleich wahr wäre, daß ich einiger allein mich hätte aufgeworfen, wären sie dennoch damit nicht entschuldigt. Wer weiß, ob mich Gott dazu berufen oder erweckt hat, und ihnen zu fürchten ist, ob sie nicht Gott in mir verachten. Lesen wir nicht, daß Gott gemeiniglich nur einen Propheten auf eine Zeit erweckt hat im Alten Testament? — Dazu hat er noch nie keinmal den obersten Priester oder andere hohe Stände zu Propheten gemacht, sondern gemeiniglich niedrige verachtete Personen aufgeweckt, auch zuletzt den Hirten Amos. Also haben die lie-

ben Heiligen allzeit wider die Obersten, König, Fürsten, Priester, Gelehrten predigen und schelten müssen, den Hals daran wagen, und lassen, wie es denn auch geschehen. Es führten auch zu denselbigen Zeiten die großen Haufen wider die heiligen Propheten kein ander Widerwort, denn daß sie die Obersten wären: man sollt ihnen gehorchen, und nicht den geringen Propheten! also thut man jetzt auch: es soll alles unrecht seyn, was der Pabst, die Bischöfe und Gelehrten nicht leiden wollen: man soll sie nur hören, ob sie schon sagen, was sie wollen: — Ich sage nicht, daß ich ein Prophet sey: ich sage aber, daß ihnen um so mehr zu fürchten ist, ich sey einer, so viel mehr sie mich verachten und sich selbst achten. Bin ich nicht ein Prophet, so bin ich doch gewiß bey mir selbst, daß das Wort Gottes bey mir und nicht bey ihnen ist, denn ich je die Schrift für mich habe, und sie allein ihre eigene Lehre: dasselb mir auch den Muth giebt mich so wenig zu fürchten vor ihnen, so viel sie mich verachten und verfolgen." —

„Sie sagen auch, ich bringe neue Dinge auf, und sey nicht zu vermuthen, daß alle andere so lang geirrt haben. Auch das mußten die alten Propheten hören. Wenn der Zeit Länge sollte genugsam seyn zur Ausrede, hätten die Juden die allerbeste Sach wider Christum gehabt, des Lehre anders war, denn sie in tausend Jahren gehört hatten. — Ich predige nicht neue Ding: ich sage, daß alle christliche Ding seyen bey denen untergangen, die es hätten

ten sollen halten, nemlich Bischöfe und Gelehrten. Daneben ist mir nicht Zweifel, es sey die Wahrheit bisher blieben in einigen Herzen, und solltens eitel Kinder in Wiegen seyn. — Wollen sie aber nicht anders: wohlan: sie lassen mich einen Heiden seyn. Was wollten sie antworten, oder wie wollten wir uns dazu stellen, wenn uns der Türk um unsers Glaubens willen Grund fragte, der nicht darauf gäbe, wie viel, wie lang, wie große Leute so oder sonst gehalten hätten? Wir müßten je aller Dinge schweigen, und ihm die heilige Schrift im Grund anzeigen. Es sollt gar schimpflich und lächerlich seyn, so man ihm wollt sagen: siehe da, so viel Pfaffen, Bischöfe, König, Fürsten, Land und Leute haben so lange das und das gehalten. Also thue man jetzt auch; laß doch sehen, wo steht oder liegt unser bester Grund und Vorrath, lasset uns ihn einmal ansehen, zum wenigsten um eigener Stärkung oder Andacht willen. Sollen wir großen Grund haben, und denselben nicht wissen und jedermann bergen, so ihn Christus hat wollen so gar öffentlich, jedermann gemein und bekannt haben"?

„Ob mich nun wohl viel großer Haufen darum neiden und verfolgen, erschröckt mich nicht, ja es tröstet und stärkt mich, sintemal es offenbar in aller Schrift ist, daß die Verfolger und Neider gemeiniglich unrecht, und die Verfolgten recht gehabt haben, und allezeit der größere Haufe bey der Lügen, der geringere bey der Wahrheit gestanden ist. Wahrheit hat allezeit rumort: falsche Lehrer haben allezeit

Fries

Friede und Friede gesagt. Darum so will ich unangesehen den Pabst und seinen großen Haufen, die Artikel, so in der Bulle verdammt, mit Freuden, so viel mir Gott Gnade giebt, erretten und schützen, traue sie von Gottes Gnaden für Unrecht wohl zu erhalten. Für Gewalt aber ist nicht mehr hier, denn ein armer Körper, den befiel ich Gott und seiner heiligen von dem Pabst verdammten Wahrheit."

Nach diesem Vereingang kommt Luther nun auf die Vertheidigung seiner von dem Pabste in der Bulle verdammten Sätze, die ich aber, wie gesagt, um ihres dogmatischen Inhalts willen hier übergehe; allein einige seiner Letztern muß ich dennoch berühren, um daraus zu zeigen, wie Luther in seiner Erkenntniß immer zugenommen habe — denn hier widerruft er sogar einiges, was er nach seiner Meynung vorher zu gelind oder zu unbestimmt ausgedruckt hatte. Z. B. der 16. Artikel, der von dem Kelch im Abendmal handelt und von dem er also spricht: „Diesen Artikel widerrufe ich, als den ich viel zu mild und sanft gesetzt habe und sage nun also: die Griechen und Böhmen sind in diesem Stück nicht Ketzer noch Partheyische, sondern die allerchristlichsten und besten Folger des Evangelii auf Erden: und bitte sie durch Christum unsern Herrn mit diesen Schriften, daß sie ja bleiben in ihrer Meynung beständig, und lassen sich nicht irren des römischen Tyrannen und Antichrists verkehrte, frevele Gesetze, welcher aus lauter Muthwillen eine Gestalt und das halbe Sakrament nimmt von den Christen, welchen

es

es Christus selbst und alle Apostel geben, und die Kirche lange Zeit gebraucht hat in aller Welt. — Zum andern sage ich, daß der Pabst und alle seine wissentlichen Verwandten in diesem Stück Ketzer, Abtrünnige, verbannt und vermaledeyet sind, darum daß sie anders lehren, denn das Evangelium lehrt, und folgen ihrem eigenen Kopf wider den gemeinen Brauch der ganzen Christenheit. Doch will ich hier den armen Haufen ausgenommen und entschuldigt haben, welcher keine Schuld daran hat, daß er nur eine Gestalt empfähet: der Pabst und seine Anhänger sind allein schuldig, die meyne ich auch allein. Denn gleich, ob jemand der Taufe begehrt, und der Pabst sie ihm verböte und freventlich nähme, würde doch sein Glaub und Begierde für Gott angenommen, als wäre er getauft, sintemal an ihm nicht gelegen ist die Hinderniß, doch wäre der Pabst ein Ketzer und Unchrist, der die Taufe ihm vorhielte. Müssen wir doch auch leiden, daß der Pabst und die Seinen nicht predigen, das sie doch mit viel höher Pflicht uns schuldig sind, und wir darum nicht mit ihnen Unrecht thun, sondern Unrecht leiden."

„Zu beschliessen, so endigt Luther, ändere ich diesen Artikel und sage: es wäre gut, daß nicht einmal in einem gemeinen Concilio, sondern ein jeglicher Bischof in seinem Bisthum wiederum ordnete, beyde Gestalt und das ganze Sakrament den Layen zu geben, und folgete also dem Evangelio ohne des Pabsts Dank, denn ein Bischof ist schuldig, sich gegen den Wolf zu setzen für die Schäflein Christi,

als ihm Christus befohlen hat. Wo aber das nicht seyn mag, rathe ich einem jeden Christenlayen, daß er gedenk, wie sein Herr Christus beyde Gestalt in einem Sakrament gesetzt, und demnach sie alle beyde im Herzen begehre und glaube, und also das heilige Sakrament halb leiblich halb geistlich empfahe, dieweil diese fährliche Zeit des Antichrists nicht weiter zuläßt! er klage auch Gott, daß wir um unser Sünden willen beraubt sind unseres eigenen Guts und Sakraments, das uns Christus gegeben, und sein Widerchrist genommen hat. Denn so jemand verachtet beyde Gestalt zum wenigsten zu begehren, der ist kein Christ.

Eben so spricht er auch von seiner bisherigen Lehre vom Ablas. „Zu Ehren der heiligen hochgelehrten Bulle widerrufe ich alles, was ich jemals vom Ablas gelehrt habe, und ist mir von ganzen Herzen leid, was ich je gutes von ihm gesagt habe. Laßt uns darauf bleiben, daß Ablas nichts ist, wie es der Pabst giebt, und wenn ein Engel anders sagt vom Himmel, so soll man ihm doch nicht glauben. Und ist meinen Büchern recht geschehen, daß sie verbrannt sind, so ists gewiß darum geschehen, daß ich den Pabst und den Seinen in dem Ablas zu viel gegeben und gedient habe, und ich selbst solche Lehre zum Feuer verdamme.“

Aber so bitter, als er noch keinen widerrufen hat, widerruft er nun den 30. Artikel, der von Joh. Huß handelt. „Fürwahr ich habe hie fast geirrt,

irrt, daß ich gesagt habe: etliche Artikel Joh. Huß ꝛc. Also sag ich jetzt, nicht etliche allein, sondern alle Artikel Joh. Huß, zu Costnitz verdammt, sind ganz christlich, und bekenne, daß der Pabst hier mit den Seinen als ein rechter Antichrist gehandelt, das heilige Evangelium mit Joh. Huß verdammt, und an seine Statt des höllischen Drachen Lehre gesetzt hat. Das erbiete ich mich zu verantworten, wo ich soll, und wills mit Gottes Hülfe wohl beweisen und erhalten. — Es hat auch Sct. Johannes zu wenig gethan, und nur angefangen, das Evangelium aufzuwerfen. Ich habe fünfmal mehr gethan, dennoch hab ich Sorge, ich thue ihm auch zu wenig. Joh. Huß leugnet nicht, daß der Pabst der Oberst sey in aller Welt, nur das will er, ein böser Pabst sey nicht ein Glied der Christenheit, wiewohl man ihn dulden muß, wie einen Tyrannen: ich aber, wenn heutiges Tags Sct. Peter selbst zu Rom sässe, verneine ich dennoch, daß er Pabst wäre aus göttlicher Ordnung über alle andere Bischöfe. Es ist ein Menschenfund, das Pabstthum, da Gott nichts von weiß: es sind alle Kirchen gleich, und ihre Einigkeit stehet nicht in dieser einigen Obrigkeit, sondern, wie Paulus Eph. 4 sagt, in einem Glauben, einer Taufe, einem Herrn Christo, welche alle gemein und gleich sind allen Pfarren in der Welt."

Man sieht also aus allen diesen vertheidigten Artikeln Luthers, daß er anfänglich vieles noch nicht so erkannt hatte, wie er es jetzt erkannte; daß er lange über diese und jene Puncte bey sich selbst zweifel:

felhaft war, und daß er sogar vielleicht jetzt noch nicht so weit gegangen wäre, wenn ihn seine Gegner nicht dazu genöthigt hätten. Einige seiner übrigen Sätze, die er behauptete, z. B. vom freyen Willen, von guten Werken, von der Gnade Gottes, waren augustinisch und in mancher Rücksicht wirklich etwas zu hart ausgedruckt. Auch ein gut Werk, sagt er, sey Sünde, sogar auch die guten Werke eines frommen Menschen seyen Sünde, und was dergleichen Behauptungen noch mehr waren, die offenbar zu weit hergeholt sind. Indeß kann man sich doch nicht enthalten, so auffallende Beweise auch diese Ausdrücke Luthers sind, daß auch er, den bisher so viele seiner Anhänger zu einem inspirirten Manne machen wollten, irren konnte; ich sage: man kann sich nicht enthalten, Luthern zu vertheidigen, wenn man bedenkt, daß Augustin sein Lieblingskirchenvater war, und daß er sich in einer Lage befand, in welcher er beynahe so auffallend sprechen mußte. Heut zu tage würde er so etwas nicht mehr sagen.

Der laute Ton, mit welchem Luther seine Feinde in diesen letzten Schriften widerlegte und aufs allerheftigste angrif, brachte indeß ohne Zweifel wider sein Vermuthen fast die ganze Nation auf seine Seite; es fehlte daher nur noch an dem letzten Stoß, den er seinen Gegnern geben mußte, ehe die Sache auf einen Reichstag kam und dann einer totalen Reformation ähnlich werden konnte. Und mit diesem letzten Stoß hielt Luther jetzt nicht mehr zurück, sondern er gab gleich wieder eine andere Schrift

heraus,

heraus, in welcher er den Layen den kühnsten Rath gab, wie sie sich gegen ihre Beichtväter verhalten sollten, wenn es auf die Beantwortung der Frage ankäme, ob sie seine Bücher haben und lesen. Er spricht den Geistlichen oder Beichtvätern alles Recht ab, darnach zu fragen. „Wo aber, rathet er den Beichtkindern, der Beichtvater nicht ablassen wollt, und die Bulle fürhielte, so soll man ihm sagen: Lieber Vater! die Bulle ist nicht geachtet von vielen frommen Leuten: so wisset ihr, wie des Pabsts Urtheil pfleget zu wanken: Heut setzt er etwas; morgen zustört ers wieder. Darum will ich nicht von euch auf einen solchen Sand und Wanken getrieben seyn. Ich bin nicht schuldig auf solch Wanken getrieben zu seyn, und demselben zu folgen: Gebt mir meine Absolution; die ist mir gewiß; und laßt die Sache zuvor auch gewiß werden, und treibet mich alsdenn darauf. Wo er noch nicht wollte ablassen, wollt ich eher seine Absolution fahren lassen, und von ihm gehen, als von dem, der sich mit dem Lucifer anmaßt, über sein Stand und Ambt in Gottes Gericht zu fallen, und Heimlichkeit des Herzens zu forschen, das er nicht Gewalt hat. Und soll man sich nicht darum bekümmern; wo der Mensch nicht absolvirt, da absolvirt Gott. — In solchem Fall muß man den Beichtvater achten, als einen Räuber und Dieb, der da uns nimmt und fürhält das unsere, und wir mögen uns frölich rühmen, wir sind absolvirt vor Gott, auch das Sakrament darauf empfahen ohne alles Scheuen. — Wo aber muthige und starke Gewissen sind, die die Wahrheit ver-

stehen und bekennen dürfen, ist nicht Noth mein Rath; sie werden selbst wissen, wie sie sich halten sollen. Doch will ich aus übrigem Fleiß auch sagen meine Meynung. Wenn sie dem Stockmeister oder Treiber in der Beicht frey bekannt, daß sie solche verbotene Bücher haben oder nicht haben, und er nicht absolviren will, sie versprechen denn, nimmer zu haben oder zu lesen solche Bücher, soll er sagen: lieber Herr! absolvirt mich auf meine Fahr! Ich will die Bücher nicht lassen, denn ich sündigte wider mein Gewissen. Nun sollt ihr mich nicht treiben wider mein Gewissen, wie ihr selbst wisset, oder wissen sollet. Will er nicht und treibet mit der Bulle, so soll man den Spruch Sct. Peters Art. 5. darhalten: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Und wenns schon alle Welt mit dem Pabst und mit der Bulle hielte, dieweil sie so klärlich das Evangelium und den Glauben verdammt, soll man ihr nicht gehorsam seyn, ja sie verbrennen und vertilgen: angesehen das Exempel Christi, welchen auch alle Welt verfolgt, doch er darum nicht unrecht hatte. So ist Luthers Lehre auch noch nicht überwunden, daß sie falsch sey, und bisher nur mit Gewalt angegriffen. — Will er nun noch nicht absolviren, so laß ers, und gebe Rechenschaft am jüngsten Tage seines versagten Ambts und beraubten Sakraments, dem er es schuldig gewesen, und soll sich dasselbige Beichtkind nicht mehr um die Absolution bekümmere. Die Sakrament mag man uns nehmen, versagen und verbieten, aber die Kraft und Gnade der Sakrament müssen sie uns ungebunden und ungenom-

genommen lassen. Gott hat nicht in ihre Gewalt und Willen, sondern in unsern Glauben gestellt unser Heil und seine Gnade, wie er sagt: Glaubt nur, daß ihrs empfahet, so habt ihrs gewiß. Will aber auch der Priester das Sakrament des Altars versagen, als dem, der nicht absolvirt sey, so soll man abermal demüthig bitten dafür, daß ers gebe. Denn man muß gegen den Teufel und seinen Werken allzeit mit Demuth handeln und doch einen trotzigen Glauben behalten. Und wenn das nicht will helfen, so laß fahren Sakrament, Altar, Pfaff und Kirchen, denn das göttliche Wort in der Bulle verdammt ist mehr denn alle Ding, welches die Seele nicht mag entbehren, mag aber wohl des Sakraments entbehren: So wird dich der rechte Bischof Christus selber speisen geistlich mit demselben Sakrament. Laß dirs nicht seltsam seyn, daß du dasselbe Jahr nicht zum Sakrament gehest. — Wo man aber würde dringen auf etlicher Prälaten ausgegangene Zettel, darin verboten sind allerley Lästerbücher und Schmachbriefe, soll man darin aufs allerdemüthigste gehorsam seyn, denn wer Gottes Wort erkennet und glaubt, dem werden Lästerbüchlein und Schmachbriefe nimmer wohlgefallen. — Darein aber mag niemand meine Bücher ziehen und zählen. Denn das heißt ein Schmachbuch, darinn mit Namen jemand insonderheit geschmäht wird an seiner Ehre, und der Schreiber seinen Namen nicht anzeigt, will nicht zurecht stehen, fürchtet das Licht, und will nur Schaden im Finstern thun. Nun hab ich meinen Namen und alle meine Bücher angezeigt öffentlich, und am

Tag frey gehandelt, mich zu Recht erboten und noch erbiete, und wiewohl des Pabsts Regiment angetastet, doch seine Person nicht angerühret, noch irgend eines Prälaten, noch Untern, auch niemands insonderheit heimliche Laster, sondern öffentlich gemeine Gebrechen beschreyet, wie das einem Prediger gebührt, und alle Propheten gethan haben. — Und nun am Ende bitte ich alle Prälaten und Beichtväter, wollten sich, wie gedacht, finden lassen, und nach dem h. Evangelio das Volk nicht mit Gewalt stürmen, sondern freundlich und sanft regieren und unterweisen, ihr Gewissen nicht treiben noch martern, welches ein Teufelswerk ist, auf daß sie nicht eine Ursach erregen zu fragen und wiederum zu forschen: woher sie die Gewalt haben, und wo die heimliche Beichte herkomme? Daraus denn ein Aufruhr möcht erfolgen, der ihnen zu schwer würde. Denn obwohl solche Beichte das allerheilsamste Ding ist, weiß man doch wohl, wie der Pelz auf den Ermeln stehet. Darum noth seyn will, daß solch heilsam Ding nicht durch Frevel, Sturm, Gewalt der Regenten anhebe zerrüttet zu werden. Man laß sich das Exempel bewegen, wie viel Dings wäre verblieben, wo der Pabst und die Seinen hätten ohne Sturm und Frevel mit mir gehandelt, und wie sie nimmer wiederbringen mögen, was sie verloren haben. Sehet euch für, und seyd weise!“

Diese und die zunächst darauf folgende Schrift wider einen der damaligen gelehrtesten Männer in der scholastischen Philosophie, Namens Ambrosius

Catha-

Catharinus, der am römischen Hofe ebenfalls in grossem Ansehen stund, gaben nun dem Pabstthum den fühlbarsten Stoß. Denn so heftig jene Schrift war, so war doch diese noch weit heftiger, da er in dieser letzteren Schrift sowohl aus dem Propheten Daniel als aus der Apokalypse und dem Brief Judä bewies, daß das antichristische Reich nichts anders seye, als das Pabstthum. Die Folge aber hievon war, daß nun ein sehr großer Theil von dem Volk schon vor dem Namen Pabstthum zurückzubeben anfieng, und sogleich auch eine große Menge Spott- und Schmähschriften gegen das Pabstthum durch ganz Teutschland flog. — Daß aber in Rom auf diese Art wieder eine neue Verdammungsbulle ausgefertigt werden mußte, daran wird wohl niemand zweifeln. Nur Schade, daß Luther sich nichts mehr um dergleichen Bullen bekümmerte! Die päbstlichen Legaten in Teutschland kamen bey diesen Vorbereitungen zu einer gänzlichen Reformation in unaufhörliche Verwirrungen; Luther aber bereitete sich jetzt auf einen ganz andern Gegenstand und Zeitpunkt vor, und dieser Zeitpunkt, der ihm nicht mehr weit entfernt zu seyn schien, war der Reichstag zu Worms.

Verschiedener politischer Umstände halben sahe sich der Kaiser damals genöthiget einen Reichstag auszuschreiben. Und dieser Reichstag hätte sollen vermöge der goldenen Bulle*) zu Nürnberg gehalten

*) Seit dem 12. Jahrhundert ist Teutschland ein völlig freyes Wahlreich, wo die sämtlichen Churfür-

ten werden. Da aber wie Sekendorf (S. 141.) berichtet, gerade zu der Zeit, als der Reichstag gehalten werden sollte, eine Pest zu Nürnberg herrschte, so wurde der Reichstag diesmal nach Worms verlegt. Auf diesem Reichstag mußte nun auch der Churfürst Friedrich erscheinen, und in einem Schreiben des Kaisers von Oppenheim aus wurde der Churfürst gebeten, Luthern mit nach Worms zu bringen. Allein der Churfürst trug Bedenken in des Kaisers Gesuch einzuwilligen. Er schrieb daher an die kaiserlichen Gesandten Chievres und den Grafen von Nassau, daß sie doch den Kaiser von diesem Vorhaben abbringen möchten, weil sich in Worms doch nicht viel Erwünschtes hoffen lassen könne. Zum Glück aber wurde Friedrich aus dieser seiner Verlegen-

fürsten das Recht haben, welchen Fürsten oder Grafen sie wollen, zum Kaiser zu wählen. Das Gesetz, welches die Art dieser Wahl festsetzt, heißt die goldene Bulle (Aurea Bulla) (wegen ihres goldenen Siegels) und ist 1356 von Kaiser Karl IV. eingeführt worden, daher sie auch Sanctio Carolina, oder das kaiserliche Rechtbuch, genannt wird. S. D. Franz Dominikus Häberlins vollständigere teutsche Reichshistorie, p. 5. ff. Aber nicht nur die Art, wie ein Kaiser gewählt werden soll und wo diese Wahl eigentlich geschehen müsse, wird in dieser goldenen Bulle festgesetzt, sondern auch die übrigen Chur- und teutsche Reichsfürsten erhielten darinn verschiedene wichtige Vorrechte, die sie bisher noch nicht gehabt hatten, S. Abhandlung von der Geschichte derer wichtigsten teutschen Reichsgrundsätze; (Frkf. und Leipzig 1767. 8.)

genheit wieder gerettet, ehe nur sein Schreiben an den Kaiser angelangt war. Die päbstlichen Legaten wollten nichts weniger, als Luthern in Worms haben; theils weil es der Pabst sehr ungerne sahe, daß eine Glaubenssache, die in Rom bereits schon entschieden war, erst noch auf einem teutschen Reichstag sollte untersucht werden*), theils weil die Legaten Luthern schon kannten, und, wenn sie auch keinen Schimpf von ihm befürchteten, sie doch wohl wissen konnten, daß nicht viel mit ihm auszurichten seyn werde, zumalen da der ihn schützende Churfürst und noch mehrere andere vornehmen Gönner Luthers auf dem Reichstage zugegen seyn mußten. Deswegen drangen die päbstlichen Legaten sehr in den Kaiser, daß er doch den bereits in den Bann verfallenen Mönch nicht vor der Reichsversammlung erscheinen lassen möchte, denn auf diese Art könnte ja die ganze hohe Versammlung angesteckt werden**). Der Kaiser schrieb daher sogleich wieder an den Churfürsten zurück, daß Luther für jetzt noch in Wittenberg bleiben solle, weil er, wie man sage, bereits in den Bann verfallen seye. Gleichwohl änderte der Kaiser diese seine Gesinnungen bald wieder, und Luther sollte, des Banns ungeachtet, dennoch nach Worms kommen.

Hier-

*) Der Kaiser that also dem Pabst keine gar große Gefälligkeit, daß er die Sache Luthers auf eine solche Art heben wollte.

**) Wahrscheinlich konnten die Legaten keinen wichtigern Grund beym Kaiser vorgeben.

Hierauf, da der Churfürst sahe, daß es sich wohl nicht anders mehr werde thun lassen, als daß Luther in Worms erscheinen müßte, so ließ er Luthern fragen, ob er sich wohl dazu entschliessen könnte, auf dem Reichstag zu Worms zu erscheinen, wenn deshalb ein kaiserlicher Befehl an ihn kommen würde. Man muß abermal Luthers eigene Worte seiner Antwort hören, um seine edle Standhaftigkeit recht genug zu bewundern. „Wann ich berufen werde, antwortet er dem Churfürsten durch Spalatinen, so will ich, so viel an mir ist, mich ehe krank lassen hinführen, wann ich nicht gesund kommen kann, dann es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, wo mich der Kaiser berufet; wollen sie die Sache mit Gewalt handeln, wie es scheinet, (dann sie arbeiten an dieser Berufung wohl nicht zu dem Ende, daß sie mich eines bessern unterrichten,) so ist die Sache Gott zu empfehlen. Der lebt und herrschet noch der die drey Männer im glüenden Ofen erhalten. Will er mich aber nicht erhalten, so ists um meinen Kopf eine schlechte Sache, wann selbiger gegen Christum gehalten wird, der mit höchster Schmach, jedermanns Aergerniß, und vieler Untergang getödtet worden. Dann hier muß man auf keines Gefahr oder Wohlstand sehen, vielmehr darauf achten, daß wir nicht das Evangelium, welches wir einmahl angenommen, denen Gottlosen zur Verspottung stecken lassen, und also denen Widersachern Gelegenheit geben, sich wider uns zu rühmen, daß wir nicht dörfen bekennen, was wir lehren, und uns scheuen unser Blut dafür zu vergiessen,

welche

welche unsere Schmach und ihren stolzen Ruhm der barmherzige Heyland abwende, Amen. Ob es nun wohl also seyn muß, daß die Könige im Lande sich auflehnen, und die Herren mit einander rathschlagen, und mit den Heyden und Völkern toben wider den Herrn und seinen Gesalbten, so lehret doch auch dieser Psalm, daß wohl allen seye, die auf ihn trauen, und nicht nur dieses, sondern auch, daß er sie verlache und verspotte. Wir können ja nicht wissen, ob durch unser Leben oder Tod dem Evangelio und gemeinen Wohlstand mehr oder weniger Gefahr zuwachsen könne. Ihr wisset, daß die göttliche Wahrheit ein Fels des Aergerniß ist, gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel. Unserer Sorge kommet allein zu, Gott anzuflehen, daß der Anfang des Kayserthums Caroli, weder mit meinem noch eines andern Menschen Blut zu Vertheidigung der Gottlosigkeit beflecket werde; ich wollt auch lieber, wie ich ofte gesagt, allein durch die Romanisten umkommen, daß der Kaiser mit den Seinen, in diese Sache nicht verwickelt würde. Ihr wisset wohl, was Kaiser Sigismundus für Ungemach nach Hinrichtung Johann Hussen erlitten, daß er kein Glück gehabt, daß er ohne Erben verschieden, und auch sein Enkel Ladislaus umkommen, und also in einem Glied sein Geschlecht untergangen, seine Gemalin Barbara aber ein Schandflecken aller Königin geworden, nebst anderen, welches ihr wohl werdet wissen. Wanns aber ja so seyn soll, daß ich nicht nur denen Hohenpriestern, sondern auch den Heyden soll übergeben werden, so geschehe des Herrn Wille, Amen. Hier

habt

habt ihr meinen Rath und Meynung. Versehet euch zu mir alles, nur nicht daß ich fliehen oder widerruffen werde. Fliehen will ich nicht; aber widerruffen viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket. Denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und vieler Seligkeit thun."

Diese heroische Erklärung Luthers wurde dem Churfürsten sogleich zugeschickt, und sie mag ihm auch wirklich nicht übel gefallen haben. Zwar konnte er daraus schon abnehmen, daß Luther schlechterdings nichts nachgeben und daß er den römischen Stuhl auf keine Weise schonend behandeln werde; aber er konnte doch ebenfalls auch aus diesem offenherzigen Geständniß absehen, daß Luther immer noch Respect vor dem Kaiser und den übrigen weltlichen Fürsten hatte, und daß er eben deswegen seine Vertheidigung mit mehr gemäßigtem Anstand vorlegen werde. Zu dieser Erklärung fügte Luther noch ein Schreiben an den Churfürsten bey, worin er um ein sicheres Geleit bat. Indeß so gut auch der Kaiser auf der einen Seite bisher gesinnt zu seyn schien, so giengen doch mittlerweile, ehe Luther förmlich nach Worms citirt wurde, noch einige merkwürdige Verhandlungen der päbstlichen Legaten mit dem Kaiser vor, die fast alle jene gute Gesinnungen, die der junge Monarch zeither in dieser Sache äusserte, hätten ersticken können, wenn nicht andere Umstände dazwischen gekommen wären, die den Kaiser wieder aufmerksamer machten. Es wurden ihm nemlich von den Ständen sehr heftige Klagen über den römischen

mischen Stuhl vorgelegt *), und selbst Herzog Ge: prg, von dem niemand so etwas erwartet hätte, gab dem Kaiser 12 besondere Gravamina ein, die wirk: lich hart genug klangen, so daß wenn Georg übri: gens kein Gegner Luthers gewesen wäre, man fast sagen könnte, er hätte sie im Namen des Herzogs aufgesetzt. Herzog Georg klaget 1) daß die Anna: ten, welche erstlich durch Verwilligung der Kaiser zum Besten des christlichen Wesens eingeführet wor: den, nunmehro aber von dem Pabste zum grösten Verderben der Kirche eingetrieben und verschlemmet werden. 2) Daß die römischen Curtisanen täglich neue Regeln und Gesetze aufbringen, wodurch sie die geistliche Beneficien und Aemter an sich ziehen, und hernach verkaufen oder verpachten. 3) Daß man viel Ding verbiete, und hernach um Geld wie: der frey lasse, auf welche Weise die Armen verdam: met werden, die wider diese Gesetze sündigen und doch kein Geld haben die Strafen abzukaufen., 4) Daß die Päbste ihren Hofleuten Expectanz-De- cret und Praejudiz derer Collatorum geben. 5) Daß die Stationen dermaßen vermehret worden ꝛc. 6) Klaget er ebenfalls über den Ablas, daß er ums Geld verkauft werde, und vorzüglich klagt er über das schändliche Verfahren der Ablaskrämer. 7) Daß die Officialen weltliche Händel zum Nach: theil der weltlichen Obrigkeit an sich ziehen. 8) Daß

sie

*) In Kapps Nachlese nützlicher Reformationsur: kunden stehen 101. dergleichen Beschwerungspunkte, die dem Kaiser übergeben wurden. T. III.

sie denen Weibern, so ohne ihre Schuld abortiren, sehr harte Bussen auflegen. 9) Daß sie denen Mördern und anderen sehr schwere Bussen, besonders in der Charwochen, mit grosser Schmach und Verlachung auflegen, und nichts destoweniger Geld von ihnen erpressen. 10) Daß sie Weibsbilder unter mancherley Schein beschicken; selbige sodann mit Drohungen oder Geschenken zu fällen suchen, oder in einen bösen Verdacht bringen. 11) Daß die sogenannte Commenden der Abteyen und Klöstern zu Rom, denen Kardinälen, Bischöfen und Prälaten gegeben werden, wodurch geschehe, daß die Einkünfte ihnen zufallen, und sehr wenig Klosterleute in Klöstern erhalten werden, in denen wohl 20 oder 30 sollten und könnten erhalten werden. 12) Sagt endlich der Herzog, daß die größte Verdammniß der armen Seelen von dem Aergerniß herkomme, so die Clerisey gebe; dahero nöthig seye eine allgemeine Reformation anzustellen, welche nicht füglicher, als in einem allgemeinen Concilio zu erhalten; darum bitten wir alle in geziemender Unterthänigkeit, selbiges mit höchstem Fleiß zu befördern *). Daß diese Beschwerungspuntke trefliche Vorbereitungen auf die Verhandlungen der lutherischen Angelegenheiten werden mußten, wird man wohl nicht erinnern dürfen. Der Kaiser entschloß sich daher, so viel möglich auch die päbstlichen Legaten Aleander ꝛc. diesen Entschluß des Kaisers zu vernichten suchten, Luthern auf

*) Noch ausführlicher stehen diese Gravamina bey Sekendorf, der sie aus einem Weymarischen Archiv bekommen hat (Teutsche Ausgabe, S. 326.)

auf den Reichstag nach Worms zu citiren; und selbst seine Bücher sollten indessen noch nicht verbrannt werden. Und diese Citation geschahe am 6. Mart. unmittelbar vom Kaiser mit dem Verspruch des sichersten Geleits und in sehr ehrenvollen Ausdrücken; denn der Kaiser gab Luthern den Titel honorabilis, dilectus, devotus. S. T. II. len. Lat, f. 411. T. I. len. f. 433.

Furchtsam brauchte indeß Luther unter diesen Umständen nicht zu seyn. Auf den Schutz seines Herrn, des Churfürsten, konnte er sich getrost verlassen, wenn auch gleich nicht so viele andere Fürsten auf dem Reichstage zugegen gewesen wären, die ihm und seiner Lehre günstig waren und die schon längst das römische Joch von ihrem Halse wegschaffen wollten. Und denn endlich der Kaiser selbst, dem seine Ehre viel zu theuer war, als daß er aus dem Wormser Reichstag ein Costnitzer Concilium hätte machen und sich neben einen bigotten Sigismund hätte setzen wollen; ich sage, der Kaiser selbst schien sich der für ihn freilich verdrießlichen Sache mehr anzunehmen und dieselbe heben zu wollen, wenn anders seine Regierung auf dem teutschen Boden dauerhaft werden sollte. Auf das sichere Geleit, das ihm der Kaiser in recht ehrenvollen Ausdrücken versprochen hatte, durfte er sich gewiß verlassen; denn wie sollte der Kaiser vor einer so hohen und zum Theil für Luthern gut sprechenden Versammlung, sein einmal gegebenes Wort ohne Gefahr seiner Ehre wieder zurück-

rücknehmen und treulos handeln können ?*) — Gleichwohl aber schien Luther nichts anders in Worms zu erwarten, als das Schicksal eines Hussen. Er schrieb deshalb an Spalatin: „Sorge nicht, daß ich nur eine Sylbe widerrufen werde, da ich sehe, daß sie aus keinem andern Grund Widerruf verlangen, als weil meine Sätze wider die angenommene Lehre und Gewohnheit der Kirche geschrieben sind. Ich bin entschlossen dem Kaiser zu antworten, daß ich nicht erscheinen werde, wenn sie blos Widerruf von mir haben wollen, denn widerrufen könnte ich auch hier, wenn es sonst um nichts weiter zu thun wäre. Wenn er mich aber hernach auf diese Antwort berufen wird, um mich tödten zu lassen, so will ich mich erbieten zu erscheinen. Denn ich will nicht fliehen, wo Christus will, und sein Wort in Gefahr lassen, ob ich schon fest überzeugt bin, daß meine blutgierigen Feinde nicht ruhen werden, bis sie mich umgebracht haben.“ Aber nicht widerrufen sollte Luther, wie man vorgab, sondern nur seine Lehre ver-

thei-

*) Die nach Sekendorfs Bericht mündlich fortgepflanzte Sage, daß jene Ausflucht der Papisten: „man müsse Ketzern kein sicheres Geleit halten,“ erst sollte widerrufen werden, fällt also mit ihrer ganzen Wahrscheinlichkeit völlig weg. Erst um das Jahr 1541 soll der Churfürst diese Begebenheit dem Sohn des D. Peutingers erzählt haben? Dies ist über alle Wahrscheinlichkeit hinaus; denn der Churfürst starb ja schon um das Jahr 1525. Und eine solche Sage 15 = 16 Jahre mündlich fortpflanzen, das widerspricht in den damaligen Zeiten sehr, wo man alles zu Feder brachte.

theidigen und Red und Antwort dafür geben, wenigstens wurde im Citationsschreiben mit gutem Bedacht keines Widerrufs gedacht. Und da er dieses sahe, so begab er sich in Gesellschaft eines Just. Jonas, Nicol. Amsdorff, und eines Rechtsgelehrten Hieronymus Schurff nebst dem kaiserl. Herold auf den Weg, so daß er am 16. April in Worms ankam. Unnöthig war es, daß ihm seine Freunde noch über das sichere Geleit, das er vom Kaiser hatte, mit Reutern und anderen Schutz zu Hülfe kamen, welches der Kaiser verachtete, und Luther selbst niemals verlangte. Zwar wollte anfangs auch der Churfürst nicht, daß Luther sogleich in Worms sich sehen lassen sollte, er wünschte vielmehr, daß er auf einem naheliegenden Schloß Ebernburg eine Zeitlang verweilen möchte, ja er schickte ihm selbst Spalatinen noch entgegen und ließ ihn bitten, er möchte nicht sogleich nach Worms hinein kommen. Allein Luther ließ dem Churfürsten die bekannte Antwort melden: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollt ich hinein.“ Warlich, Fassung einer großen Seele war dies! —

Luther kam nun endlich am 16. April 1521 in seiner Mönchskutte in Worms an, und sein Einzug in diese Stadt war wirklich recht feyerlich, so daß dieser Einzug zugleich auch als ein Beweis dienen kann, wie der einzige Mönch so großes Aufsehen machte, und unter so manchen bittern Vorwürfen seiner Feinde dennoch einen überaus großen Beyfall

bey hohen und niederen Personen bereits schon erhalten hatte *). Schon den Tag darauf, als Luther in Worms angekommen war, mußte er vor der Reichsversammlung erscheinen, und sein Begleiter war der damalige Reichserbmarschall, Ulrich von Pappenheim. Es war wirklich eine große Ehre für den Mann, den seine Feinde schon lang und breit als einen niedrigen Mönch ausgeschrien hatten, daß er von einem solchen vornehmen Herrn abgeholt und vor die Versammlung der Stände gebracht wurde. Und es mochte dieses seine Feinde nicht wenig kränken. Als nun Luther vor seinen Richtern stund, so trat der Kanzler des Churfürsten von Trier, Johann von Eck †), auf, und hier erfuhr er erst, daß es auf einen Widerruf angesehen war. Eck verlangte nemlich fürs erste, daß Luther bekennen sollte, ob die ihm vorgelegten Schriften die seinigen seyen, und zum andern, ob er sie widerrufen wollte? — Auf die erste Frage antwortete Luther auf Anrathen des neben ihm stehenden Rechtsgelehrten Hieronymus Schurf, daß man ihm zuvor die Schriften anzeigen sollte. Dieses geschahe, und Luther erkannte und bekannte sie sogleich auch für

seine

*) Veit Warbeck, Domherr zu Altenburg, der ebenfalls in Worms war, beschrieb diesen feyerlichen Einzug Luthers in einem Schreiben an Herzog Johann, und Sekendorf hat diese Beschreibung eingerückt, S. 346. f.

†) Man verwechsle diesen Johann von Eck nicht mit dem berüchtigten Eck.

seine Schriften. Auf die zwote Frage aber bat er sich bis auf den folgenden Tag Bedenkzeit aus, die ihm ebenfalls auch bewilligt wurde. Und so nahm die Verhandlung an dem ersten Tag ein Ende.

An dem zweyten Tag erschien Luther abermal vor der Reichsversammlung. Das Volk lief zu Tausenden herbey, und selbst Fürsten drangen sich den Mann zu sehen, der so ohne alle Furcht, mit der edelsten Demuth in ihrer Mitte stund. Ein im Kriege grau gewordener teutscher Held, Georg Frunsberger, klopfte ihn im Vorbeygehen auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein! du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und unser Oberster auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meynung, und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Aber weder dieses, noch anderer vornehmen Männer Zuspruchs bedurfte Luther, und sie erfuhren es auch bald, daß der Mann ihren Zuspruch nicht nöthig hatte. Denn er antwortete hier aus so getrostem Herzen, und mit solchen Gründen, die jedem Anwesenden so auffielen, daß man ihm fast nichts Erhebliches entgegen halten konnte. Nicht widerrufen — rief er verschiedenemal aus, kann ich, und werde es auch nimmermehr thun. Seine Bescheidenheit und Mäßigung, die er endlich bey dieser seiner Verantwortung äusserte, hatte auf seine Freunde, die

hier gegenwärtig waren, einen ungemein großen Einfluß, und besonders auf seinen Herrn, den Churfürsten. Der Churfürst bezeigte auch sein Wohlgefallen über Luthers Standhaftigkeit und gutes Betragen gegen Spalatin, dem er des Abends nach der Tafel noch sagte: „o! wie schön hat Pater Martinus vor den Ständen teutsch und lateinisch geredt!“ Auf den Kaiser hatte zwar Luthers Standhaftigkeit eben nicht sehr gewürkt, welches man aus dem Vorhergehenden fast nicht hätte vermuthen sollen, denn schon am folgenden Tage wollte er ihn in die Acht erklären, welches wahrscheinlich von Luthers Feinden schon vorher betrieben worden war; indeß konnte dieses doch nicht so plötzlich geschehen; die Stände mußten darum wissen, welche Verschiedenes dagegen einzuwenden hatten, es mußte daher noch eine Zeit von 3 Tagen einberaumt werden, an denen man mit Luthern noch mehr sprechen könnte, und vielleicht noch etwas Erwartendes auszurichten hofte. Binnen dieser Zeit versuchten es der Churfürst von Trier und Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen und die Bischöfe von Augspurg und Brandenburg noch einmal, Luthern zu einem Widerruf zu bewegen, und gaben sich in der Absicht alle ersinnliche Mühe, verbunden mit ausnehmender Höflichkeit, ihren Zweck zu erreichen. Der badische Canzler, D. Vehus und Peutinger besuchten Luthern in gleicher Absicht sehr oft, und ersterer mußte, da er als ein vorzüglich beliebter und beredter Mann bekannt war, sogar im Namen der eben bemeldten Churfürsten das Wort führen.

ren. Aber alle Gespräche *) fielen fruchtlos aus; Luther beharrte unbeweglich darauf, daß man ihn mit nichts anders, als mit Gründen aus der h. Schrift überweisen müßte, wenn er widerrufen sollte. Auch der Vorschlag, daß die Sache vielleicht auf einem allgemeinen Concilium ausgemacht werden könnte, wurde von ihm nicht mehr angenommen. Der Churfürst von Trier, da er sahe, daß alle Versuche bey Luthern vergeblich wären, redete ihn denn noch zum Beschluß an: „Mein Herr Doctor, wie thäte man ihm dann?“ Herablassender konnte warlich der Churfürst nicht sprechen. Aber mit erwiedernder Höflichkeit antwortete Luther mit Gamaliels Worten: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie über zwey oder drey Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht dämpfen können.“ Zuletzt hielt endlich der Churfürst nur noch um den Widerruf einiger Artikel bey Luthern an und sagte: „Ob man nicht etwas thun könnte, mit Widerrufung einiger Artikel?“ Aber Luther antwortete: „Gnädiger Herr, wann es nur die nicht seyn, die zu Costanz verdammt worden.“ Eben die, erwiederte der Churfürst, sorge ich, sind es. Und diese, schloß Luther zuletzt, kann ich nicht widerrufen. Als daher der Churfürst sahe, daß alles Zureden bey Luthern nicht fruchtete, so verließ er ihn, und in weniger Zeit darauf erhielt Luther

*) Der Churfürst gab diesen Gesprächen allemal einen oder zween von seinen Räthen bey, deren einer, Friedrich von Thun, sich als ein warmer Freund Luthers betragen hatte.

einen kaiserlichen Befehl, sich unter sicherem Geleit von Worms zu entfernen, mit dem Bedeuten, unterwegens weder zu predigen noch das Volk auf irgend eine Art zu lehren *). „Wie es dem Herrn gefallen, so ists geschehen! der Name des Herrn sey gelobet!“ — rief Luther aus, als ihm der trierische Official und der kaiserliche Sekretair Transylvanus diesen Befehl verkündigten. Seine Feinde brachten es dann auch bey dem Kaiser zuwege, daß er und seine Anhänger am 26. May dieses Jahrs in die Acht erklärt wurden.

Aber dieses Edikt gegen Luther und seine Anhänger war von keinem gar wichtigen Belang, denn weder der Churfürst noch verschiedene andere Reichsfürsten dachten je einmal daran, dasselbe in ihren Ländern vollziehen zu lassen. Der Haß gegen den römischen Stuhl war bey vielen zu tief eingewurzelt, als daß sie eine solche Rache vollziehen sollten, die nur von demselben auszuüben befohlen wurde, und das noch überdies an einem Mann, von dem sie wuß-

*) Da Luther sowohl schriftlich, als auch sehr oft mündlich sagte, Gottes Wort könne nicht gebunden seyn; so war es ihm unmöglich, dieses Verbot des Kaisers zu halten. Er predigte also auf seiner Rückreise zu verschiedenen malen z. B. in Hirschfeld, wo er von dem dasigen Abt, der zugleich ein Reichsfürst und ein Benedictiner war, sehr gut aufgenommen und selbst von diesem Herrn zu Haltung einer Predigt aufgefodert wurde. Hernach predigte er auch zu Eisenach, wie er selbst an Spalatin berichtete. Lib. I. Epist. 229.

wußten, daß er durch seine Lehre der Welt so wichtige Dienste bisher schon geleistet hatte und noch fernerhin leisten könnte. Hiezu kam endlich noch, daß die Stände wirklich aufmerksamer wurden auf die anscheinende Verbindung des Kaisers mit dem Pabste. Und das alles hemmte die Lust, die verlangte Rache, die mehrentheils nur des Pabsts und seines Gesindels war, an Luthern auszuüben. Freilich gab es indeß auch verschiedene Provinzen, wo die Verfolgungen der Anhänger Luthers bald zu wüten anfiengen, z. B. in den Staaten Herzog Georgs von Sachsen und des Churfürsten von Brandenburg, in den Niederlanden, in Böhmen, Ungarn und in Frankreich, allein diese Verfolgungen wurden jetzt noch nicht allgemein.

Zwar sahe der weise Churfürst schon vorher, daß Luther unter solchen Umständen nicht sicher genug war; zwar mochte er auch vermuthen, daß es dem Kaiser eben nicht so recht darum zu thun war, sich so weit in die lutherischen Angelegenheiten einzulassen und den Mann, den er selbst nicht so ganz verachten konnte, blos dem Pabste und seinen Anhängern zu Gefallen, ins Elend zu stürzen, ob er ihn gleich nur nach vielem Zureden seiner Feinde in die Reichsacht erklärte; aber demungeachtet konnte Friedrich doch schon voraussehen, daß solche Behandlungen Luthers dennoch einen großen Eindruck auf die Nation machen könnte; und den Ungelegenheiten, die daraus für Luthern hätten entstehen können, vorzubeugen, sann er also auf ein Mittel, welches endlich

lich dahinaus fiel, daß er denselben auf seiner Rückreise von Worms nach Wittenberg aufheben, und nach Wartburg, einem Churfürstlichen Bergschloß nahe bey Eisenach bringen ließ *). Nach dieser Aufhebung Luthers erscholl auch bald das Gerüchte, daß Luther in die Hände seiner Feinde gerathen sey, welches für dieselben den reichsten Stoff zum Frolocken gab. Aber ihre Freude mußte sich schon verlieren, ehe sie kaum angefangen hatten sich zu freuen; denn Luther schwieg gar nicht lange. Sein einsamer Aufenthalt verschafte ihm viel mehr Musse, sich in seinen Schriften vor der Welt hören zu lassen, und seine Gegner wurden nun ganz kurz der Reihe nach abgefertigt. Man kann sich auch überdies leicht denken, daß ein Mann, wie Luther war, jetzt nur noch heftiger schreiben konnte, da er sahe, daß er schweigen sollte, das er doch niemalen thun wollte.

Bisher erstreckten sich die Reformationsversuche immer nur auf das gangbare römische Glaubenssistem, und die Widersprüche, die Luther und seine gelehrteren Anhänger vom Anfang an gegen dasselbe vor der Welt aufstellten, blieben bis jetzt im Grunde nichts mehr als Widersprüche. Oder lasse man es auch wirkliche Entwürfe seyn, nach denen man einst

*) Pallavicinus will gar zu verstehen geben, als ob der Kaiser selbst etwas von dieser Verwahrung Luthers wußte, weil er doch mit dem Pabste nie so recht in gutem Vernehmen stund. L. I. cap. 28. Indeß scheint aber diese Vermuthung keine weitere Untersuchung zu verdienen.

einst das unlautere herrschende Glaubenssystem verbessern wollte, so siehet man doch aus dem ganzen Gang der bisherigen Streitigkeiten, daß an eine Ausführung derselben, an Abschaffung der Mißbräuche und Irrthümer, an Einrichtung eines zweckmäßigeren Gottesdienstes ꝛc. bis jetzt theils eben wegen den Streitigkeiten nicht gedacht werden konnte, theils Luther selbst mit gutem Bedacht das Werk noch nicht so hart angreifen wollte. Der Gottesdienst sahe also noch eben so aus, wie am Anfang dieses 16ten Jahrhunderts. Das Volk hörte klagen und predigen wider Mißbräuche und Irrthümer; aber demunerachtet blieben zeither alle diese Dinge stehen, wie sie vorher waren. Warlich, Folgen eines bedachtsamen Betragens, das man äusserst selten bey einem Reformator antrift. Und dieses verschafte der Reformation in ihren weiteren Fortschritten einen sehr großen Nutzen. Denn dadurch, daß das Volk von der Unzulänglichkeit, ja selbst von der Schädlichkeit so mancher gottesdienstlichen Gebräuche predigen hörte, wurde es immer aufmerksamer und endlich nach und nach mehr wider dieselbe eingenommen, so daß es hernach den Reformatoren viel leichter werden mußte, die Veränderungen im Ernst anzugreifen, welches aber gewiß nicht hätte geschehen können, wenn sie zugleich mit den ersten Predigten auch die gottesdienstlichen Gebräuche hätten umändern wollen. Und möchte man fast sagen, daß auch jetzt, da die Reformation schon einen sicherern Grund bekommen zu haben schien, die Freunde Luthers in seiner Abwesenheit zu kühn waren, und wirklich zu

viel

viel wagten, wenn sie nun das alles in Erfüllung bringen wollten, wenn sie allen den Ueberzeugungen geradehin folgen wollten, die sie durch die bisherigen Predigten Luthers und einiger anderer seiner Gehülfen sich erworben hatten, wenn sie, sage ich, jetzt anfiengen, die ganze Einrichtung des bisherigen Gottesdienstes umzustürzen und nach ihrer Meynung einen zweckmäßigeren Gottesdienst einzuführen! — Es war wirklich noch zu früh, solche Versuche zu wagen, zumalen da Luther selbst abwesend war; die Sache der Reformation hatte noch nicht ihren gehörigen Grad erreicht, um ohne Nachtheil dessen, was bisher erreicht wurde, weiter gehen zu können. Mehr Ungestüm, mehr unzeitiges und unkluges Fürnehmen der Augustinermönche in Wittenberg war es, daß sie ohne irgend einen Befehl oder irgend eine Aufforderung Luthers das Joch der bisherigen Klosterdisciplin plötzlich von sich warfen, das Kloster zum Theil gar verliessen und dann im Lande herumschweiften; daß wieder andere, welche zwar im Kloster blieben, dennoch ihre Ordensregeln sowohl, als auch die gewohnte Einrichtung des Gottesdienstes eigenmächtig veränderten; daß sie, weil die Messe als kein Opfer angesehen wurde, sogleich auch alle Privat- und Seelenmessen, die bisher stiftungsmäßig alle Tage im Kloster gehalten wurden, ganz und gar abschaften, daß kein Priester mehr allein kommuniciren, und das Abendmal unter beyderley Gestalt ausgetheilt werden sollte. Zwar hatte Luther gegen diese, nun

abzu-

abzuschaffenden Mißbräuche schon längst geeifert; zwar ist das Unternehmen der Augustinermönche in dieser Rücksicht, daß sie sich durch Luthers Predigten von der Unzuläßigkeit und Schädlichkeit dieser Mißbräuche bereits überzeugt hatten, allerdings zu loben, wenn ihre Aufhebung derselben nur mit mehr Mässigung geschehen wäre, wenn nur Schwärmerey am Ende nicht so großen Antheil daran bekommen hätte. Unmöglich liessen sich also auf diese Art manche Verdrießlichkeiten für den Churfürsten, und manche üble Folgen für die Reformation selbst verhüten. Kaum hatten auch diese Neuerungen ihren Anfang genommen, als schon heftige Klagen dawider beym Churfürsten und bey Hofe einliefen. Ein Prior des Klosters, Conrad Held, der Anführer derer, die über diese Neuerungen aufgebracht worden waren, wandte sich mit seiner mißvergnügten Parthey sogleich an den Churfürsten, der dann nicht wenig über diese Dinge betroffen seyn mußte. Der Churfürst konnte auch wirklich nicht umhin, sich der Sache jetzt mehr anzunehmen; er verwieß daher den Prior einstweilen zur Geduld, und trug einigen Professoren und einigen Gliedern des Kapitels auf, die Sache genauer zu untersuchen. Melanchthon, Carlstadt, Schurff, Dolscius, Amsdorff und Justus Jonas waren es, die den churfürstlichen Auftrag erhielten. Aber das waren nun freilich gerade die rechten Männer, deren Urtheil man schon zum voraus errathen kann, wenn man nur weiß, daß ihre Grundsätze bisher mehrentheils mit Luthers Grundsätzen übereinstimmten. Dolscius

war

war es beynahe noch allein, der bey diesen Neuerungen Bedenken trug, und seine Gründe waren wirklich fast eben so stark, als jener, die bereits den Ausschlag gegeben hatten, man müßte dergleichen Mißbräuche schlechterdings abschaffen. Sein Resultat fiel endlich dahinaus, daß man in diesen Stücken einem jeden seine Meynungen frey lassen sollte. Es war dem Churfürsten indeß bey der ganzen Sache um nichts mehr zu thun, als Aufruhr und Zwiespalt zu verhüten, der bey dergleichen Gelegenheiten so gar leicht entstehen kann, wie die Erfahrung schon längst bestätigt hat. Er wolle alles befördern helfen, was zum Vortheil der Religion gereiche; aber nur möchte man sich nicht übereilen, war der Inhalt der Antwort, die der weise Churfürst an seine Theologen zurückergehen ließ. Sie sollten prüfen, ob sie wohl die Sache ausführen könnten; ob nicht nachtheilige Folgen für die Einkünfte der Kirchen daraus entstehen könnten, wenn man die Messen ganz und gar abthäte, weil die meisten Kirchen und Klöster auf Messehalten gestiftet seyen? Denn ihr wisset, setzt der Churfürst hinzu, wenn die Ursache abgeht, so vergeht auch die Folge und Würkung der Ursachen. Wie die Theologen hierauf wieder antworteten, läßt sich aus ihren bisherigen Grundsätzen ebenfalls leicht errathen; sie antworteten nemlich, man sollte nach der Absicht jener alten Stifter vieler Kirchen und Klöster nicht Messen halten, und horas canonicas daher heulen, ohne daß das Volk gründlicher unterrich-

richtet und gebessert werde; sondern man sollte das Volk im rechten christlichen Glauben unterrichten. Dadurch würden auch die Einkünfte der Kirchen und Klöster nicht fallen; die neuern Stiftungen aber, die nur Messehalten zum Grunde und zur Absicht hätten, würden indeß ebenfalls nicht aufgehoben werden können, wenn man nur erst erwiesen habe, daß das Messehalten sündlich seye; und das, schlossen sie dann, seye ja bereits erwiesen.

Ueber diese kirchlichen Einkünfte wurden indessen noch einige gegenseitige Antworten gegeben, ohne daß deswegen die Sache entschieden werden konnte, bis endlich Helds Parthey gefährliche Unruhen zu erregen drohten. Hierauf wurde aber den Neuerern angedeutet, mit ihren weitern Unternehmungen bis auf weiteren Bescheid inne zu halten; und vor der Hand sollten sie ihre Meynungen in öffentlichen Disputationen und Predigten vertheidigen, welches selbst auch der churfürstliche Beichtvater, Jacob Voigt, ein Franziskanermönch, anrieth. Ein Rath, der gut ausgedacht, und der Denkungsart des Churfürsten sehr angemessen war. Gleichwohl wußte Luther von allen diesen Unternehmungen seiner Anhänger in Wittenberg bisher nicht viel, und Spalatin that ihm blos dasjenige zu wissen, was er indessen für nöthig fand, das man Luthern sagen müßte. Denn da dieser von seinem Pathmos aus — so nannte Luther seinen Aufenthalt auf der Wartburg —

seine

seine Freunde einigemal gelobt hatte, so vermuthete man, er möchte, wenn man ihm vollständigere Nachrichten von Wittenberg aus gäbe, nur noch mehr Oel ins Feuer giessen. Jedoch fing Luther jetzt an, den Wunsch zu äussern, daß er in Wittenberg seyn könnte, um die Sache in gehörigen Gang bringen zu helfen. Und dieses verursachte, daß er bereits wieder heftigere Schriften verfertigte, wozu ihn aber der Ablashandel, den Churfürst Albrecht von Maynz abermal zu Halle in Sachsen aufgestellt hatte, zunächst veranlaßte. Luther schrieb daher eine Schrift „wider den neuen Abgott in Halle", worinn er den Churfürsten öffentlich bestrafen wollte. Zum Glück erfuhr dieses Spalatin, und durch diesen erfuhr es auch der Churfürst, der sogleich Luthern den Befehl zuschickte, die neue Schrift zurückzubehalten. Nun wurde er sehr unwillig und schrieb wieder an Spalatin zurück, daß die Schrift schlechterdings gedruckt werden müsse *). Als aber dieses Zanken nichts fruchtete, so schrieb er selbst an den Kardinal Albrecht

*) „Kaum, fängt Luther seinen Brief an, ist mir einer eurer Briefe beschwerlicher gewesen, als der letzte, so daß ich nicht allein verschoben, sondern beschlossen gehabt, euch nicht zu antworten. Denn erstlich will ich nicht leiden, was ihr da saget: der Fürst wolle nicht leiden, daß wider den Maynzer geschrieben werde, oder was die gemeine Ruhe stöhren könne. Ich will eher euch und den Fürsten selbst und alle Creatur verlieren. Es ist ja recht artig, was ihr da saget: man müsse gemeine Ruhe nicht stöhren. Aber ewigen Frieden Gottes wollet ihr durch

brecht, und zwar in einem Ton, in dem einst Hildebrand an widerspenstige Bischöfe schrieb *). „Es denkt vielleicht, redet er den Kardinal an, E. C. G. ich sey nun von dem Plane, will nun von mir sicher seyn, und durch die Kaiserl. Majestät den Mönch wohl dämpfen! das lasse ich geschehen. Aber noch soll E. C G. wissen, daß ich will thun, was die christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch der Höllenpforten, schweige denn Ungelehrte, Päbste, Kardinäle und Bischöfe. Ich wills weder leiden noch schweigen, daß der Bischof von Maynz solle vorgeben, er wisse nicht, oder ihm gebühre nicht, Unterricht zu thun, wenns ein armer Mann von ihm begehret, und wolle doch wohl darum wissen, und frechlich für und für fahren, wenn es ihm Geld tragen soll. Mir nicht des Schimpfs — Man muß anders davon singen und hören. — E. C. G. denken nur nicht, daß der Luther todt sey. Er wird auf den Gott, der den Pabst durch ihn gedemü-

durch die gottlosen und lästerlichen Würkungen des Verderbens stöhren lassen! Nicht so, lieber Spalatin! Nicht so, guter Fürst! Sondern für die Schaafe muß man dem greulichen Wolf andern zum Exempel aus aller Macht widerstehen. Hütet euch also, daß ihr das Büchlein Philippo nicht vorenthaltet: denn es stehet fest, daß man euch nicht hören wird." S. Ep. T. I. ep. 251. Noch heftiger schrieb er nachher an Spalatin besonders, als er erfahren hatte, daß seine Schrift durch denselben zurückgehalten wurde. Ep. T. I. ep. 253.

*) Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs, 2ter Theil, p. 22.

müthiget hat, so frey und frölich pochen, und ein Spiel mit dem Kardinal von Maynz anfangen, deß sich nicht viel versehen. / Thut lieben Bischöfe zusammen! Junkern möcht ihr bleiben, diesen Geist sollt ihr noch nicht schweigen und dämpfen. Widerfährt euch aber ein Schimpf daraus, deß ihr euch jetzt nicht versehet, so will ich euch hiermit verwarnet haben, derhalben sey E. C. G. endlich und schriftlich angesagt — wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich göttlicher Lehre und christlicher Seeligkeit zu gut, mir das lassen eine nöthige, dringende und unvermeidliche Ursach seyn, E. C. G. wie den Pabst öffentlich anzutasten, solchem Vornehmen frölich einzureden, allen vorigen Greuel des Tezels auf den Bischof zu Maynz zu treiben, und aller Welt anzuzeigen, Unterschied zwischen einem Bischof und Wolf. Da mag sich E. C. G. nach wissen zu richten und zu halten. Hierauf bitte und warte ich, E. C. G. richtige und schleunige Antwort innerhalb vierzehn Tage, dann nach bestimmten 14 Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine Antwort.'[6] Auch das sollte Luthern nicht von seinem Vorsatz abbringen, wenn der Churfürst diesen Brief etwa nicht erhalten würde, denn, schließt Luther, ein Bischof soll seinen Hof ordnen, daß vor ihn kommt, was vor ihn kommen soll.

Aber man wird wohl nicht erwarten, was jetzt auf Luthers Brief erfolgte. — Eine Antwort vom Churfürsten traf wirklich an Luthern ein, und

das

das noch überdies zur bestimmten Zeit. Ihr Inhalt muß auch gewiß einem jeden rühren, wer nicht die Gesinnungen Albrechts als Gesinnungen eines schwachen und nicht denkenden Mannes kennt; allein wer sich nur an die vorige Ablasgeschichte erinnert, wer sich endlich noch daran erinnert, daß selbst solche Albrechts immer auch einige gutdenkende Männer an ihren Höfen haben, die sie in solchen Fällen, wo sie unmöglich ihren Gegnern ausweichen können, zu Rathe ziehen, der wird auch gar bald auf den Gedanken gerathen, daß die Antwort, welche Luther hier von dem Churfürst Albrecht erhielt, blos Kanzleystil eines geistlichen Hofs war, daß hier bey Ausfertigung der churfürstlichen Antwort ein Mann mitwürkte, der noch bisweilen bey seinem Herrn ein gutes Wort sprechen durfte, und der wußte, auf welche Art Luther am leichtesten zu besänftigen seyn würde. Und dieser Mann war des Churfürsten Hofprediger, Wolfgang Fabritzius Capito, der Luthern bereits schon liebte, und eben deswegen, um damit nicht noch mehr Oel ins Feuer gegossen werden möchte, von Melanchthon aufgefordert wurde, Luthern zufrieden zu stellen. Denn von diesem Manne ließ sich so etwas noch erwarten, da er bereits ein Freund Luthers war, zugleich aber auch einen nicht geringen Einfluß auf Albrecht hatte. Doch man muß diese Antwort des Churfürsten selbst lesen, um sich von dem, was ich bisher davon sagte, recht zu überzeugen. Unter andern spricht also Albrecht: „Ich will mich hinfort

fort halten und dergestalt erzeigen, als einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zusteht; als weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet, darum ich auch treulich bitte und bitten lassen will, denn ich von mir selbst nichts vermag, und bekenne mich, daß ich bin nöthig der Gnaden Gottes, wie ich denn ein armer sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann, und täglich sündigt und irrt, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts Gutes an mir ist, und sowohl ein unnützer stinkender Koth bin, als irgend ein anderer, wo nicht mehr. Das habe ich auf Euer Schreiben gnädiger Wohlmeynung nicht wollen bergen. Denn euch Gnade und Gutes um Christus willen zu erzeigen bin ich williger denn willig, und brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leyden." Daß aber auch Luther einen ziemlichen Grad von Heucheley in diesem Schreiben des Churfürsten Albrechts fand, so sehr ihn auch dieser schon im Eingang des Briefs versicherte, daß der Ablashandel bereits eingestellt sey, wird man sich ebenfalls leicht denken können, und Luther wurde auch wirklich durch diesen demüthig heuchlerischen Ton noch erbitterter, als er vorher gewesen war. Freilich begieng hier der gute Capito selbst einen großen Fehler; denn er legte ebenfalls ein eigenes Schreiben an Luthern bey, so daß also dieser gar leicht vermuthen konnte, daß auch Albrechts Brief nicht sein eigenes Werk seyn mochte. Indessen schickte Luther dem Capito eine sehr bit-

bittere Antwort, und nur einige andere Umstände, die sich jetzt abermalen in Wittenberg und in Sachsen überhaupt zutrugen, verursachten es, daß Luther sich nicht weiter mit dem Kardinal abgeben konnte, sondern vielmehr sein Augenmerk nach Wittenberg richten, ja endlich gar Mittel suchen mußte, selbst dahin zu reisen, ob er gleich diese Reise nur ohne Vorwissen seines Herrn, des Churfürsten, unternehmen durfte.

Indessen da der Ablashandel in Halle wieder gefallen war, wie man es auch leicht voraussehen konnte, daß dieser neue Kram eben keinen Bestand haben werde, weil doch diese Gegend viel zu nahe bey Wittenberg war, wo sich der größte Theil bereits schon für Luthern erklärt hatte, so entstanden in Wittenberg unter Luthers Freunden ganz unerwartete Auftritte und Gährungen, die sehr ernsthafte und schwere Folgen drohten. Ein Schwindelkopf aus dem Orden der Augustiner, Gabriel Didymus, und Carlstadt waren nun die Triebfedern der neuen Unruhen, die abermalen in Wittenberg entstanden. Die Neuerer hatten bereits, wie wir schon oben gehört haben, eine ganz andere Einrichtung des Gottesdienstes gemacht, und diese Einrichtung, so sehr viel Vorsicht auch der Churfürst selbst dabey empfohlen hatte, wurde dennoch auf einer Synode in Meissen und Thüringen geradehin bestätigt, und alles, was papistisch roch, gänzlich abgeschaft. Die Gegenparthey brachte hierauf immer heftigere Klagen vor; und die Neuerer wurden durch

dergleichen heftige Klagen immer mehr in ihrem Eifer erhitzt, so daß sie nun in ihren Predigten alle Gränzen einer gehörigen Bescheidenheit und Mäßigung überschritten. Carlstadt, der seinem Eifer selten Schranken setzen konnte, fieng nun mit seinem Freund, Didymus, an, alle päbstliche Mißbräuche, als Greuel, zu verwerfen und alle auf einmal abzuschaffen. Gründe hatte er zwar dazu, aber die Vorsicht, die ihm der Churfürst als einem Mitglied der Universität vorzüglich empfahl, hätte er doch gleichwohl mehr beobachten sollen. Seine Predigten brachten es bey dem Volke endlich dahin, daß unter Anführung eines Haufens von Schwärmern, zu denen sich dann auch sogar Studenten und Bürger gesellten, öffentliche Gewaltthätigkeiten ausgeübt wurden. Die Messe wurde nun teutsch gelesen, die Hostie nicht mehr emporgehoben, das H. Abendmahl auch demjenigen unter beyderley Gestalt ausgetheilt, der gleichwohl nicht gebeichtet hatte, die Bilder aus den Kirchen geworfen, die Altäre zerstört, und dem ganzen Gottesdienst plötzlich eine andere Gestalt gegeben. Ueberhaupt es war dieses ein solch ungestümes Verfahren, daß der Churfürst sich Mühe geben mußte, dem ganzen Lärm nur ein wenig Einhalt zu thun, ja daß sich selbst Melanchthon, der doch eben auch kein Freund der römischen Kirchengebräuche war, bey Hofe beschweren und Carlstadts und seiner Gehülfen Verfahren tadeln mußte. Aber um alles dieses, was auch der Churfürst und alle andere friedliebende Männer sagen mochten, bekümmerten sich die Neuerer nichts,

und

und Carlstadt schalt in einem Briefe (vom 4. Febr. 1522) an Haubold von Einsiedel alle diejenigen Unchristen, die sich über seine Unternehmungen ärgerten.

Zwar haben schon verschiedene gelehrte Männer entweder Carlstadten oder Luthern ihrer nachherigen Streitigkeiten wegen des Ehrgeitzes beschuldigt, und wollten zugleich auch behaupten, daß wirklich in diesen gegenwärtigen Unruhen der Grund zu den künftigen Streitigkeiten zwischen beyden gelegt worden seye. Mag dieß letztere immerhin Wahrheit bleiben; so scheint doch jene erste Aussage immer nur Muthmaßung zu seyn, ja wenn man derselben näher auf den Grund sehen will, so findet man sogar Widerspruch; denn Luther scheint doch einigemal seine Zufriedenheit darüber zu äussern, daß man in Wittenberg auf Abschaffung der päbstlichen Mißbräuche gedrungen habe. Das nicht einmal in Anschlag genommen, daß Carlstadt bey allen diesen seinen Unternehmungen und unter allen diesen Gährungen immer in wahrer Freundschaft Luthers gedachte, daß selbst Luther bey seiner Zurückkunft nach Wittenberg seinen Freund Carlstadt mit aller nur möglichen Schonung behandelte, welches ehrgeitzige Männer nie zu thun gewohnt sind. Denen Menschen in dem damaligen Zeitalter mußte es allerdings auffallen, daß man immer nur wider Irrthümer und Mißbräuche predigte, nie aber sich unterstund dieselbe zu heben und abzuschaffen. Und da bedenke man, was Luther gethan haben würde,

wenn er nicht auf der Wartburg hätte harren müssen, wenn er es auch gleich mit mehr Vorsicht und Klugheit, als Carlstadt und Didymus es thaten, gewagt hätte. Ueberdies so konnten solche Veränderungen nicht lange mehr aussen bleiben, denn selbst das gemeine Volk hatte schon in verschiedenen Gegenden Luthers Lehre mit bewundernswürdiger schneller Uebereinstimmung angenommen *). Nur kam es darauf an, ob das Volk politischherrschende Parthey war, oder ob Regenten Anstalten zur Reformation allein machen konnten. In Sachsen traf der erstere Fall nicht ein; das Volk mußte erst unter allerhand Umständen Veranlassung geben, wenn der Churfürst, der den so Frieden sehr liebte, Maasregeln zur weitern Ausführung der Reformation treffen sollte. Man wird diese Bemerkung auch in der ganzen bisherigen sächsischen Reformationsgeschichte bestätigt finden. Aber umgekehrt war der Fall in verschiedenen andern Gegenden, z. B. in Würtemberg, wo die Landstände selbst dergleichen Maasregeln

*) In allen teutschen Provinzen von der Ostsee bis zum adriatischen Meere herab hatte das gemeine Volk, dessen gesunder Menschenverstand nicht durch Vulgataexegesen, noch durch scholastische Gelehrsamkeit zu betäuben war, mit bewundernswürdiger schneller Uebereinstimmung meist vor den aufgeklärtern Ständen die Entdeckungen des Wittenberger Mönchs ergriffen, und der Strom der Reformation floß nirgends ungehemmter, als wo das Volk politisch herrschende Parthey war. S. Spittlers Geschichte Wirtembergs unter Herz. Ulrich S. 124.

geln trafen, und sie dann erst ihrem Herzog vorlegten.

Zu den wittenbergischen Verwirrungen nun kamen endlich noch andere Auftritte, die der Reformation wirklich hätten äusserst nachtheilig werden können. Es traten nemlich in Zwickau einige sehr schwärmerische Köpfe auf, deren Anführer vorzüglich ein gewisser Nikolaus Storch, Markus Thomä, Markus Stübner, Martin Cellarius und Thomas Münzer waren. Diese Leute fiengen mit ihren Schwindeleyen, bey denen sie sich sogar noch göttlicher Offenbarungen und Erscheinungen der Engel rühmten, den grösten Unfug an. Sie verwarfen nebst den gewöhnlichen Mißbräuchen in der Kirche auch noch die Kindertaufe und behaupteten, daß diese wider alle Vernunft streite. Vergeblich waren die Bemühungen eines Nikolaus Hausmanns, der in Zwickau Prediger war, und der die unruhigen Köpfe anfänglich mit Gelassenheit, nachher aber mit Hülfe der Obrigkeit zurechtweisen wollte. Denn als die Leute sahen, daß sie unterdrückt werden sollten, und auch bereits einige aus ihnen ins Gefängniß gelegt worden waren, so flüchteten sie nach Wittenberg, wandten sich auf die kühnste Art an die Universität, und es stund gar nicht lange an, so sahe man D. Carlstadt an ihrer Spitze stehen. Der Lärm dieser Leute wurde indeß zu Wittenberg so groß, daß selbst Melanchthon zweifelte, was er unter demselben thun sollte. Er schrieb daher an den Churfürsten, seinen Herrn, der

aber

aber nicht recht geneigt zu seyn schien, sich in die Händel dieser Schwärmer zu mischen, und er berief sich dabey darauf, daß er die Schrift nicht verstünde. Melanchthon schrieb in dieser mißlichen Lage nunmehro an Luthern, dem er die ganze Sache der neuen Reformatoren erzählte, zugleich aber auch die Gründe ihrer neuen Lehrsätze zu wissen that. Luther war zwar hiemit bald fertig, und es kostete ihn nicht viel, diese neue schwärmerische Lehrsätze zu widerlegen. Jedoch schien ihm nun der Zeitpunkt gekommen zu seyn, wo seine öffentliche Gegenwart in Wittenberg schlechterdings nöthig sey. Und diese seine persönliche Gegenwart war auch in der That sehr nöthig; obgleich der Churfürst nachtheilige Folgen für ihn befürchtete, wenn er Luthern jetzt nach Wittenberg kommen ließe. Der Churfürst suchte auch wirklich Luthers Ankunft in Wittenberg zu verhindern; aber der kühne Mann kehrte sich jetzt daran nicht mehr, sondern er begab sich auf den Platz, wo seine Person jetzt unumgänglich nöthig war; denn nur er war der Mann, von dem man noch hoffen durfte, daß er die Unruhen wieder dämpfen könnte. Schon als er auf dem Wege nach Wittenberg war, schrieb er erst an den Churfürsten, daß er komme und sich von keinem Menschen abhalten lassen werde, in Wittenberg zu erscheinen. Der Brief selbst ist der Bewunderung aller Geschichtschreiber würdig, und er verdient auch hier eingerückt zu werden, da er Luthers heldenmüthigen Glauben an Gott und an die Güte seiner Sache so nachdrücklich zeigt. „Mich, lauten Luthers Worte,

hat

hat selbst der Jammer also getrieben, daß, wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bey uns ist, wäre ich verzagt an der Sache. Alles was bisher mir zu Leide gethan ist in diesen Sachen, ist Schimpf und nichts gewesen. Ich wollts auch, wenn es hätte können seyn, mit meinem Leben gerne erkauft haben. Denn es ist also gehandelt, daß wirs weder vor Gott noch vor der Welt können verantworten, und liegt doch mir auf dem Halse; und zuvor dem heiligen Evangelio, das thut mir von Herzen wehe.“ Denn von dieser Sache, antworte ich also: Ewr C. F. G. weiß, oder weiß sie es nicht, so laß sie es ihr hiemit kund sagen, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen, wie ich dann hinfort thun will, einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zu Verhör und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich daran zweifelte, sondern aus übriger Demuth, die andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zu viele Demuth gelangen will zur Niedrigung des Evangelii, und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Handbreit räume, muß ich aus Noth meines Gewissens anders darzu thun. Ich habe E. C. F. G. genug gethan, daß ich dies Jahr gewichen bin, E. C. F. G. zum Dienst, denn der Teufel weiß fast wohl, daß ichs aus keinem Zag gethan habe. Er sahe mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten,

als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch unter sie gesprungen mit Freuden. Nun aber ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und sintemahl der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durchs Evangelium hat gemacht zu freudigen Herren über Teufel und Tod, und uns gegeben den Reichthum der Zuversicht, daß wir zu ihm dürfen sagen; Herzliebster Vater! kann ich E. C. F. G. selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht so viel ihm vertrauen wollen, daß wir auch Herren über Herzogs Georgen Zorn sind. Das weiß ich je von mir wohl, wenn diese Sach zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreuten, wenns gleich (E. C. F. G. verzeyh mir mein närrisch Reden) neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeder wäre neunfach wütender, denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten: das kann mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden!

Solches sey E. C. F. G. geschrieben der Meynung, daß E. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Churfürsten. Ich habs auch nicht im Sinn von E. C. F. G. Schutz zu begehren. Ja ich halte, ich wolle E. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könne. Dazu wenn ich wüßte, daß mich E. C. F. G. könnte und wollte schützen, wollte ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch

kann

kann kein Schwerdt rathen oder helfen: Gott muß hier allein schaffen ohne alles menschlich Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich dann nun spüre, daß E. C. F. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich auf keinerley Weise E. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen und retten könnte."

„Daß nun auch E. C. F. G. begehret zu wissen, was sie thun soll in dieser Sache, sintemahl sie es acht, sie habe viel zu wenig gethan, antworte ich unterthäniglich E. C. F. G. hat schon allzuviel gethan, und sollte gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden, E. C. F. G. oder mein Sorgen und Treiben. — Dieweil ich dann nicht will E. C. F. G. folgen, so ist E. C. F. G. vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet werde. Vor den Menschen soll E. C. F. G. also sich halten, nemlich der Obrigkeit, als ein Churfürst gehorsam seyn, und Kais. Maj. lassen walten in E. C. F. G. Städten und Landen, wie sichs gebührt nach Reichsordnung, und ja nicht widersetzen noch Widersatz oder irgend ein Hinderniß begehren, der Gewalt, so sie mich fahen oder tödten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen noch widerstehen, denn allein der sie eingesetzt hat, sonst ists Empörung und wider Gott. — Wenn E. C. F. G. die Thore offen läßt, und das frey Churfürstl. Geleit hält, wenn sie selbst kämen mich zu holen oder ihre Gesandten,

so

so hat E. C. F. G. dem Gehorsam genug gethan. Sie können ja nichts höhers von E. C. F. G. fordern, denn daß sie den Luther wollen bey E. C. F. G. wissen. Und das soll geschehen, ohne E. C. F. G. Sorge, Thun und einiger Gefahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt, mit eines andern Schaden ein Christ seyn. Werden sie aber ja so unvernünftig seyn und gebieten, daß E. C. F. G. Hand an mich lege, will ich E. C. F. G. alsdenn sagen, was zu thun ist. Ich will E. C. F. G. für Schaden und Gefahr sicher halten an Leib, Gut und Seele meiner Sachen halben, es glaube es E. F. G. oder glaubs nicht." Was der Churfürst gedacht oder gesagt haben mag, als er diesen Brief laß? — Heldenmüthiger sprach doch wohl vor Luther kein Märtyrer; und mit einem solchen Muth, der freilich auffallend, aber Luthers Charakter angemessen ist, gieng der große Mann wirklich nach Wittenberg, sein Churfürst mochte auch sagen was er wollte.

Aber sobald als Luther in Wittenberg angekommen war, so fand seine Klugheit auch sogleich ein Mittel, die Unruhen in Wittenberg und so auch in der Gegend umher zu dämpfen und die Sache der bereits, zwar unter vielen Gährungen schon weit gediehenen Reformation wieder in gehörige Ordnung zu bringen. Er predigte nemlich acht Tage hintereinander gegen die in Wittenberg eingerissenen Unordnungen: doch war er in diesen Predigten so bescheiden, daß er keinen Menschen beym Namen

nannte,

nannte, sondern ihnen das Zweckwidrige ihrer Unternehmungen in aller Liebe vorhielt und sie zu mehrerer Bedachtsamkeit aufforderte. Und beynahe wider der Vermuthen erreichte auch wirklich Luther durch diese Predigten, die man in allweg als Meisterstücke der Volksberedsamkeit ansehen darf, seine Absichten *). Denn in kurzer Zeit hatte er wieder alles in Ordnung gebracht, und die Schwärmer blieben so ziemlich stille. Carlstadts Stolz schien freilich dadurch gereitzt zu seyn, aber er sahe doch wohl ein, daß Stillschweigen wenigstens eine Zeitlang das räthlichste für ihn seyn mochte. Und in dieser Zeit, so lange Carlstadt schwieg, ereignete sich ein anderer Umstand, der der Reformation wieder sehr beförderlich wurde. Und dies war die Lossprechung der Geistlichkeit von dem ehelosen Leben.

Zwar hat die Geschichte vor Luthers Zeiten schon Beyspiele von der sehr großen Unzufriedenheit vieler Geistlichen über den ehelosen Stand aufgewiesen; allein wo war der Mann, der es wagen durfte, durch sein eigenes Beyspiel dieses drückende Joch, welches die Päbste der Clerisey schon längst aufgelegt hatten, abzuwerfen? Es war ihnen ohne recht auffallende Vorbereitungen unmöglich, einen solchen Schritt zu wagen. Es wurde dazu ein Sturm erfodert, worunter der Pabst nicht mehr

auf

*) Auszüge aus diesen Predigten stehen ebenfalls in der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, II. Theil, p. 65. ff.

auf alles acht haben, oder nicht alle Eingriffe in seine Rechte mehr heben konnte. Nur jetzt also, da Luther Teutschland auf die Rechte seiner Freiheit aufmerksam gemacht, und einen recht großen Theil desselben wider das Pabstthum aufgebracht hatte; nur jetzt, da in Sachsen schon viele unwürdige päbstliche Gebräuche abgeschaft waren, konnte die Clerisey auch diese Fesseln von sich werfen. Der erste, der noch im Jahr 1521 heyrathete, war ein Probst in Kemberg, Bartholomäus Bernhardi *), der denn unserm Luther eigentlich die nächste Veranlassung gab, jetzt auch wider das ehelose Leben der Geistlichen zu schreiben **). Ueber die Rechtmäßigkeit, daß auch Priester heurathen dürften, besann sich Luther nicht lange, sie zum Nachtheil des Pabstthums öffentlich in Schriften zuzugeben. Aber daß auch Mönche ihren Gelübden entsagen könnten, wie Melanchthon und Carlstadt glaubten, das konnte er nicht sobald fassen.

Ins-

*) Barth. Bernhardi wurde zwar, wie leicht zu erachten ist, zur Verantwortung gezogen, aber da der Churfürst mehr auf seiner Seite war, so erfolgte weiter nichts Nachtheiliges für ihn, obgleich selbst Luther befürchtete, daß dieses Unternehmen nicht gut für den Probst ausfallen werde.

**) Diejenige Schrift, die Carlstadt schon im Jahr 1521 vom Coelibat herausgab, gefiel Luthern nicht so recht, denn Carlstadt und Melanchthon liessen sich auch auf den Ehestand der Mönche ein, wobey Luther manche Zweifel fand, die er als Mönch, der Gelübde wegen, nicht sogleich heben konnte.

Indeß stund es doch nicht lange an, als er auch das Zweckwidrige der Mönchsgelübde einsehen lernte, und sogleich anfieng, den Mönchen eben sowohl, als den andern Geistlichen die Ehe zu erlauben.

Noch in eben diesem Jahr, als Luther die Geistlichkeit und Mönche vom ehelosen Stand losgesprochen und dadurch sich abermal mehrere Anhänger verschaft hatte, fand sich noch ein anderes Hülfsmittel für die Reformation. Und dieses ist eine Schrift Melanchthons, die Luther ohne Wissen ihres Verfassers herausgab *). Diese Schrift that bey den damaligen Gelehrten beynahe noch größere Würkung, als fast alles, was Luther bisher geschrieben hatte. Selbst solche Gelehrte, die eben Luthers Freunde nicht waren, gaben diesem Werke ihren Beyfall und gaben Melanchthon ihre Achtung zu erkennen. Zu diesem allen kommt aber endlich noch, daß Luther ebenfalls in diesem Jahr 1522. mit der Uebersetzung des N. Testaments fertig wurde, und sie sogleich gedruckt herausgab. Die Psalmen hatte er zwar schon im Jahr 1517 übersetzt; aber mit den übrigen Büchern des A. Testaments wurde er erst im Jahr 1534. fertig; vermuthlich weil er von der Zeit an, da seine Uebersetzung des N. Testaments erschienen war, in viel größere Geschäfte und unter andern Umständen auch in verschiedene Streitigkeiten verwickelt wurs

*) Loci communes, oder Hauptartikel der christlichen Lehre.

wurde, so daß er nicht so viele Zeit auf das A. Testament verwenden konnte *). Man wirds nicht erst sagen dürfen, daß diese Arbeit Luthers den Werth der Vulgata untergraben mußte, daß dem gemeinen Volk aus der h. Schrift, die es nun selbst lesen konnten, ein helleres Licht aufgieng, und so das Geschäft der Reformation weit stärker betrieben werden konnte, als es bisher nie möglich war.

Aber in diesem Jahr ereignete sich gleichwohl auch ein anderer Zufall, der für die Reformation hätte wieder sehr nachtheilig werden können. Und dieses war die Unvorsichtigkeit, die Luther in Beantwortung einer Schrift, die König Heinrich von England wider ihn geschrieben hatte, begieng. Aus Eifer für die päbstliche Lehre schrieb nemlich König Heinrich ein Buch wider Luthern, worin er dessen Meynungen, die er in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft und den sieben Sakramenten geäussert hatte, freilich auch sehr heftig zu widerlegen suchte; aber Luther, der selten gewohnt war, auf die Person seines Gegners Rücksicht zu nehmen, hielt

*) Doch muß man auch hier nicht vergessen, daß Luther auf die Uebersetzung des A. Testaments viel mehr Zeit verwenden mußte, weil diese Arbeit weit schwerer war, als die Uebersetzung des N. Testaments. Luther sagte selbst einmal, daß er oft 2. 3. 4. Wochen ein einiges Wort gesucht und deshalb nachgefragt habe. Seine vornehmsten Gehülfen bey dieser Arbeit waren Bugenhagen, Creuziger, Jonas und Melanchthon. Luther wünschte auch, daß seine Nachfolger diese Arbeit verbessern möchten.

hielt Heinrichen eine andere Schrift entgegen, wor: in er sich der allerbittersten und heftigsten Ausdrücke erlaubte, und gar nicht daran zu denken schien, daß er es jetzt mit einem Könige zu thun habe, der ihm mit seiner Schrift nicht so viel schaden könnte, als dadurch, wenn noch andere gelehrte Männer jetzt in diesen Streit gezogen würden. Denn hätte Luther den kindischen Einfall Heinrichs mit Stillschweigen übersehen, oder hätte er demselben wenigstens nur in einem gelinden Ton geantwortet, so würde sich Erasmus schwerlich haben bereden lassen wider Luthern zu schreiben; aber da dieser gelehrte Mann mit dem König Heinrich in Verbindungen stund, da er auch schon so oft sehr dringend aufgefordert worden war, wider Luthern zu schreiben, so konnte er nun nicht mehr länger vom Kampfplatz dieser Streitigkeiten wegbleiben. Doch dieses war auch die einzige Ursache noch nicht, warum Erasmus endlich wider Luthern auftrat. Vielmehr scheint eine Schrift *), die Ulrich von Hutten schon im Jahr 1522 wider Erasmum herausgab, und endlich noch ein Brief, den er von Luthern selbst im Jahr 1524 erhielt, seinen Unwillen gegen Luthers Betragen gereizt zu haben. Denn Luther gab dem Erasmus nicht undeutlich zu verstehen, daß er sich um seiner selbst willen nicht auf den theologischen Kampfplatz begeben möchte, der Schrift Huttens nicht einmal weiter zu gedenken, die ihn eben so gut, als Luthers unzeitige Warnung im Innersten der Seele kränken

und

*) Vlrici ab Hutten Expostulatio cum Erasmo Roterodamo.

und ihn erst auffordern mußte, wider Luthern zu schreiben, welches er auch wirklich in der bekannten Schrift de libero arbitrio ausführte. Luther antwortete sogleich in einer Schrift de servo arbitrio, aber er that dieses mit eben der ungestümen Hitze, wie er gegen alle seine Gegner zu thun gewohnt war, so daß der Streit nothwendig sehr heftig werden mußte*).

So

*) Um zu zeigen, wie sich Luther gegen seinen scharfsinnigen Gegner den Erasmus, vertheidigte und selbst in seinen Beweisgründen manchmal irre gieng, so daß er am Ende gar Machtsprüche zu Hülfe nehmen mußte, wollen wir hier nur ein paar Stellen, worüber gestritten wurde, anführen; z. B. wenn vom den freyen Willen des Menschen die Rede war, so berief sich Erasmus auf die bekannte Stelle Ezech. 31. „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß sich der Gottlose bekehre und lebe“. Hieraus zog Erasmus den unleugbaren Schluß, daß, so Gott den Tod des Sünders nicht wolle, es in unserer Gewalt stehen müsse, unsern Willen zu ändern, denn sonst könnte es nicht unsere Schuld seyn. Es müßte also den Sündern möglich seyn, sich bekehren und sich bessern zu wollen, sonst fiele ja die Schuld auf Gott zurück 2c. Luther konnte diesen Schluß des Erasmus nicht umstoßen; aber annehmen wollte er ihn doch auch nicht; er suchte daher andere Auswege, worauf er seinem Gegner entwischen wollte. Er gab zu, daß Gott alle Menschen selig haben wolle, weil das Wort des Heils zu allen Menschen gekommen seye, und daß es unsers Willens Schuld seye, wenn wir es nicht annehmen und also verderben. Aber

das

So sehr indeß Erasmus, zwar mit der feinsten Beredsamkeit, wider Luthern schrieb, so vermehrten sich doch die Anhänger des Letztern alle Tage stärker. Auch selbst Verfolgungen vermochten nicht der

das ließ sich Luther nicht nehmen, daß das Wollen nicht in unserer Macht stehe. Erasmus mußte hierauf wieder antworten, daß auf diese Art die Schuld allemal auf Gott zurückfallen müßte, weil er den Willen des Menschen nicht ändere. Auch dieses scheint Luther endlich einzuräumen, aber er setzt sogleich wieder eine Bedingung hinzu und spricht: „daß die Schuld nicht am geoffenbarten, sondern am verborgenen Willen Gottes liege, nach welchem wir weder forschen noch fragen dürfen. Gott wolle den Tod des Sünders nicht nach dem Willen, den er durchs Wort geoffenbart hat, er will aber nach dem verborgenen, unerforschlichen Willen. Den unerforschlichen Willen sollen wir also stehen lassen.“ Diese äusserst harte Lehre, daß Gott zwar bekannt gemacht habe, daß er alle Menschen selig haben wolle, aber sich besonders vorbehalten, welchen er dazu helfen wolle, und welchen nicht; hätte man freilich schon längst gerne aus Luthers Schriften weggestrichen: allein es war unmöglich sie nur so geradehin wegzustreichen oder auch nur wenigstens wegzuerklären, da sie uns so gar sichtbar in die Augen fällt, und uns wirklich befremden muß, daß Luther solche Sachen behaupten konnte. Indeß stehen aber doch noch mehrere dergleichen Sätze in dieser Schrift Luthers wider den Erasmus. Z. B. Wenn von dem Gebrauch der Vernunft bey Erklärung der h. Schrift die Rede ist, und die Stelle 2 Buch Mos.

der Macht zu widerstehen, mit welcher sich der Geist des Zeitalters und der Nation der Wahrheit

Mos. IX. in Anschlag genommen wird, wo Gott das Herz Pharao verstockt haben soll, welche Stelle aber Erasmus mit Recht nicht eigentlich erklärt, sondern sie als eine natürliche Figur der Rede ansieht, so donnert Luther auf die arme Vernunft los (wie unsere geliebten Pietisten heut noch thun) und spricht: „ich höre wohl, die kluge menschliche Vernunft, die sonst in allen Worten und Werken Gottes, blind, taub, verstockt, gar eine gebohrne Närrin, gottlos und gotteslästerlich ist, die wird hieher gebracht, daß sie in diesen hohen Sachen soll über Gottes Wort und Werk urtheilen und Richter seyn! —" Nach Luthers Meynung darf und kann also die Vernunft bey Erklärung der h. Schrift nichts entscheiden. Das ist wirklich zu viel gesagt. Aber gieng doch Luther endlich so weit, daß er in allen Stellen von denen Erasmus so sonnenklar bewies, daß sie nicht in diesen Streit gehören, sein ganzes System fand. Indeß stund es nicht gar lange an, so gab Erasmus wieder eine andere Schrift wider Luthern heraus, die sehr viele bittere Rügen jener auffallenden Fehler, die Luther bey seinen Beweisen begieng, enthielt. Aber er konnte nicht wohl durchdringen, denn Luthers Parthey war schon zu sehr verstärkt, und es hatten schon einige Männer die nemlichen Grundsätze Luthers öffentlich vertheidigt, wie z. B. Matth. Alber von Reutlingen damals eine Schrift herausgab: vom rechten Brauch der ewigen Vorsehung Gottes, wider die hochfahrenden Geister, fleischliche Klugheit und Fürwitz.

heit und der Aufklärung entgegendrängte *). Schon im Jahr 1522. und 1523. machten die Anhänger Luthers Versuche, einen eigenen Gottesdienst einzuführen und sich von der römischen Kirche loszureissen. Seckendorf führt einige Gegenden und Städte an, z. B. Hof im Voigtland, Bamberg, Nürnberg, Weinsberg, Wertheim, Guttenberg, Miltenberg, Straßburg, Frankfurt am Mayn, Zerbst, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Holstein, Ungern und die Niederlande. Auch nahm in Würtemberg die Reformation bald ihren eigentlichen Anfang.

Aber nicht nur die große Begierde der Nation zur Wahrheit war zu dieser so schnellen Ausbreitung der Lehre Luthers behülflich; sondern selbst auch die Kriege, welche der Kaiser noch immer in Italien führte, und die teutschen Fürsten, die einander ebenfalls in den Haaren lagen, trugen dazu das mehreste bey. Doch was man hier eben so wenig, als die Kriege in Teutschland und Italien vergessen darf, ist, daß Leo noch am Ende des Jahrs 1521 den Weg aller

*) Es wäre hier und auch weiter hin der Ort, wo ich etwas von den Verfolgungen dieser ersten Protestanten (wenn man die widrigen Schicksale derselben jetzt schon Verfolgungen nennen will) sagen könnte; allein ich sehe schon zum voraus, daß ich auf diese Art zu weitläuftig werden würde. Ich erspare daher die Beschreibung dieser Verfolgungen auf eine besondere Schrift, die ehestens erscheinen wird.

Welt gegangen und ein noch schwächerer Mann als Leo auf den päbstlichen Thron erhoben worden war. Und dies war Adrian VI., der gar nicht dazu gemacht zu seyn schien, gewaltsame Maaßregeln zu ergreifen, der also eher in Zeiten des Friedens hätte Pabst werden sollen. Er sahe es ein, daß die Unruhen in Teutschland einzig und allein dem Verderben in der Geistlichkeit zuzuschreiben seyen, deswegen er auch selbst Reformationsversuche anstellte *). Freilich wollte Adrian bey seiner Reformation einen andern Weg, als Luther, betreten; aber daß er reformiren wollte, setzte doch ein Geständniß voraus, daß sich in die Kirche unzählige Mängel und Gebrechen eingeschlichen hatten. Und dieses machte Luthers Freunde nun noch kühner, da indeß seine Feinde noch erbitterter wurden, welcher Haß aber mehr auf den Pabst zurückfiel. Zum Glück für den Pabst, — aber auch vielleicht war es eine Belohnung für ihn, — starb er schon im Julius des Jahrs 1523. und ein äußerst politischer und listiger Mann, Clemens VII. bestieg den päbstlichen Stuhl. Clemens hätte vielleicht wieder ersetzen können, was sein Vorgänger dem römischen Stuhl durch Nachgiebigkeit entrissen hatte, aber er entzweyte sich bald mit dem Kaiser, und dieser Umstand sicherte die Reformation in Teutschland.

Schon

*) S. Sarpi Geschichte des Trid. Concil. 1 Theil S. 93:102.

Schon unter Adrian hatte man indeß einen Reichstag zu Nürnberg gehalten, worauf aber freilich der Hauptgegenstand der Verhandlungen war, wie man den Türken, der bereits in die österreichischen Lande einzufallen gedrohet hatte, wieder zurücktreiben wollte. In dieser Absicht sollte man die Armee, die nach Italien zur Kaiserkrönung bestimmt war, jetzt gegen den Türken anführen; und auf diese Art schien sich weiter niemand viel um die Reformation zu bekümmern. Doch stund es kaum etliche Monate an, so hielt man wieder einen neuen Reichstag zu Nürnberg, wohin der Pabst Adrian einen Gesandten schickte. Auf diesem Reichstag brachte der Legat allerhand Projecte vor, unter denen auch die Vollziehung des Wormser Edicts waren; wozu sich aber einige Fürsten nicht verstehen wollten. Gleichwohl machte der Pabst auch die Vorstellung, daß er eine Reformation anfangen und den weltlichen Fürsten ihre Rechte wieder herstellen wollte. Mehr erwarteten die teutschen Fürsten nicht, um in einer recht nachdrücklichen Sprache vor dem Pabste auftreten zu können. Aber wie gesagt, der Pabst starb noch zu rechter Zeit. Clemens VII. schickte sogleich einen andern Legaten, Kampegius, nach Teutschland, der aber, so sehr auch der kaiserl. Gesandte auf seiner Seite war, doch vor der Reichsversammlung nichts ausrichten konnte, sondern noch oben drein von dem Pöbel vielen Spott ertragen mußte. Gleichwohl war dieser Mann so schlau und listig, daß er einem unseligen Entwurf aufs Tapet brachte, und auch wirklich denselben durchzu-

setzen vermochte. Und dieser Entwurf war der Vorschlag, daß man Parthey gegen Parthey im Reich bilden sollte *). Diejenige, die auf Luthers Seite treten wollten, sollten eine Parthey ausmachen und die Feinde Luthers wiederum eine Parthey. Daß aber letztere die stärkste werden könnte, vermuthete der Legat gar zu wohl, und er gab sich auch schon in Nürnberg die unselige Mühe, einen starken Anhang sich zu erwerben. Der Vorschlag wurde angenommen, und nachdem ungefär zwey Monate verflossen waren, so begab sich die Parthey des Legaten nach Regenspurg, und die andere Parthey blieb in Nürnberg. Die Versammlung in Regenspurg beschloß nun das Wormser Edict zu vollziehen und der Lehre Luthers so viel als möglich Einhalt zu thun, versicherte aber doch auch in ihren Staaten eine Reformation vorzunehmen, die eigentlich ein Werk des Legaten seyn sollte. Diese Stände verbunden sich auch einander mit Rath und That beyzustehen, wenn etwa einem oder dem andern etwas unangenehmes zustossen sollte **).

Ob nun gleich die versammelten Stände zu Regenspurg ihren 35 Artikeln, die den Inhalt ihrer bevor-

*) Hier liegt also der Grund zum ersten Anfang des Verhältnisses der getrennten katholischen und protestantischen Länder gegeneinander.

**) S. Litter. Miscell. St. II. p. 118. wo sie Hr. Strobel hat aus einer alten Handschrift abdrucken lassen.

bevorstehenden Reformationsversuche ausmachen sollten, einen so feinen Anstrich zu geben wußten, so waren doch sowohl die zu Nürnberg versammelten Stände, als auch sogar viele andere teutsche Fürsten, die selbst nicht einmal sehr günstig von Luther und seiner Lehre dachten, mit diesen Regenspurger Artikeln nicht zufrieden. Ja erstere nahmen sie gar nicht an, und letztere wunderten sich, wie der päbstl. Legat und seine wenigen Anhänger sich unterstehen konnten, eigenmächtig von Reformationsversuchen zu sprechen. Der Bischof von Aichstedt und der Markgraf Casimir von Brandenburg sollten dem Bunde zu Regenspurg, der die große und bisherige Spaltung in Teutschland damals schon ankündigte, beytreten, aber das Bündniß mißfiel ihnen, und sie weigerten sich den von ihnen verlangten Beytritt zuzusagen *). Indeß wurde auf diese Art weder wider noch für die Reformation etwas gewonnen, und

*) Hier bey dieser Gelegenheit ist es recht sichtbar, wie stark der Anhang der Lehre Luthers damals schon gewesen seyn müsse, wenn auch gleich noch sehr viele Fürsten weder zu Regenspurg, noch zu Nürnberg waren. Es waren doch wenigstens zu Regenspurg nur ausser dem Erzherzog Ferdinand und den beyden Herzogen von Bayern Wilhelm und Ludwig, die Bischöfe von Salzburg, Trident, Regenspurg, Bamberg, Straßburg, Augspurg, Costnitz, Speyer, Basel, Freysingen, Passau und Brixen. Keiner der geistlichen Churfürsten selbst, auch traten weder Herzog Georg von Sachsen noch Joachim von Brandenburg dem Bunde zu Regenspurg bey.

und es hatte jetzt keine von beyden entgegengesetzten Partheyen Ursache, sich vor der andern zu fürchten, denn es ereignete sich jetzt wieder ein neuer Auftritt, der die Aufmerksamkeit der Fürsten auf die Reformation wieder eine Zeitlang ablenkte. Und dieser Auftritt war der berüchtigte sogenannte Bauernkrieg.

Man hat, wie es schon längst bekannt ist, diese in der Geschichte bisher noch unerhörte Begebenheit freilich auf Luthers Kosten angerechnet; man hat diesen auf der andern Seite auch vertheidigt, ja er vertheidigte sich selbst, und das in einem recht lauten, und wenn man will, in einem recht harten Ton. Zwar ist es wirklich in den Augen derer, die den Geist des damaligen Zeitalters nicht kennen, unerklärbar, woher eigentlich dieser Aufstand, der in Teutschland plötzlich so allgemein wurde, seinen Ursprung habe, wenn sie die Schuld gänzlich auf die Bedrückungen schieben, womit die Unterthanen von ihren Regenten gefesselt waren. Denn es gab hie und da Herren, die ihre Unterthanen sehr hart drückten, wie z. B. Herzog Ulrich von Würtemberg, in dessen Lande eben damals ein abscheulicher Aufstand war. Ganz unrecht haben sie also nicht, wenn sie hierin eine gewisse Veranlassung zu dem so unerhörten Aufruhr finden; aber daß die Lehre Luthers von christlicher Freyheit auch recht viel dazu beygetragen haben mag, ist doch

ganz

ganz unleugbar, weil das Wort „christliche Freyheit“ in den Ohren der damaligen Teutschen ganz anders klang, als heutzutage, da schon mehr Menschlichkeit in die Stelle der damaligen Roheit der Sitten getreten ist *). Indeß ist doch Luther am Aufruhr nicht Schuld, ob es ihm gleich auch selbst ein Erasmus vorwarf. Luther selbst prophezeyte es schon zum voraus, daß einmal dergleichen aufrührische Begebenheiten sich ereignen werden, ohne daß er etwas dazu beytragen wollte. Ja als er nur die Zeit dazu herannahen sahe, schrieb er schon dagegen †); und auf diese Art fällt aller Verdacht von Luther weg, ohne daß man nöthig hat, ihn weiter zu vertheidigen. Mehr Schuld mochte wohl Carlstadt an dieser blutigen Gährung haben, denn durch ihn wurde doch zuerst der Grund dazu gelegt, da er in Wittenberg jene oben beschriebenen ausschweiffenden Unruhen stiftete, bey welcher Gelegenheit sich einige Schwindelköpfe in andere Gegenden flüch-

*) Der erste Aufstand war in Schwaben unter den Unterthanen eines Grafen von Lupfen.

†) Schon im Jahr 1522 gab Luther eine Volksschrift heraus: „Ermahnung an alle fromme Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten. Hall. T. X. p. 406-425. Er schrieb auch einmal, es werde in kurzer Zeit ein Lärm werden, der durch ganz Teutschland alle Fürsten und Obrigkeiten zerstöre, und zugleich die ganze Clerisey darein schleppe. Der Pöbel ist allenthalben aufgebracht und hat Augen: er will und kann sich nicht weiter mit Gewalt drücken lassen Ep. T. II. p. 9.

flüchteten und so das Feuer auch außerhalb Sachsen anfachten. Denn bald nach den wittenbergischen Unruhen liefen schon Bauern herum und predigten; wie z. B. ein gewisser Karsthans im Würtembergischen schlechterdings nichts thun wollte, als Gottes Wort verkündigen, ob er gleich gefänglich eingezogen wurde.

Nachdem sich nun die Bauern in großen Haufen zusammengerottet hatten und alles, was ihnen nicht überlegen war, wie Fliegen todt schlugen, um sich Freyheit zu verschaffen, die, wie aus ihren hernach von dem Churpfälzischen Churfürsten nach Wittenberg geschickten Artikeln zu ersehen ist *) freilich nicht eben allemal ächt christlich lautete, so sahen sich die Fürsten allererst genöthigt, diesem unerhörten

*) Diese 12 Artikel der Bauerschaft stehen in Luthers Werken. Hall. T. XVI. p. 25. Ein Prediger aus Memmingen, Namens Elias Schappeler, soll der Verfasser dieser Artikel seyn; es ist aber dieses noch nicht erwiesen. Im ersten Art. verlangten sie das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen, im andern eine andere Einrichtung wegen der Verwendung des großen Zehenden, und eine völlige Befreyung vom kleinen, im dritten die Aufhebung der Leibeigenschaft, in den folgenden die Jagd- und Fischgerechtigkeit, die Erlaubniß, unentgeldlich Holz zu fällen, die Verminderung der Frohndienste, der Strafen, der Gülten, die Zurückgabe der den Gemeinden entrissenen Güter, und die gänzliche Abschaffung des sogenannten Todfalls. S. auch die Entstehung des prot. Lehrbegriffs II. Band V. Buch p. 179.

ten allgemeinen Unfug Einhalt zu thun, und selbst Melanchthon und Luther mußten die Fürsten zu dem Angriff der Waffen auffodern, um die Aufrührer zu strafen und zur Ruhe zu bringen. Freilich waren Luthers Bemühungen zu seiner Vertheidigung bey seinen Feinden fruchtlos; er konnte, so sehr er sich auch Mühe gab, den Verdacht, daß er der Urheber des Bauernkriegs sey, nie von sich ablehnen, zumalen da Carlstadt nachher noch wider ihn auftrat.

Gerade als wenn Carlstadt den rechten Zeitpunkt abgewartet habe, erhub sich nun fast während des Bauernkriegs der bekannte Sakramentsstreit, der Luthern in der Folge so viel zu schaffen machte, ja endlich gar an seinem Leben nagte, weil der unnöthige Streit fast unaufhörlich fortdauerte, und den Anhängern der alten Religionsparthey zu so vielen gehässigen Beschuldigungen Veranlassung gab. Carlstadt, der schon seit einigen Jahren her, als ein unruhiger Schwärmer bekannt war, begab sich auf einmal ohne Erlaubniß des Churfürsten und der Universität von seinem Posten weg und gieng nach Orlamünde, wo er bisher Archidiakonus war, aber seinen Vikar daselbst hatte. Vergebens rief man ihn auf Befehl des Churfürsten wieder nach Wittenberg zurück, vergebens warnte man ihn vor den Bilderstürmereyen, die er bereits schon in Orlamünde angefangen hatte. Als er aber nicht aufhörte Unfug zu treiben, so wurde Luther nach Jena geschickt, wo er abermals wider diese Schwärmer

predis

predigen und sie zur Ruhe bringen sollte, wie er schon vorher in Wittenberg gethan hatte. Allein in Jena richtete Luther diesmal weiter gar nichts aus, als daß der Lärm des künftigen Sakramentsstreits hier seinen eigentlichen Anfang nahm. Er predigte wider die Bilderstürmer als wider unruhige Köpfe, nannte aber doch Carlstadt nicht beym Namen. Indeß bekam er doch mit diesem Manne einen heftigen Wortstreit *).

Der vertriebene Carlstadt irrte nun auserhalb Sachsen herum, und zog mit den bittersten Schmähungen wider Luthern los; er brachte es auch bey einem sehr großen Theil der Nation so weit, daß Luthers Name, selbst unter seinen bisherigen Anhängern, verhaßt zu werden anfieng. Freilich mußte es vielen eine gehässige Idee wi-

der

*) Luther reiste von Jena aus nach Orlamünde, um dort die Ruhe wieder herzustellen. Aber er erfuhr sehr viele Kränkungen von Seiten der Bürgerschaft. Endlich schrieb auch Carlstadt an den Churfürsten, und erzählte diesem die Jenaischen Auftritte. Allein statt einer Antwort, erhielt er den Befehl, das Land zu meiden; und so sehr auch die Orlamünder beym Churfürsten baten, daß doch Carlstadt als gemeiner Bürger bey ihnen bleiben dürfte, so half es doch nichts. Selbst das Reisegeld, welches die Churfürstlichen Räthe beym Churfürsten noch für Carlstadt ausmachen wollten, schlug der Churfürst ab: es half nichts, Carlstadt mußte das Land unverzüglich meiden. S. Seckendorf. L. II. p. 28. Melanchth. Ep. L. IV. ep. 15.

der Luthern erregen, wenn Carlstadt überall, wo er hinkam; behauptete, daß Luther an seiner Landesverweisung eigentlich Schuld seye. Und Carlstadt wußte diesen Zeitpunkt jetzt recht gut zu benutzen. Er schrieb nun heftig wider Luthern, und grif die Sache gerade bey einem Artikel an, wo er sich leicht eine Parthey versprechen durfte. Und dieser Artikel war die Lehre vom heil. Abendmal, welches bisher so manche denkende Köpfe beschäftigt, zum Theil aber auch sehr unruhig, ja wohl gar zweifelhaft gemacht hatte. Zum Beyspiel mag Zwingli und noch mehrere andere Männer dienen, die sich in der Folge mit Carlstadt ebenfalls auf den theologischen Kampfplatz begaben. Carlstadt wußte, wie es hie und da einige Theologen gab, die mit der Lehre von der Transsubstantiation nicht zufrieden waren, ja zudem noch sogar darüber Bedenken trugen, was Luther vom Abendmal lehrte, obgleich seine Meynungen hierüber noch sehr unbestimmt waren. Carlstadt ergriff daher eine Meynung, die dahinaus fiel, als ob das Brodt und Wein beym Abendmal die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi nur bedeute, welche Meynung hernach Zwingli deutlicher auseinandersetzte, denn Carlstadt war der Mann gar nicht, der sich hierüber bestimmt ausdrücken konnte *).

Dieser

*) Da ich sehe, daß ich die Geschichte der neuern protestantischen Partheyen auf keine Weise in diesen, mir wider Willen und Vermuthen herangewachsenen Band bringen kann, so werde ich diese Ge-

Dieser Sakramentsstreit schien zwar für die Reformation sehr nachtheilig zu werden; aber es zeigte sich doch in der Folge, wenn man die Sache politisch betrachtet, daß er derselben wirklich genutzt zu haben schien. Durch den Streit selbst vermehrte sich die protestantische Parthey immer stärker, und die Stände des Reichs lernten nach und nach einsehen, daß des Legaten Kampegius Rath, die Partheyen damals zu trennen wirklich sehr nützlich werden könne. Denn nun mußten sie doch einsehen, daß es unmöglich worden sey, die Meynungen der neuen Partheyen zu unterdrücken, sondern daß es jetzt das räthlichste seyn würde, sich selbst in ihren eigenen Ländern zu schützen. Und dazu war jene Trennung der Partheyen sehr vortheilhaft; man wird dieses auch sogleich finden, wenn wir noch etwas von den Vorbereitungen zu dem nächsten Reichstag hören werden *).

In

Geschichte auf die künftige Ostermesse, so Gott will, unter einem besondern Titel herausgeben, und dann diesen Abendmalsstreit noch einmal weitläuftiger für nichtgelehrte Leser erzählen; ich ich fahre daher hier nur da fort, was Luther ausser diesem Streit noch für die Reformation thun konnte und gethan hat. Es fällt also auch für jetzt die Erwartung weg, die ich im vorigen Bande von der Transsubstantiation vielleicht veranlaßt habe.

*) Ehe dieses geschahe, heyrathete Luther die bekannte Frau Catharina von Bora, deren Geschichte Hr. D. Walch zu Göttingen geschrieben und sie im Jahr 1754 zum zweytenmal herausgegeben hat.

In diese Zeit fällt auch noch der Tod des Churfürsten Friedrichs des Weisen, der zwar als ein Freund von Luther, aber doch im Schoos der römischen Kirche starb. Der Tod dieses weisen Herrn hätte wirklich dem Werk der Reformation ebenfalls auch nachtheilig werden können; denn sein Bruder Johann*), der ihm in der Regierung folgte, hatte sich zwar öffentlich für die neue Lehre Luthers erklärt, aber er hatte gewisse Lieblingsschwachheiten an sich, die ihn nicht so weit hinausdenken liessen, als sein Vorgänger hinausdenken konnte. Er hielte zu viel auf kostbare Mahlzeiten, und diese Neigung — verdarb, wie leicht zu erachten ist, manche gute Unternehmung, die er seinem Hofprediger und Luthern öfters versprach, weil die Zusagen gemeiniglich in einer Hitze, mithin selten aus der rechten Quelle ihren Ursprung nahmen. Allein zum großen Glück für die Reformation erklärte sich noch der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, für dieselbe. Diesem Herrn, der Verstand, Eifer und die edelmüthigste Unerschrockenheit besaß, hat die Reformation weit mehr zu verdanken, als wirklich dem Churfürsten Johann in Sachsen, der sich noch eher von seinen Höflingen leiten ließ. Indeß sobald Philipp sich für die neue Lehre öffentlich erklärt hatte, so schrieb er Briefe über Briefe an Johann, und foderte ihn zu einem Bündniß auf, die Reformation nicht nur gemeinschaft-

*) Johann bekommt in der Geschichte gemeiniglich noch den Beynamen, der Standhafte, aber in manchen Dingen erkaltete doch sein Eifer gar bald, wenn ihm seine Höflinge die Sache anders vorstellten.

schaftlich zu beschützen, sondern auch selbst in ihren Ländern einzuführen. Philipp gewann seine Absichten endlich, und Johann trat, unerachtet Luther und Melanchthon einen solchen gemeinschaftlichen Bund nicht gerne sahen, auf Philipps Seite. Dieser stellte auch sogleich die Messen in seinem Lande ein, änderte den Gottesdienst, zog Klöster ein, gab den Nonnen ihren Abschied, und suchte sich also auf diese Art ganz von der römischen Kirche loszureißen. Allein diese Unternehmungen des Landgrafen geschahen auf keine stürmische Weise, sondern ein Gespräch, das er zu Homburg veranstaltete, und wobey seine mehresten Theologen erscheinen mußten, war das Vorspiel. Franz Lambert von Avignon war der Direktor des Gesprächs, und die mehresten Geistlichen des Landes stimmten dem Lambert bey; so daß es also gar nicht schwer hielt, die nöthigsten Kirchenveränderungen in Hessen zu treffen *); denn die Geistlichkeit war bereits dazu vorbereitet worden. Und

*) Wie Philipp mit den Klöstern verfuhr, sieht man am besten aus seinen eigenen Worten, die in seiner Apologie und zweyten Verantwortung auf die ungerechten Vorwürfe Heinrichs von Braunschweig stehen (Hortleder IV. B. VII. Cap. p. 126. 158). „Das mögen wir sagen, daß wir kein Kloster in Versehung genommen; es sey denn geschehen mit des mehrentheils sonderlich der Prälaten und der Prälatin Wissen, Verwilligung und Erkenntniß, gar wenig Personen ausgescheiden, mit denen wir uns hernach verglichen haben, und also die Güter mit ihrem Willen

ohne

Und selbst die Aufhebung der Klöster mußte dem Landgrafen weniger Schwierigkeiten verursachen, da er die Einkünfte derselben theils zur Erhaltung der Universität Marpurg, theils zur Erhaltung der Kirchen und der Geistlichkeit verwendete; und endlich wer von den Mönchen nicht ein geistliches Amt verwalten konnte oder wollte, der wurde nach Gutbefinden des Landgrafen mit einem gewissen Gehalt entlassen. Auf diese Art wurde die Reformation mit weniger Mühe ir Hessen, als in Sachsen, aufgenommen und nach und nach vollkommner ausgeführt, als selbst in Sachsen, dem eigentlichen Mutterlande der Reformation, wo aller Anstalten ungeachtet die Einkünfte der Stiftungen und Klöster dennoch ein Raub des Adels worden war.

Noch ehe der Churfürst Friedrich starb, machte Kaiser Carl der französischen Macht in Italien ein Ende. Und Carl, der schon vorher über den Nürnberger Reichstagsabschied seine Unzufriedenheit von Spanien aus geäussert hatte, dachte jetzt wieder mehr an die Angelegenheiten in Teutschland. Er schrieb deswegen auch an die Stände des Reichs, und vorzüglich an die Stände in Regenspurg, die bald darauf ein Convent in Dessau hielten und sich

bey

ohne einige Gewalt genommen. — Wir mögen das sagen, daß mit unserm Gewissen kein Kloster eingezogen ist, es sey denn mit der Personen Willen geschehen, und wo wir Unwillen vermerkten, da haben wir dennoch Willen gemacht.

berathschlagten, wie man die Anhänger Luthers dämpfen und unterdrücken wollte. Der standhafte Churfürst Johann in Sachsen wurde zwar hierüber unruhig, aber er hätte sich doch bald wieder lieber zur Ruhe bringen lassen, wenn ihn nicht abermals der Landgraf von Hessen dringend aufgefodert hätte, das Torgauer Bündniß zu erneuern und so viel Stände, als möglich, mit ins Intresse zu ziehen. Dieses Bündniß wurde auch wirklich zu Magdeburg wiederholt; und die Churfürsten von Trier und von der Pfalz, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Lüneburg, Pommern und Meklenburg, die Fürsten von Anhalt und Henneberg, und endlich auch einige Glieder der Ritterschaft und einige Reichsstädte traten diesem Bündniß bey. So wurden nun die Absichten des Kaisers auf dem Reichstag, der am Ende des Jahrs zu Augspurg gehalten wurde, wieder vereitelt, denn diese vereinigten Stände widersprachen aufs allerheftigste, so daß die Vollziehung des Wormser Edicts, die man eigentlich jetzt von Seiten der Feinde der Reformation betreiben wollte, nicht zu Stande kommen konnte. Aber auch auf dem Reichstag zu Speyer, der im Junius des folgenden Jahrs gehalten wurde, konnte weiter nichts zum Nachtheil der Reformation beschlossen werden, denn die vereinigten Stände des Torgauer Bündnisses widersprachen eben so heftig, ja noch heftiger, als auf dem vorigen Reichstage zu Augspurg. Und so schien es auf einige Jahre Friede zu werden, und wirklich zeigte sichs auch in der Folge, daß die Anhänger

ger der Reformation einige Zeit Ruhe bekamen, nachdem aber freilich noch einige andere Umstände dazu gekommen waren, welche diese Ruhe eigentlich beförderten.

Man sahe nemlich von Seiten der feindlichen Parthey, daß man ganz andere Maasregeln zur Ausrottung des großen Haufens von Ketzern wählen müßte: man sahe, daß sich hier mit Gewalt nichts, oder nicht viel, ausrichten lasse, daß an Vollziehung des Wormser Edicts fast nicht mehr zu denken seye; der Eifer der feindlichen Theologen des römischen Clerus erkaltete, die Reformatoren ferner zu widerlegen, ja er hörte endlich fast gar auf, weil keine Belohnungen mehr darauf folgten; der Kaiser hatte, wenn er sich in seiner glücklichen Lage in Italien erhalten wollte, ausserhalb Teutschland zu thun; sein gefangener Franz wurde endlich loß, aber diese Loßlassung mochte jetzt dem Kaiser bald gereuen, denn die Königin von Frankreich, die sich für ihren Sohn an Carln rächen wollte, trat jetzt wieder in ein neues Bündniß mit dem Pabst, der mit der erlangten Macht des Kaisers in Italien auch nicht zufrieden war; der Pabst fieng also wieder Feindseligkeiten an. Zum Glück für den Kaiser eilte indes doch Franz dem Pabst nicht so sehr schleunig zu Hülfe; die päbstlichen Truppen wurden von den kaiserlichen geschlagen; es wurde wieder Friede gemacht, der aber nicht lange dauerte, weil der Pabst bald wieder anfieng, Feindseligkeiten

auszuüben. Doch auch jetzt wurde der Pabst wieder gedemüthigt, denn Rom wurde sogar belagert*), der Pabst selbst einige Monate gefangen gesetzt, und es fehlte gar nicht viel, so hätte die Welt wieder zween Päbste auf einmal gesehen. Diese Art, wie der Kaiser den Pabst hier behandelte, erregte das Feuer des Unwillens der Könige in Frankreich und England. Beyde droheten dem Kaiser, ihre ganze Macht aufzubieten, und den Pabst aus seinen Händen zu befreyen, ja selbst die Ehre des Pabsts dann noch zu unterstützen, wenn er auch aus den Händen des Kaisers wieder befreyt seyn würde. Alles dieses machte den Reformatoren wieder *neuen Muth*, den sie aber nur zu früh ausliessen, weil sie nicht daran dachten, daß der Kaiser wieder mit dem Pabste ausgesöhnt werden könnte, und daß alsdenn doch die

*) Die Eroberung der Stadt Rom geschahe den 5. May im Jahr 1527. unter dem Kommando des berühmten Generals Bourbon, der aber hier im Treffen blieb. Die Stadt wurde geplündert, und alle schändlichen Greuel darin verübt, die sich nur denken lassen. Selbst die Lutheraner, deren eine große Anzahl unter der teutschen Armee waren, die die Stadt belagerte, wetteiferten mit den Spaniern in Ausübung der Grausamkeiten, und seit die Welt steht, sagt Hr. Plank in s. Gesch. des prot. Lehrbegriffs, ist vielleicht der verletzten Heiligkeit öffentlicher Verträge noch kein so großes Opfer gebracht worden; denn vielleicht hat noch keine Stadt, seit die Welt steht, ein so trauriges, wenigstens keine ein so long anhaltendes trauriges Schicksal erfahren! —

die Ausrottung der Ketzer in Teutschland das erste Versöhnopfer seyn müßte. Indeß hatten die sächsischen Reformatoren doch einen ungemein großen Vortheil von diesem Zwischenraum; und dieser Vortheil war, daß sie die berühmte erste große Kirchenvisitation in Sachsen ausführen konnten, von welcher schon ein paar Jahre die Rede war, die aber bisher nie zu Stande kommen konnte.

Es war auch in der That sehr nöthig, daß der Churfürst Johann dem Rath Luthers, eine allgemeine Kirchenvisitation in seinen Landen anzustellen, Gehör gab. Das Volk lebte in der grösten und rohesten Unwissenheit und der gangbare Volksglaube war weiter nichts, als Nachgeschwätz dessen, was Luther demselben in einigen teutschen Schriften vorgesagt und vorgepredigt hatte. Der Gottesdienst war nichts weiter, als die auffallendste Vermischung alter und neuer Ceremonien. Die Prediger selbst waren nur selten im Stande etwas dazu beyzutragen, daß päbstliche Gebräuche abgeschaft werden konnten, wenn nicht eine größere Verwirrung dadurch entstehen sollte. Sie waren auch nicht im Stande, das Volk zu lehren; einige wenige ausgenommen, die anfänglich nahe um Luthern waren, und seinen Unterricht empfangen harten. Aber die Anzahl solcher Männer, die in Luthers Schule erzogen waren, war noch viel zu geringe, als daß mit diesen alle protestantische Gemeinden in Sachsen hätten besetzt werden können. Viele Predigerstellen waren also auch mit alten ausgetretenen Mönchen

besetzt, die vorher lange genug in der Welt herumgeschwärmt waren, und wenn sie noch Weib und Kinder hatten, so zweifelte man auch an der Reinigkeit ihrer Lehre nicht mehr. Viele Prediger lebten selbst anstößig, und mußten sie daher auch mit Recht manche Vorwürfe hören, die schlechterdings eine solche Kirchenvisitation erforderlich machten. Dessen nicht einmal zu gedenken, daß die wenigsten Prediger zu leben hatten, weil man in Chursachsen mit der Einziehung der Klostereinkünfte und Stiftungen nicht so behutsam verfahren war, wie in Hessen. Der Adel wollte nichts geben; und das Volk hatte nichts, oder wollte auch nichts geben. So konnte man auch die Schuldner, die die Zinsen an die Kirchen abtragen sollten, nicht zu Erfüllung ihrer Pflicht zwingen, weil die erste Ursache, warum dieses oder jenes Kapital an diese oder jene Kirche ehedem vermacht wurde, weggefallen war — weil man nicht mehr Messen lesen sollte. Kurz: dadurch entstand gleich im Anfange der Churfürstlichen protestantischen Kirche eine große Verwirrung, so daß Luther die bittersten Klagen darüber führte und einmal in einem Brief an den Churfürsten sagte: „Des Klagens der Pfarrherrn ist über alle Maaß viel fast an allen Orten. Da wollen die Leute schlechts nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter den Leuten für das h. Gottes Wort, daß wenn ichs mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrherrn oder Prediger hätten und lebten wie die Säue, als sie

doch

doch thun *). Wo nicht bald geholfen wird, schreibt er in einem andern Brief, so ists aus mit den Pfarrern, Schulen und Evangelio in diesem Lande, sie müssen entlaufen. Denn sie haben nichts, gehen herum, und sehen aus, wie die dürren Geister" †)

Dieses alles bedurfte eine besondere Vorsicht, die man bey der nächst anzustellenden Kirchenvisitation zu beobachten hatte, ja selbst schon eine gewisse Vorbereitung gehörte dazu, wenn man nicht einen öffentlichen Aufstand wenigstens befürchten wollte; denn wegen der Gerichtsbarkeit der Bischöfe wollte und konnte es der Churfürst nicht wagen, die längst vorgeschlagene Kirchenvisitation ohne weise Vorbereitungen unternehmen zu lassen. Zuerst drang Luther auf die Abstellung der Messen, die er Greuel nannte, und dann auf alle mögliche Einfachheit gottesdienstlicher Ceremonien. Aber diese Ceremonien müsten nach Luthers Rath im ganzen Lande gleichförmig werden. In den mehresten Gegenden wurden diese guten Vorschläge wirklich angenommen, nur das wittenbergische Capitel weigerte sich gegen die Annahme derselben. Das Altenburgische war aber doch noch eigensinniger, und mit genauer Noth konnten Luther und Spalatin diese beyden Capitel zur Annahme der Vorstellungen überreden. In dieser Absicht schrieb auch Luther 1526 seine teutsche Messe und Anordnung des kirchlichen Gottesdienstes;

aber

*) S. T. XXI. p. 156.

†) Ebendaselbst. p. 165.

aber er war dabey so behutsam, daß er dem Ausland seine Meynungen hierüber nicht aufdringen wollte *).

Zu den übrigen zweckmäßigen Vorbereitungen gehört auch, daß auf Luthers Anrathen den zum Predigen unfähigen Landpfarrern erlaubt wurde, die Postille beym öffentlichen Gottesdienste zu gebrauchen, die Luther bereits schon herausgegeben hatte. Und endlich gehört noch hieher, daß Luther versprach, sogleich nach geendigter Visitation einen kleinen Catechismus zu schreiben, der zu einem bessern Unterricht

*) Es ist gar nicht meine Meynung, spricht er, daß ganz Teutschland so eben müßte unsere wittenbergische Ordnung annehmen. Ists doch bisher auch nie geschehen, daß die Stifter und Klöster, und Pfarren in allen Stücken gleich wären gewesen; sondern fein wär es, wo in einer jeglichen Herrschaft der Gottesdienst auf einerley Weise gienge, und die umliegenden Städtlein und Dörflein mit einander gleich parteten: ob die in andern Herrschaften dieselbigen auch hielten, oder etwas besonders dazu thäten, sollte frey seyn. S. Hall. T. X. p. 269. Vermahnung der Christen in Liefland T. X. p. 287. Reutlingen sollte die wittenbergische Anordnung gar nicht annehmen. S. Pfaffs Acten S. 30. Man sieht es auch in andern Ländern, daß man wirklich Luthers Rath befolgt hat, und man kann oft schon aufs Jahrzehend schliessen, worin in diesem oder jenem Land reformirt wurde, wie Hr. Prediger M. Riecke in Brünn schon angemerkt hat. S. den Vorbericht zu seinen zwo Predigten bey Einweihung des Evangelischen Bethauses zu Brünn in Mähren. S. XVI.

richt für das Landvolk dienen sollte. Er hielt auch wirklich sein Wort, und das fürtrefliche Büchlein hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten *). Die eigentliche Lehrformel aber für die sächsischen Kirchen verfertigte Melanchthon, und Luther war mit dieser Arbeit sehr wohl zufrieden, so daß man nun im Jahr 1527 die so lang gewünschte Kirchenvisitation anfangen konnte. Zuvor aber wurde nach Luthers Vorschlag das Land in einige Districte abgetheilt, wohin eigene Visitatoren geistlichen und weltlichen Standes abgeschickt wurden. In Thüringen visitirten Johann von Planiz, D. Hier. Schurf, Erasmus von Haugwitz, Melanchthon, Myconius, Gothaischer und Menius, Eisenachischer Prediger. Im Churkreiß, Johann Metsch, D. Benedikt Pauli, Bernhard von Hirschfeld, Johann von Taubenheim, Luther **), Jonas und Pommer. Im Osterland, von Wildenfels, von Kotteritz, von Einsiedel, von Feilitsch, von Brandenstein, Spalatin, und Musa, Prediger zu Jena †). Diese Männer brachten das wichtige Werk der Reformation im Jahr 1529 glücklich zu Ende, und selbst von Seiten

*) Daß dieser kl. Catechismus Lutheri immer vollständiger ausgearbeitet und umgeformt werden dörfte, wird freilich mit Recht mehr tagtäglicher Wunsch aufgeklärter Volkslehrer.

**) Luther ordinirte den ersten evangelischen Prediger, Georg Körer, zu Wittenberg.

†) S. Rosenbergs Hist. Abhandlung von der ersten Kirchenvisitation in der Evangelischen Kirche 2c. Breslau 1754 4.

ten der Bischöfe erfuhren sie einen unbeträchtlichen Widerstand. Vermuthlich gieng aber hier die Sache so gut, weil der Pabst gerade damals gefangen saß, und sie also auf dessen Hülfe nicht bauen konnten. Wer übrigens von den Mönchen und andern Geistlichen sich die neue Einrichtung nicht gefallen lassen wollte, der erfuhr, was bereits dergleichen Leuten in Hessen widerfahren war. Er wurde entlassen und nebst einem Geschenk — Gott befohlen.

So sahe es, mit der Reformation in Teutschland aus, als der Kaiser abermalen einen Reichstag ausschrieb, der den ersten Febr. 1529. seinen Anfang nehmen sollte. Aber auch auf diesem Reichstag wurde weiter nichts ausgemacht, als daß die Sache wieder auf einen andern Reichstag verschoben wurde, oder auf ein Concilium, zu welchem letzteren aber der Pabst nachher sehr schwer zu bewegen war. Der Reichstag zu Speyer hatte indeß doch seine wichtigen Folgen. Zwar schien die Gegenpartey der Protestanten *) auf diesem Reichstag mehr Nachgiebigkeit zu beweisen; zwar schien hingegen die

*) Hier ist bereits nicht mehr blos von Lutheranern, sondern schon auch von andern z. B. den schweizerischen oder sogenannten reformirten Protestirenden die Rede; denn der Streit zwischen den sächsischen und schweizerischen Theologen dauerte bereits schon ein paar Jahre, unter welchem Streit, wie wir bald hören, Luther manches that, das übertriebner Eifer genannt zu werden verdient.

die protestirende Parthey mehr Heftigkeit zu beweisen; allein am Ende zeigte sichs doch, daß die Protestirenden Recht hatten, ihrer Gegenparthey nicht zu trauen, denn die angehängten Klauseln im Reichsabschied liessen doch noch keinen Frieden hoffen, und sie schienen durch ihre Nachgiebigkeit nichts weiter thun zu wollen, als den Protestirenden eine gefährliche Falle zu legen. Vom Wormser Edict war freilich jetzt nicht eigentlich mehr die Rede — und das war die Nachgiebigkeit — aber doch sollten die protestirenden Stände nebst andern Artikeln die neue Lehre nicht weiter empor kommen lassen, diejenigen die von der alten Lehre, besonders von der alten Lehre des Abendmals abweichen würden, sollten mit den Wiedertäufern verdammt seyn. Diesen Reichsabschied wollten die protestirenden Stände *) nicht annehmen; sie appellirten daher an den Kaiser und schickten eine eigene Gesandschaft nach Italien, wo sich der Kaiser eben damals befand. Aber die Gesandschaft wurde ungnädig aufgenommen, und der Kaiser schrieb in sehr hitzigen Ausdrücken an die Herrschaften der Gesandten. Man hatte aber dieser Seits auch weiter nichts bessers erwartet, und man

*) Die protestirenden Stände waren der Churfürst von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Ernst, Herzog von Lüneburg, Philipp, Landgraf von Hessen, Wolfgang, Fürst zu Anhalt und noch die 14 Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostniz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Ysni, S. Gallen, Weissenburg und Windsheim.

man sahe sich genöthigt, ernsthaftere Maaßregeln wider die Unternehmungen der Gegenparthey und des Kaisers selbst zu ergreifen. Der erste, der sich in die Waffen setzen wollte, war Philipp, Landgraf von Hessen, und mit ihm noch einige andere Stände. Aber hiezu war der Churfürst von Sachsen am Ende nicht zu bewegen, ob er gleich anfangs in dies Bündniß zu treten versprochen hatte; seine Theologen in Wittenberg verdrehten ihm mit ihren schwachen Gründen den Kopf so sehr, daß er nie mit dem Schwerdt das Wort des Evangeliums retten wollte. Alle triftigen Gründe und Vorstellungen Philipps richteten bey dem Churfürsten nichts mehr aus; er hörte seine Theologen, und diese hörten nicht auf, recht in sein Gewissen zu dringen und ihn aufs eifrigste von dem Bündniß abzuhalten. Aber man höre auch Luthers hauptsächlichsten Grund, warum er dem Churfürsten so dringend abhielt, ins Bündniß zu treten. Weil auch die Gegner Luthers — die Zwinglianer mit ins Bündniß treten sollten. So weit war Luthers unversöhnlichster Haß gestiegen. Ists lobenswürdig, daß Luther aus solchen schwachen Gründen, die noch überdies aus sträflichem Sektenhaß herkamen, seinen Herrn von einem so rühmlichen Bund abhielt, und den Landgrafen einen unruhigen Kopf schalt*)? Aber man wird sich diese Anmerkung über Luthers Charakter desto eher gefallen lassen und sie nicht mißdeuten, wenn ich jetzt noch etwas weniges von seinem Streit

*) Seckendorf L. II. p. 135.

Streit mit Zwingli erzähle, welchen Mann Luther öfters so grob und gehässig behandelte, daß man sich des Unwillens beynahe nicht enthalten kann, wenn man Zwingels nachgiebiges Betragen so gemißhandelt und dann endlich so gereizt sieht, daß er nothwendig auch bittere, aber doch unwidersprechliche Wahrheiten Luthern ins Gesicht sagen mußte †).

Schon im Anfang des Jahrs 1527 gaben Zwingli und Luther zu gleicher Zeit jeder eine Schrift heraus, welche Schriften zugleich gegen einander gerichtet waren und das Sygnal zum folgenden Sakramentsstreit zwischen Luther und Zwingli gaben. Denn daß dieser Streit schon lange vorher geführt wurde, weiß man schon aus Carlstadts Geschichte, der aber jetzt nicht mehr Hauptperson war. In Zwingels erster Schrift findet man in der That viel Schonung für Luthern; aber da dieser in seiner Schrift

*) Hr. Prof. Schröckh hat zwar in seiner Lebensbeschreibung Luthers diesen Umstand weiter gar nicht erwähnt, als blos daß er mit den schweizerischen Theologen über die Lehre vom Abendmal nicht einig werden konnte. Allein auch die grösten Männer, wenn ihre Verdienste um die Welt auch noch so gros sind, sind Menschen, haben Schwachheiten an sich, und wenn diese Menschen auch gleich jene ersten Kirchenreformatoren sind. Und dieses sollte man in einer Lebensbeschreibung nicht vermissen dörfen. Indeß wer weiß es nicht, daß man zeither sich fast nicht unterstehen durfte, etwas von Luthers Schwachheiten und Fehlern zu sagen?

Schrift ungleich heftiger geschrieben hatte, so mußte nothwendig Zwingli in seiner zwoten Schrift einen beissenderen und heftigeren Ton annehmen. Von Luthern mußte man also wieder einen höheren Ton erwarten, und wirklich betrog diese Erwartung nicht; denn er fängt sogleich mit dem Teufel an, und spricht auch immer mit diesem, da er doch eigentlich mit einem Menschen — mit Zwingli hätte reden sollen. Z. B. sagt er: der Teufel habe Zwingels Ketzerey in die Welt gebracht, aber da diese ketzerische Schwärmerey zu grob und zu plump seye, so würde sie nicht lange halten. „Mir ists keine Sorge, spricht er, daß diese Schwärmerey lang sollt stehen, sie ist gar zu grob und frech und ficht nicht wider dunkel und ungewisse Schrift.“ Auf diese unzeitige Prophezeyhung Luthers prophezeyte auch Zwingli und sagte, daß seine Meynung und Lehre sich so lang erhalten würde, als die Lehre und Meynung seines Gegners, nemlich Luthers. „Bist du uns nicht verglichen, bekam dieser weiter zur Antwort, der Hochprieſter ders alles thut, und wir arme, ungelehrte, tölpische, tüffelische Schwermerlin“? —

Luther, der mit teufelischen Verführungen, mit Zoten des Teufels, mit Läſterungen wider den h. Geist um sich warf, welche letztere er seinen Gegnern Schuld giebt, mußte aber doch auch Gründe zu seiner Rechtfertigung angeben, damit man ihn nicht des unversöhnlichsten Hasses beschuldigen möchte. Und nun rechtfertigt er sich wirklich

lich und spricht: „Er sehe in seinen Rechtfertigungen nicht sowohl auf sie — nemlich auf seine Gegner — als vielmehr auf den hoffärtigen spöttischen Teufel, der sie also verführt habe, und wolle eigentlich an diesem, Gott zu Ehren, seine Lust büssen, und für seine tölpische Zoten mit gleicher Münze bezahlen.“ Was das für Gründe sind? — Denn nach Luthers Meynung redete also aus Zwingels und seiner Freunde Munde — der Teufel. Und in diesem Ton geht der Streit immer fort, bis der Landgraf Philipp den Vorschlag zu einem theologischen Gespräch gab, welches auch wirklich von beyden Partheyen angenommen, und das Gespräch den 1. Oct. 1529 zu Marpurg eröfnet wurde. Allein auch bey dieser Unterredung erfuhr man, daß dergleichen Mittel zu Hebung der Streitigkeiten nicht nur nichts fruchten, sondern am Ende so gar schaden. Luther bewieß weiter nichts, als was er vorher schon lang mit Machtsprüchen bewiesen hatte; und wenn er damit nicht durchkommen konnte, so that er Ausfälle auf die — arme Vernunft, und hiemit wars aus. Zwingli hingegen zeigte die schonendste Sanftmuth, wie Jonas und Brenz selbst gestehen mußten; auch bat Zwingli Luthern mit weinenden Augen um Frieden und um die Zusage, sich unter einander als Brüder in Christo zu erkennen, da doch alle andere Artikel ausser der Lehre vom Abendmal von beyden Partheyen angenommen worden seyen.

en *). Aber Luther war zu keinem Frieden, zu keiner Zusage brüderlicher Gesinnung zu bewegen †).

Der Landgraf Philipp sahe sich also in seiner Hofnung betrogen; denn nun sah er, daß die sächsischen Theologen nicht aufhören würden, ihren standhaften Churfürsten in seiner Unthätigkeit zu erhalten. Doch ließ sich dieser endlich bewegen, eine Zusammenkunft in Schmalkalden zu halten; aber seine Thologen wußten es wohl dahin zu bringen, daß hier nichts ausgemacht wurde, als daß man von den Schwabacher Artikeln eine Zeitlang redete, und dann wieder nach Hause gieng. Am 6. Jan. des folgenden Jahres kamen sie wieder in Nürnberg zusammen, aber hier wurde nach einem Streit über die Schwabacher Artikel, und ob man sich im Nothfall gegen

*) Luther gesteht dies selbst in einem Brief an D. Probst. Hall. T. XVI. p. 2825

†) Man würde diese Hartnäckigkeit Luthers gar nicht anhören, noch vielweniger glauben wollen, wenn er es nicht selbst in einem Brief an Link geschrieben hätte. „Der Herr Nikolaus Amsdorf ist voller Freuden, und preiset das Werk des Herrn, daß sie unsere Brüderschaft begehrt, und doch nicht erhalten haben. Fast in gleichem Ton schrieb auch Brenz an einen seiner Freunde; und es läst sich auch an der Wahrheit dieses Betragen Luthers gar nicht zweifeln, da er und seine Freunde es selbst öffentlich gestehen.

gegen den Kaiser wehren dürfte, ausgemacht, und noch eine Gesandtschaft an diesen geschickt, der aber gerade zu der Zeit wieder einen neuen Reichstag nach Augspurg ausschrieb, der noch im Jahr 1530. gehalten werden und der neuen Lehre ihr entscheidendstes Schicksal bestimmen sollte.

Auf diesem Reichstag erwarteten die protestirenden Stände nach allen Kennzeichen, die sie an den bisherigen Aeusserungen des Kaisers wahrnahmen, gar nichts Gutes. Allein sie konnten doch den Befehlen des Kaisers nicht ausweichen; daher entschlossen sie sich, die wichtige Reise nach Augspurg anzutreten. Der Churfürst nahm Spalatin, Jonam, Melanchthon und Luthern mit, welchen letztern er aber um seiner Sicherheit willen, in Coburg zurückließ, bis man sehen würde, wie etwa die Sachen noch weiter ausgehen könnten. Der Churfürst von Sachsen war auch kaum am 1. May, und der Landgraf am 12. May in Augspurg angekommen, als schon ein Zwist unter den Partheyen entstand, weil die Evangelischen ihre Geistlichen, die sie mitgebracht hatten, öffentlich predigen liessen, obgleich dieses Recht ihnen schon auf den vorigen Reichstagen z. B. in Speyer zugekommen war. Auser diesem Zwist ereignete sich nach der Ankunft des Kaisers und nach Eröfnung des Reichstags, die den 20. Jun. geschahe, noch ein anderer Umstand, der freilich kein gutes Vorspiel auf

die bevorstehenden Verhandlungen war. Es sollten nemlich nach kaiserlichem Befehl die protestirenden Stände dem am folgenden Tage gefeyerten Fronleichnamsfeste und den Messen beywohnen. Allein die Protestanten waren standhaft genug, diesen Befehl in einer bescheidenen Antwort von sich abzulehnen. Ihr eigenes Begehren von dem Kaiser war jetzt, daß sie ihr Glaubensbekenntniß, welches Melanchthon ausgefertigt und Luther von Coburg aus genehmigt hatte, öffentlich vor der ganzen Reichsversammlung ablesen und auf diese Art feyerlich bekennen dürften, was sie bisher gelehrt hätten und künftig noch lehren würden. Die katholische Parthey und sonderlich der Legat Kampegius und König Ferdinand widerriethen zwar dem Kaiser solche öffentliche Vorlesung dieser augspurgischen Confession, wie selbst der Churfürst Johann an Luthern schrieb „der König und der Widerpart hat aufs fleißigste dafür gewehret, daß die augspurgische Confession nicht vorgelesen würde *)“ allein endlich gab doch der Kaiser seine Erlaubniß dazu, und die Confession wurde wirklich am 25. Jun. in der kaiserl. Kapellstube vor der ganzen hohen Versammlung von dem churfächsischen D. Beyer laut und recht vernehmlich abgelesen †). Nach geendigter Verlesung, die

bey

*) Alt. T. V. p. 28 sq.

†) Die Namen der unterschriebenen Confessionsverwandten waren: Johann, Churfürst zu Sachsen; Georg, Marggraf zu Brandenburg; Ernst, Herzog zu Lüneburg; Phillpp, Landgraf zu Hessen; Wolfgang, Fürst zu Anhalt; die Städte Nürnberg und Reutlingen. S. formulam Concordiae.

bey 2 Stunden dauerte, ließ sich endlich der Kaiser das lateinische Exemplar überreichen, und versprach sodann diese wichtige Sache bald mit Fleiß zu erwägen. Und wirklich wurde schon am folgenden Tag, als am 26. Jun. diese Sache von dem Kaiser seinen katholischen Anhängern zur Ueberlegung übergegeben. Allein hier liesse sich freilich nicht viel Gutes versprechen, denn unter diesen katholischen Theologen, die die Confession genauer prüfen sollten, waren die erklärtesten Feinde Luthers, Johann Eck, Johann Faber, Cochläus ꝛc. die mit allem Bedacht von dem Brandenburgischen Churfürsten, Joachim I. und dem sächsischen Herzog Georg, nach Augspurg berufen und auch daselbst erschienen waren; die Folgen dieser Untersuchung zeigten sich auch bald, denn schon mitten im Julius ließ der Kaiser dem Churfürsten anzeigen, daß weder die bisher aufgeschobene Belehnung der Churwürde noch die Heyrath der Prinzessin Sybille von Cleve mit dem Churprinzen Johann Friedrich, und noch etliche andere Artikel Statt finden könnten, weil der Churfürst vom reinen Glauben abgefallen seye. Eben so verbot der Kaiser am Ende des Julius die Bekanntmachung und den Druck der augspurgischen Confession sowohl, als alle übrigen Schriften der Protestanten. Noch eine schreckendere Antwort bekam aber der Churfürst am 7. August, „wofern er nemlich nicht von der neuen Lehre abstehen würde, so sollte er vom Kaiser mit Krieg überzogen, sein Land verderbt, und

er samt seinem churfürstlichen Hause aller Würden und Erbschaften beraubt werden.

So sahe man wohl, daß erfolgt war, was man von einem Reichstag erwartet hatte; es wurde nichts ausgemacht, als Drohungen kamen von Tag zu Tag an die Protestanten, und nach einigen Gesprächen, welche noch im Monat August zwischen der katholischen und protestantischen Parthey gehalten wurden, wurde im September der Schluß des Reichsabschiedes den protestirenden Ständen vorgelesen und ihnen bis auf den April des folgenden Jahres Bedenkzeit gegeben, ob sie sich mit der römischen Kirche wieder vereinigen wollten oder nicht. In dieser Zwischenzeit sollten sie weder ihre Bücher drucken lassen, noch die katholischen Christen in ihrem bisherigen Gottesdienste stören, zumalen da die Confession der Protestanten hinreichend widerlegt worden seye. Und so nahm der Reichstag zu Augspurg ein Ende, ohne daß die Evangelischen Hülfe erlangt hatten.

Von mehreren Seiten her stunden jetzt die Feinde der Reformation auf, und es schien als würde ehestens ein Religionskrieg entstehen, worein, wie man schon vernommen hatte, auch Frankreich sich mischen und dem Kaiser sogar beystehen dürfte; und in dieser Absicht kamen die protestirenden Stände im Anfang des Jahrs 1531 abermalen zu Schmalkalden zusammen, und richteten daselbst ein Bündniß auf, sich wider ihre Feinde gemeinschaftlich zu beschützen,

wenn

wenn man sie nemlich angreifen würde. Aber hierein wollten Luther und Melanchthon abermalen nicht willigen, denn schlechterdings sollte man nach ihrer Meynung das Wort Gottes nicht mit dem Schwerdte vertheidigen. Indeß wurden sie aber doch so weit überredet, daß sie das Bündniß billigten. Ueberhaupt suchte Luther allezeit einen Religionskrieg zu vermeiden, und da ihm soviel an der äußeren Ruhe gelegen war, so rieth er auch dem Churfürsten an, daß er in die römische Königswahl des Königs Ferdinand einwilligen sollte, denn sonst möchte dennoch ein Krieg entstehen, der dem Evangelio Christi nachtheilig werden könnte. Ferdinand wurde also den 5. Jan. 1531 zum römischen König erwählt und zu Aachen den 11. Jan. gekrönt, von welcher Begebenheit sich Luther mehr Gutes versprach, als wenn sie unterblieben wäre *). Aber Luther willigte in Ferdinands römische Königswahl nur in der Absicht, einen Religionskrieg zu verhindern, nicht aber in Hofnung, als wenn durch diese Wahl eine Wiedervereinigung mit den Katholischen erreicht werden könnte. Wollte er doch sogar von gar keiner Vereinigung mit den schweizerischen Theologen und ihren Anhängern wissen, noch vielweniger die Hand dazu bieten.

Nach

*) Ob diese Vermuthung eingetroffen habe, wird man in dem oben versprochenen Werke erfahren. Ich kann also hier gar füglich einige Begebenheiten nur im Vorbeygehen berühren, weil alle Versuche und Verhandlungen dahin abzielten, die heftigere Verfolgungen, die jetzt ausbrachen, zu hemmen und eine Wiedervereinigung zuwege zu bringen.

Nach einigen Verfolgungen wurde 1532. die streitige Religionssache auf einem Reichstag zu Nürnberg abermal vorgenommen, und wider alles Vermuthen lief hier die Entscheidung dahinaus, daß der Kaiser die Sache auf einem allgemeinen Concilium wollte in Ordnung bringen und beylegen lassen. Aber dieses Concilium fand auf Luthers und des Pabstes Seiten Schwierigkeiten; jener nahm seine vorige Appellation an ein solch Concilium zurück, und wollte jetzt seine Sache blos durch die h. Schrift ausmachen lassen; dieser aber, der Pabst, wollte in kein Concilium willigen, weil die Sache am päbstlichen Hofe schon längst entschieden, nemlich Luthers Lehre und die darauf erfolgten Neuerungen schon längst verdammt seyen. Gleichwohl ließ sich aber der Pabst 1533. bewegen, in das Concilium einzuwilligen, allein es wurde immer weiter hinaus verschoben, und erst im Jahr 1535 schickte Pabst Paul III. einen Gesandten Petr. Paul. Vergerius nach Wittenberg, der deshalb mit Luthern handeln sollte. Wirklich unterredeten sich auch beyde mit einander, und Luthers Meynung lief endlich dahinaus, daß nicht viel von einem Concilium zu erwarten wäre. Eben dieser Meynung war auch der Churfürst, und es stund nicht sehr lange an, so trat Vergerius selbst zur lutherischen Lehre über. Indeß schrieb der Pabst doch, aller Widersprüche ungeachtet, 1536 das Concilium nach Mantua aus, und da die Evangelischen darein willigen mußten, so mußte Luther die augspurgische Confession noch deutlicher auseinander setzen und die schmalkaldischen

Arti-

Artikel schreiben, die ihren Namen von dem Orte haben, wo sie bekannt gemacht wurden. Diese Artikel, die ungleich härter waren, als wie sie vorher Melanchthon beschrieben hatte, wurden von vielen Fürsten, die zeither sich noch zur augspurgischen Confession gewendet hatten, von Melanchthon und andern sächsischen Theologen unterschrieben. Doch das Concilium kam nicht zu Stande, und die Reformation wurde immer allgemeiner, besonders als Herzog Georg zu Sachsen 1539 starb, und sein Bruder, Heinrich der Fromme, der die lutherische Lehre schon längst angenommen hatte, zur Regierung gekommen war. Es wurde also auch in Sachsen reformirt, und Luther sahe von Tag zu Tag weniger Hindernisse. Denn die Vorwürfe, die Luther hören mußte, weil Landgraf Philipp der Großmüthige zu seiner noch lebenden Gemahlin noch eine andere heyrathete, sind nicht eigentliches Hinderniß; diese Vorwürfe galten mehr Luthern. So wie auch die Streitigkeiten, die unter den Unterthanen der Grafen von Mansfeld entstanden, eigentlich nur Vorwürfe verursachten. Man hielt zwar noch einige Reichstage z. B. in Regenspurg und Speyer, allein es gieng hier eben so zu, und es wurde hier eben soviel ausgemacht, als auf den vorigen Reichstagen. Die Reformation wurde immer allgemeiner, keine Verfolgung, keine Reichsversammlung, auch das Concilium zu Trident nicht, das im Jahr 1545 seinen Anfang nahm, konnten die Ausbreitung der neuen Lehre hemmen, noch vielweniger unterdrücken, was auch Kaiser und Könige dawider sagen und be-

fehlen

fehlen mochten. Luther konnte also zu Eisleben, wohin er sich begeben hatte, um die eben erwähnten Streitigkeiten bevzulegen, am 18. Febr. des Jahrs 1546 ruhig sterben. Sein Leichnam wurde in Begleitung vieler fürstlichen, adelichen und gemeinern Personen von Eisleben aus nach Wittenberg gebracht, und in der Schloßkirche daselbst begraben*). Sein Ehrendenkmal ist seine fürtrefliche Lehre selbst, die trotz aller Verfolgungen und Widersacher bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Luther schrieb noch kurz vor seinem Ende einige Schriften und unter andern auch noch einmal wider das

*) Seine Wittwe starb im Jahr 1552. und seine Tochter Margaretha — zwo seiner Töchter waren schon vor ihm gestorben. — wurde an einen Fürstlich-Preußischen Rath, Georg von Kunsheim, verheyrathet. Sein erster Sohn **Johannes**, starb zu Königsberg 1575. nachdem er als Rechtsgelehrter am Sächsischen und Preußischen Hofe gestanden hatte. Sein zweyter Sohn, **Martin**, starb 1565. studirte Theologie, verwaltete aber kein öffentliches Amt. Sein dritter Sohn, **Paul**, studirte die Arzneygelahrtheit, und erlangte in dieser Wissenschaft einen großen Ruhm. Er diente lange als Leibarzt an dem Sächsischen und Churfächsischen Hofe. Er starb zu Leipzig 1595. und seine männliche Nachkommenschaft pflanzte sich bis 1759 fort, da sie endlich zu Dreßden durch den Tod des Rechtsconsulenten Martin Gottlob Luthers erlosch. Es traf also auch hier ein: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen!“

das Pabstthum, ob dieses nemlich von Gott und Christo gestiftet seye; aber die Sprache, in welcher besonders letztere Schrift geschrieben war, fällt sehr ins Beissende, und müssen seine Worte schwerlich von dem h. Geist dictirt worden seyn, wie der gute Mann fast zu glauben scheint. Es lohnt also auch der Mühe nicht, etwas umständlicher von dieser Schrift zu sagen, denn man hat schon genug, wenn man weiß, daß Luther mit Teufeln, Spitzbuben, Eseln, — so wie er auch in einer vorhergehenden Schrift gethan hat — um sich warf, welches doch wohl die Sprache des heiligen Geistes nicht seyn kann. Aber das wird man sich leicht denken können, daß diese und dergleichen Schriften die katholischen Christen nur noch mehr und heftiger reizen; daß der Religionskrieg, den Luther selbst so sehr befürchtete, bald ausbrechen mußte, der aber auch wirklich, als Luther kaum etliche Monate todt war, ausbrach, und, wie man leicht erwarten konnte, den Protestanten sehr übel bekam. Doch zum Glück dauerte dieser so lang gefürchtete Krieg kaum ein Jahr; und die Sache, so traurig sie auch jetzt für die Protestanten ablief, bekam plötzlich eine andere Wendung. Es wurden nemlich die angesehensten fürstlichen Häupter unter den Protestanten von Morizen gefangen, und dieser raubte noch überdies seinem Vater den Churhut. Allein der Kaiser, da er Morizen sein Versprechen so lange nicht erfüllte, so wurde dieser auf einmal rebellisch, so gut er es auch vorher mit dem Kaiser gemeynt und ihm fürtrefliche Dienste geleistet hatte. Er

suchte selbst zu erhaschen, was ihm der Kaiser versprochen und so lange nicht geben wollte. Er wändte sich nun zur Parthey der Protestanten, und es war dieser Entschluß auch wirklich nothwendig, wenn er sein Churfürstenthum Sachsen erhalten wollte, denn schon giengen die alten Räthe weg und es war für jeden ein großer Schimpf, ja es wurde ihm für ein Verbrechen der Ketzerey angerechnet, wenn er bey dem neuen Churfürsten Dienste nahm. Wurde es doch dem alten Melanchthon sehr übel aufgenommen, daß er nicht von Wittenberg weggieng, an das er doch schon lange her gewöhnt war! — Moriz überfiel also den Kaiser Karl V. und seinen Bruder Ferdinand so unvermuthet, daß sie sich nicht mehr besinnen konnten, jagte ihnen ab, was sie ihm für seine vorigen Dienste versprochen hatten, nöthigte sie zu einem für ihren Gegner vortheilhaften Vergleich, den sie in Passau mit einander aufrichteten; und in kurzer Zeit darauf brachte es Moriz so weit, daß den Protestanten auf einem Reichstag zu Augspurg 1555. die erste Religionsfreyheit recht feyerlich garantirt wurde.

Römische Hierarchie.

Unstreitig mußte das Pabstthum durch die bisherigen Religionsstreitigkeiten, die der Mönch in Wittenberg erregt hatte, ungemein viel verlieren; aber es hätte in der Folge noch weit mehr verlieren müssen, wenn nicht mit dem Anfang der Reformation eine andere Erscheinung in Italien parallel gelaufen wäre. Und das war die Erscheinung der Compagnie Jesu oder der Jesuiten, die dem h. Stuhl eben das wurden, was dem türkischen Grossultan die Janitscharen sind. Man sollts freilich nicht glauben, daß eine Gesellschaft, wie diese Gesellschaft Jesu in ihrer ersten Entstehung war, einst in alle Fugen der kirchlichen und politischen Regierung eingreifen lernen konnte. Aber wenn man den Zustand der damaligen Bettelmönche weiß, wie diese dem Pabste nicht mehr so nützlich, ja durch ihren unaufhörlichen Kapuzenkrieg sogar immer unthätiger und schädlicher, wie endlich die mehresten Bettelorden dem Volke selbst verhaßter wurden, und wenn man dann den Zustand weiß, in welchen sich diese neue Gesellschaft Jesu gleich nach ihrer Entstehung setzte, so ist es nicht mehr so unauflösbares Räthsel, wie sich dieselbe den Zutritt an die Höfe verschaffen und dadurch das Ruder der geistlichen und weltlichen Regierung katholischer Fürsten in die Hände spielen konnte.

Der Urheber der Stiftung dieser neuen Ordensleute war ein gewisser armer Edelmann aus Spanien, Ignaz Lojola, der 1521 als Luther in Worms verhört wurde, das Unglück hatte, bey der Belagerung von Pampelona ein zerschmettertes Bein davon zu tragen. So lange man an diesem verunglückten Bein kurirte, las er die Flores sanctorum, einen alten frommen Roman. Und dieses Lesen brachte ihn auf den Vorsatz, durch Stiftung eines neuen Ordens der Welt nützlicher zu werden; es stund auch wirklich nicht lange an, so fanden sich in Paris einige junge Leute, die ihm an Fanatismus so ganz vollkommen glichen. Er eilte dann sogleich nach Rom, wo wider alles Erwarten der Pabst die Erlaubniß ertheilte, daß Lojola einen neuen Orden stiften dürfte, der den Namen Gesellschaft Jesu erhielt. Sobald nun dieser neue Orden bestätigt war, so begaben sich die Glieder desselben wieder auseinander und eilten an die königlichen Höfe. Vorzüglich aber fanden diese Fanatiker in Portugall gnädige Aufnahme. Denn da sie nicht betteln, sondern die Jugend unterrichten, und sich auch zu Missionsgeschäften brauchen lassen wollten, so versprach man sich sonderlich in Portugall einen großen Nutzen von den Bemühungen dieser Mönche. Aber wie vom Zauber geblendet, wurden sie durch ihre angenehm scheinende Moral, die sie bald aufgestellt hatten, auch von andern Großen zu angenehmen Gesellschaftern und dann endlich sogar zu fürstlichen Beichtvätern erwählt.

Und

Und dadurch bahnten sich diese Leute den Weg in die geheimen Cabinetter, worin sie vorzüglich der katholischen Welt nützlich, wenigstens in dieser Rücksicht nützlich wurden, daß man bis heut noch einen Pabst hat. Denn nur die Jesuiten sind es, die seit Luthers und Calvins Zeiten das Pabstthum retteten, wie wir am Ende dieser Geschichte deutlich sehen werden, indem sie die politischen Vortheile der Fürsten mit der katholischen Religion verbanden. Der erste wichtigste Versuch, den diese neuen Ordenstheologen zur Erhaltung des Pabstthums machten, gelang schon auf der Synode zu Trident *). Die Synode dauerte 18 Jahre lang, und die gelehrten Orthodoxiefabrikanten, die Jesuiten, zogen hier so haarfeine Gränzlinien, redeten oft so zweydeutig, liessen die Hauptsachen oft ganz unberührt, und schoben in Sachen der Kirchenzucht betreffend, am Ende wieder alles nach Rom, wodurch sie zwar selbst manchen Katholiken, dem bisher der römische h. Geist recht wohl gedient hatte, wider den römischen Stuhl aufbrachten, aber dennoch der Welt am Ende zeigten, daß der Pabst noch eben der Pabst, daß die Mißbräuche in der Kirche noch immer nicht abgeschaft,

*) Die Geschichte dieses Conciliums ist von einem venetianischen Theologen, Paul Sarpi, ganz fürtreflich beschrieben worden; und Sarpi hat dem Pabst durch seine Schriften eine eben so unheilbare Wunde geschlagen, als Luther that, obgleich jener nicht zur Parthey des letzteren übertrat.

schaft, und daß alle Verhandlungen, die man auf der bisherigen Synode gepflogen hatte, bloßes Kinderspiel gewesen seyen; eine bloße Komödie, worin man die Welt bisher getäuscht hatte. Aus Erkenntlichkeit gegen diese Verdienste der Jesuiten übergab der Pabst ihnen fast das ganze Gouvernement über den katholischen Glauben und die neugestifteten katholischen Universitäten wurden Eigenthum der Jesuiten. So konnten nun wohl die Menge solcher Schöngeister gebildet und das Pabstthum durch sie erhalten werden. Erst Ganganelli sahe vor ungefähr 12 Jahren diesen fast unheilbaren Schaden ein und zerstickte die Jesuitische Brut. *Freilich nur* in der Absicht, um die abscheulichen Mißbräuche, die bereits in der katholischen Kirche immer zugenommen hatten, zu tilgen; nicht aber das Pabstthum, wie so viele Protestanten bisher geglaubt haben, das doch wohl keinem Pabst in Sinn kommen kann. Nur muß man sich wundern, daß nie ein Jesuit Pabst wurde, da es doch ein ganz herrliches Ding um einen solchen italiänischen Blutigel ist.

So wie das Tridentinische Concilium geschlossen war, so kam Pabst Pius V. Aber schon gegen diesen Pabst äusserten sich selbst katholische Staaten so unfreundlich, daß man schon daraus abnehmen kann, wie wenig eigentlich auf dem langen Concilium ausgemacht, ja daß selbst der Zügellosigkeit des römischen Hofes nicht Einhalt gethan worden sey. Pius machte erstlich eine Bulle bekannt, worin er

die

die Geistlichen von den bürgerlichen Abgaben loßsprechen will. Aber in Spanien und Venedig wurde diese Bulle nicht einmal bekannt gemacht; so viel Respect hatte man auf dem berühmten Concilium gegen den Pabst gelernt. Nur mit Gewaltthätigkeiten gab sich also dieser Mann ab, indem er alle diejenigen sehr heftig verfolgte, welche nicht annehmen wollten, was die h. Väter zu Trident beschlossen hatten. Es mußte ihm daher unleidlich seyn, wenn Kaiser Maximilian II. den Protestanten Gewissensfreiheit schenkte, und Elisabeth, die Königin von England das Pabstthum auszurotten suchte. Um sich aber doch auch einen Schein von Frömmigkeit zu geben, so schafte er die Hurenhäuser in Rom ab; gleichwohl galt sein Ansehen selbst in Rom nicht mehr, als daß er wieder aufbauen lassen mußte, was er vorher niederreißen ließ. Endlich schrieb er auch einen Katechismus, die doch einmal eine Unternehmung heißt, die nicht ohne Nutzen war. Nur sein Meßbuch, Brevier, Agnus Dei für die Soldaten hätte er können zurückbehalten, da man schon ungereimte Dinge genug in der Welt hatte.

Nach Pius V. Tode bestieg ein alter Mann, ungefär schon 70 Jahre alt, den päbstlichen Stuhl. Und dieses war Gregor XIII., der sich durch seinen Kalender, der von ihm den Namen bekam, verewigt hatte. Man hatte sich zeither des bekannten Julianischen Kalenders bedient, aber nach verschiedenen Bemerkungen von Unrichtigkeiten, die sich in

dem

dem alten Kalender befanden, gerieth schon Pabst Sixtus IV. auf den Gedanken, eine Verbesserung desselben zu veranstalten. Allein diese Sache fand mehrere Schwierigkeiten, als man fast nicht denken sollte, und selbst auf einem Concilium im Lateran und auch zu Trident, wurde manche Einwendung dagegen gemacht, bis endlich Gregor XIII. durchdrang. Ausser diesem besorgte er auch eine bessere Ausgabe des Corp. jur. can. und das römische Martyrologium; so wie ihm sehr viel daran gelegen war, die Kirche zu Moscau mit der römischen Kirche zu vereinigen, wozu er sich wahrscheinlich der Jesuiten bedienen mochte, die unter ihm vorzüglich sehr hoch stiegen. Hätte doch Gregor XIII. alles das, was man Gutes von ihm sagen könnte, nicht mit seiner Freude an der schändlichen Bartholomäusnacht, und an der Pariser Bluthochzeit vernichtet; er billigte diesen Schandfleck in der französischen Geschichte, mit allerhand Danksagungen und Ehrenbezeugungen, womit er dem Könige von Frankreich seine Freude darüber bezeugen wollte. Doch er wurde nicht dafür belohnt, denn der König wollte der Höflichkeit des Pabsts ungeachtet dennoch die Schlüsse des Tridentinischen Conciliums nicht annehmen. Mit einem Wort: der Pabst näckte die Fürsten, und die Fürsten näckten den Pabst, nachdem dieser einmal sein altes Ansehen verloren hatte.

Verschmitzter als Gregor führte sich sein Nachfolger Sixtus V. auf, der, wie man sagt vom Schweinehirten endlich bis zum Pabst promovirte. Von ihm soll die unverbürgte Sage gelten, daß er schon alt und fast lebenssatt war, als er Pabst wurde, allein gleich nach seiner Wahl soll er sich wieder verjüngert haben, und soll er einst, als er wegen seiner jetzigen Munterkeit wegen befragt wurde, geantwortet haben: „bisher bin ich gebückt gegangen, die Schlüssel Petri zu suchen, nun ich aber dieselbige gefunden habe, kann ich aufrecht und munter gehen.“ Grausamkeit schien indeß doch seine Haupteigenschaft gewesen zu seyn, denn es war ihm sehr darum zu thun, Könige und Fürsten wider einander aufzuhetzen, und an dem Tode des ermordeten französischen Königs bezeugte er ungemein große Freude, vermuthlich weil ihm der König noch immer nichts nachgegeben hatte, und auf seinen Landesrechten bestand. Verschiedene von Sixti Nachfolgern sind theils gar nicht lange an der Regierung gewesen, theils waren sie eben so grausam und spöttisch wild, als ihre Vorgänger, daher sie kaum bemerkt wurden, denn man war des Wütens der Päbste schon gewohnt; und Schonung der teutschen Provinzen und der Protestanten durfte man wohl schwerlich von einem der damaligen Päbste erwarten, da das längst angezündete Feuer selbst unter den Fürsten in Teutschland noch immer brannte und selbst der greuliche Haß noch in den Herzen der Päbste und der Kardinäle kochte. Man bekümmers

merte sich freilich nicht mehr viel um den Pabst, denn gelehrte Geistlichen hatten die teutschen Katholiken in diesem 16. Jahrhundert anfangs nur wenige, am Ende aber gar keine aufzuweisen. Hingegen zog Paul V. am Anfang des 17. Jahrhunderts den Vorhang einer neuen Tragödie auf; Venedig war der Schauplatz, aber Sarpi demüthigte in seinen schönen Schriften den römischen Vicegott.

Wir haben zwar schon oben bemerkt, daß der Pabst mit den Venetianern einige Zeit her eben nicht so recht gut stund, und nur die Streitigkeiten, die sich jetzt über die Gnade und über den freyen Willen des Menschen erhuben, machten es, daß das Feuer der Uneinigkeit zwischen dem Pabste und den Venetianern nur noch glimmen konnte. Auch der Streit über die unbefleckte Empfängniß Mariä, der jetzt von den Jesuiten und den Dominikanern wider die Franziskaner geführt wurde, verursachten dem Pabst manche bittere Vorwürfe und unangenehme Stunden, weil es sehr mißlich war, über einen solchen vielbedeutenden Streit zu entscheiden, ohne es weder mit der einen noch mit der andern streitenden Parthey zu verderben, daran doch so sehr viel gelegen war; denn diese Garderegimenter des römischen Stuhls konnten ja ihrem Herrn dennoch gute Dienste leisten. Indeß da die Venetianer wieder so verwegen waren und in die päbstlichen Rechte eingriffen, so konnte der Pabst seinen Unwillen

willen gegen diese Verwegenen nicht länger mehr zurückhalten, er mußte ausbrechen; doch that Paul V. dieses noch mit einer Art, die mehr väterliche Zurechtweisung heissen sollte. Der Rath zu Venedig unterstund sich nemlich die Macht auch über die Geistlichen auszuüben, und dazu gab ihm ein Augustinermönch, der ein junges Mädchen zuerst unglücklich gemacht und dann ermordet hatte, Gelegenheit. Der Mörder wurde, ohne daß man es dem Pabst vorher anzeigte, andern zum Beyspiel hingerichtet. Eben dieses verdiente Schicksal hatten auch andere Verbrecher, die aus dem geistlichen Orden waren und nach altem Herkommen nur unter die päbstliche Gerichtsbarkeit gehörten. Ueberdies so schrenkte jetzt der Rath zu Venedig die Klosterstiftungen in der Republik ein; und ohne Einwilligung des Raths sollte niemand mehr ein geistliches Gebäude stiften oder irgend ein anderes Vermächtniß für Geistliche ausstellen, denn die Geistlichkeit, die bereits schon für 30 Millionen Dukaten an Ländereyen besäße, würde durch solche große Reichthümer nur übermüthiger und lasterhafter; das Volk aber würde dadurch arm, und der Staat leide darunter die gröste Noth. Der Pabst beschwerte sich bey dem venetianischen Gesandten in Rom sehr bitterlich über diese Eingriffe in die alten Rechte des päbstlichen Stuhls. Allein der Rath zu Venedig kehrte sich nicht an die Klagen des Pabsts; er fuhr vielmehr in seinen Unternehmungen fort, und der Streit wurde endlich weitläuftiger. Der König

von Spanien half dem Pabste, und ergrif zu dessen Hülfe die Waffen; aber der König von Frankreich suchte die Beylegung des Streits durch einen eigenen Gesandten zu betreiben. Lange nicht wollte sich hierzu der Pabst verstehen. Aber endlich nach einigen heftigeren Drohungen wurde die Sache zum Vortheil der Venetianer entschieden*), bey welcher Gelegenheit Sarpi die geheimen Wunden des Pabstes recht fein aufdeckte.

Nicht viel weniger Verdrießlichkeiten mußte der Pabst in dieser Zeit auch von England aus ertragen, und man sieht aus der Geschichte des nach London geflüchteten Bischofs Marcus Antonius von Dominis gar wohl, wie wenig man großentheils in England nach dem römischen Oberpriester fragte. Ganz öffentlich konnte von Dominis die römische Religion in der Paulskirche zu London abschwören und nachher unter des engländischen Königs Schutz wider die römische Kirche schreiben. Und wenn die Freundschaft des Pabstes mit Frankreich in Betracht gezogen wer-

den

*) S. Thuani Acta inter Papam Paulum V. et Venetos Lib. 137. „Eine kleine Italiänische Republik machte also den Anfang der Revolution, welche nachher die französische Gelehrte mit so abwechselndem Glück zu befördern suchten, und die Kaiser Joseph II. zum ewigdaurenden Wohl des ganzen kultivirten Europa vollenden wird. “S. Herrn Prof. Spittlers Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche. S. 429.

den sollte, so sieht man ebenfalls, wie schwankend dieselbe in dieser Zeit gewesen seyn müsse, wenn ein Syndikus der Pariser Universität, Edmund Richer, die Wunden, die Sarpi dem Pabstthum geschlagen hatte, frisch zu erhalten suchte. Ein Theil der Nation war doch auf Richers Seite, obgleich dieser gute Mann nachher ein Opfer seiner Vertheidigung der französischen Rechte werden mußte. Und nur durften sich die Zeitumstände ein wenig ändern, so hatte der Pabst den französischen König wieder zu seinem alten Feind. Pabst Paul V. ließ also seinem Nachfolger Gregor XV. noch manche verdrießliche Arbeiten übrig. Außer dem aber, was dieser Gregor nach dem Beyspiel der mehresten seiner Vorfahren auf seine Nepoten verwendete, that er weiter nichts, als daß er in Spanien wieder ein paar neue Heiligen kanonisirte, wo über die Gedächtnißfeyer des Einen fast wieder ein Streit mit Frankreich entstanden wäre. Denn der französche Heilige sollte aus dem Heiligenkalender ausgestrichen werden. Es ist also dieser Pabst gar nicht merkwürdig, so wie auch sein Nachfolger Urban VIII. zur Beförderung des römischen Stuhls nicht viel mehr that. Denn er brachte es nicht einmal so weit, daß die Streitigkeiten, die seit kurzem in der neuen Kirche in Aethiopien und Abissynien entstanden waren, beygelegt wurden. Und die Jesuiten mußten daselbst wieder abziehen, nachdem das Volk den Betrug dieser Leute merken gelernt hatte. Mit nichts also konnten sich die Päbste in dieser ganzen Periode berühmt machen, als daß sie allerhand unwürdige

Einrichtungen in ihrer Kirche machten, z. B. daß Urban VIII. ein vierzigstündiges Gebet einführte, welches alle Wochen in 5 Kirchen zu Rom 3mal gehalten werden sollte, daß sie noch immer neue Orden stifteten, wie z. B. Urban VIII. den Ritterorden de Conceptione, d. i. von der unbefleckten Empfängniß Mariä stiftete, worin der polnische König, Uladislaus einer der ersten Ritter war *). Auch führte Urban einen Krieg mit dem Herzog von Parma, worüber er endlich sein Leben einbüssen mußte. Noch muß man aber bemerken, daß aller dieser Dinge ungeachtet, die unter der Regierung dieses Pabstes vorgefallen sind, doch keine Begebenheit so merkwürdig ist, als die sogenannten Jansenistischen Streitigkeiten, die in dieser Zeit ihren eigentlichen Anfang nahmen, und die endlich das noch ersetzten, was bisher noch gefehlt hatte, dem Pabstthum oder der Lehre desselben den gefährlichsten Stoß zu geben. Urban war aber gar nicht der Mann, der nur ein wenig Balsam in diese Wunde hätte gießen können, die durch diese Streitigkeiten noch zu den vorigen Schäden geschlagen wurde. Mehr als einer seiner Nachfolger suchten diese Streitigkeiten beyzulegen

such-

*) Das Ordenszeichen, das diese Ritter tragen, ist ein rothes Kreuz, woran eine goldene Kette befindlich ist, welche Kette eine Flagge hält, in welcher man das Bildnis der Jungfrau Maria und den Teufel unter ihren Füßen sieht, mit der Ueberschrift: vince hoc insigni vere nostro; d. i. Mit diesem unsern wahrhaften Zeichen sollt du überwinden.

suchten an dem offenbaren Schaden der katholischen Kirche zu heilen, aber keiner brachte etwas erhebliches zuwege, weil sie nach ihrer alten Maxime tractirten, nemlich weil sie ihre Gegner ebenfalls mit Machtsprüchen widerlegen wollten. Die Jesuiten thaten ihr Möglichstes, aber, wie wir gleich hören werden, es halfen alle ihre Bemühungen nichts, wenigstens nicht viel.

Diese Jansenistische Streitigkeit hat ihren Namen von ihrem Urheber, Cornel. Jansenius, der die Meynungen des alten Kirchenvaters, Augustinus, gehabt haben soll. Es seye diesem, wie ihm wolle — denn die eigentlichsten Sätze, die daraus verdammt wurden, lassen sich in doppeltem Sinn erklären — so war es nicht Jansenius allein in der katholischen Kirche, der Augustini Meynungen hegte; hat doch schon sein Vorgänger Michael Bajus, der vor ihm Bischof zu Ypern war, dergleichen Meynungen geäussert, und mit Jansen lebten noch verschiedene Männer, die ihm beystimmten, so wie der Mann überhaupt sehr viele Anhänger bekam. Freilich war Augustinus nicht der Lieblingskirchenvater in der katholischen Kirche, deren Gelehrte nichts als scholastische Spitzfindigkeiten herschwatzten, und Luther hielt seinen Gegnern oft nur Augustinum entgegen, so wie Luthers Lehre überdies sehr augustinisch lautete. Es war also auch einmal Zeit, daß ein Mann auftrat, der die unsystematischen Werke des Augustinus ganz durchstudirte, und Jansenius war endlich der Mann, der sich diese saure Arbeit

nicht

nicht verdrießen ließ, der fast sein ganzes Leben damit zubrachte *). Jansenius selbst konnte es nicht mehr zum Druck befördern, sondern seine Freunde übernahmen diese Mühe erst nach seinem Tode. So schwerfällig und mühsam es indeß auch war, Jansens Folianten durchzulesen, so fand er dennoch viele Leser, und dieses machte, daß die Jesuiten, die den Mann ohnehin nie leiden konnten, nicht ruhesten, bis sie eine eigene Bulle von Urban VIII. auswürkten, die diesem neuen Werke heterodoxe Meynungen zuschrieb. Aber da die Sorbonne zu Paris, die Universität zu Löwen, und verschiedene angesehene Gottesgelehrte sich Jansens Meynungen annahmen, so druckte sich Urban sehr unbestimmt hierüber aus, und vielleicht hätte sein Nachfolger Innocenz X. sich eben so unbestimmt erklärt, wenn nicht seine Schwägerin, Olympia †) die päbstliche Regierung mehr in Händen gehabt hätte. Allein da dieses schändliche Weib das geistliche Ruder eigentlich führte, so mußte Innocenz fünf

*) Es war noch um so mehr die Uebernahme eines solchen Werks nothwendig, weil Jesuiten und Dominikaner immer sich auf Augustin berufen wollten, und doch die Meynungen dieses Kirchenvaters in einigen Stücken nicht annahmen.

†) Gualdus in seiner Histor. Olympiae erzählt ganz hübsche Sächelchen von diesem unzüchtigen Weibe, und Jägers Histor. Ecclesiae sec. XVII. so wie auch Conrings Conclave Alexandri VII. sind voll der abscheulichsten Nachrichten von Innocenz X.

fünf irrige Sätze finden, die sich in Jansens Werk befinden sollten, und die nun geradezu verdammt werden mußten. Freilich weil Jansenius seine Sätze nicht selbst mehr vertheidigen konnte, so entstand nach Verdammung derselben bald ein Streit darüber, in welchem Sinn denn etwa der Verfasser diese Sätze niedergeschrieben haben möge; und vorzüglich trösteten sich Jansens Freunde damit, daß, da die Sätze in einem falschen und wahren Sinn erklärt werden könnten, auch der Pabst dieselbe im erstern Sinn vor Augen gehabt haben müsse; und überhaupt könnte nach der richtigen Meynung der Jansenisten der Pabst hier gar nicht entscheiden. Allein in der Folge zeigte es sich, ob sie hier richtig urtheilten. Während nun daß die Jansenisten sich hiermit trösteten und sich immer mehrere Anhänger verschaften, starb Innocenz X., nachdem er vorher mit Unwillen vernehmen mußte, daß in den Münsterischen Tractaten einige geistliche Güter auf die Protestanten kommen, und in den Osnabrückischen Tractaten denselben die Gewissensfreiheit zugestanden werden sollte. Auch konnten weder der päbstliche Legat, noch der Pabst mit ihren Einwendungen gegen diesen Frieden durchdringen, und letzterer mußte sich am Ende damit begnügen, daß er den Frieden durch eine Bulle zu vernichten suchte, die aber den gewünschten Erfolg nicht bewürkte. Man sieht also auch hieraus, wie tief das Ansehen des päbstlichen Stuhls bereits schon gesunken war, und daß nur einige gewagte Gewaltthätigkeiten des Pabsts zuweilen noch etwas vermochten; indeß würde aber

auch

auch dieses nicht geschehen seyn, wenn Lojola's Söhne nicht überall ihren Einfluß gehabt hätten.

Alexander VII. der dem Innocenz auf dem päbstlichen Stuhl folgte, machte sich weiter durch nichts merkwürdig, das dem Pabstthum vortheilhaft gewesen wäre, als daß er Jansens Sätze für ketzerisch fand, und also die Jansenisten eines bessern belehren wollte, indem er die Sätze recht feyerlich verdammte, ja es bey dem wankelmüthigen Ludwig XIV. in Frankreich so weit brachte, daß jeder, der künftig ein Amt in Frankreich erhalten wollte, zuvor die Jansenistischen Meynungen öffentlich abschwören und ihren Urheber noch nach seinem Tode verdammen muste. Dafür aber zwang der König den Pabst, einen nachtheiligen Frieden mit ihm zu schliessen. Gleichwohl waren die Jesuiten mit dieser Verdammung noch nicht zufrieden; jeder französische Unterthan sollte Jansens bedingt verdammten Sätze ganz unbedingt verdammen; sie drangen daher in den König, der dem Pabst keine Ruhe lassen sollte, bis ihr Wunsch erfüllt wäre. Clemens IX. der jetzt auf dem päbstlichen Stuhl saß, hatte sich zwar schon freuen wollen, daß er den Streitigkeiten durch einige Vermittelungen ein Ende gemacht habe; als in Frankreich Jansens ganze Parthey völlig unterdrückt wurde, und sich nun nach den Niederlanden flüchtete, wo sie sich eine eigene ächtkatholische Kirche sammelte, die nun keine Gemeinschaft mit dem römischen Stuhl mehr hatte. Wie es den Pabst gekränkt haben muß, wieder eine neue von ihm unabhängige

gige Parthey zu sehen, wodurch seine Macht von Tag zu Tag mehr geschwächt wurde, und woran jetzt niemand Schuld war, als er und der König in Frankreich, der sich durch die Jesuiten zu den grausamsten Bedrückungen der Parthey verleiten ließ? — Spotteten doch selbst viele große und angesehene Männer über dieses Verfahren, das dem Pabstthum so großen Schaden brachte! — — Es schien überhaupt alles im Gang der Verwirrung zu gehen; in Italien und Rom war man selbst über die Aufführung der meisten Päbste unzufrieden, in Teutschland kamen auch allerhand neue Auftritte zum Vorschein, die dem Pabstthum nichts Gutes verkündigten; und Frankreich hörte ebenfalls nicht auf, den Pabst zu necken, das Clemens X. recht eigentlich erfahren mußte. Innocenz XI. gieng es nicht besser. Der König in Frankreich wollte nemlich die einjährigen Einkünfte erledigter Kirchenämter, die er bisher an sich ziehen konnte, auch in denen Gegenden behaupten, deren er sich nunmehr bemächtigt hatte. Allein diese Regalen wollte der Pabst dem Könige nicht gestatten, und da es der Pabst ohnehin schon durch Verdammung der Jesuitischen Sittenlehre *) mit den Jesuiten in Frankreich verdorben hatte, so gaben sich dieselben alle ersinnliche Mühe, den französischen König recht wider den Pabst aufzubringen; so daß auch wirklich ein großer und langwieriger Streit über diese Regalen entstand. Man hielt daher in Frankreich Kirchenversammlungen, worauf frei-

*) Ein wirklich billiges Unternehmen; so wie überhaupt dieser Pabst kein unrechter Mann war.

freilich die Jesuiten den grösten Einfluß hatten und nie zum Vortheil des Pabsts entschieden werden konnte. Ja es trat sogar Spanien noch auf Frankreichs Seite, und suchte zu noch grösserer Kränkung des Pabstes ebenfalls Regalrechte zu behaupten, wie bereits in Frankreich geschahe. Der Pabst gab indeß nicht das Geringste nach, und erst sein Nachfolger Alexander VIII. konnte etwas zur Beylegung der Streitigkeiten beytragen.

Die Geschichte der Conclaven fängt nun auch an auffallender zu werden, und es waren bereits bey der Wahl Alexanders VIII. ganz wunderbare Gebräuche herrschend, die recht ins Lächerliche fallen und gar keinen Beweis vom Einfluß des h. Geistes in die Wahl eines Pabstes ablegen *). Uebrigens macht diesen Pabst Alexander VIII. weiter nichts merkwürdig, als daß er in den Streitigkeiten des römischen Hofs mit Frankreich einigermaßen nachzugeben schien; daß er ein paar Jesuitische Sätze in der Sittenlehre verdammte und endlich auch noch einige neue Heilige kanonisirte. Die Jesuiten, die schon zu ihrem grösten Verdruß den vorigen Pabst an der Regierung sehen mußten, hatten auch an Alexander XIII keine gar große Freude, und es war ein Glück für sie, daß sie am französischen Hofe mehr Macht bekommen hatten. Diejenigen Lehrsätze der Jesuiten, welche der Pabst jetzt verdamme, waren vorzüglich die beyden folgenden: 1. Die Jesuiten machten nemlich einen Unterschied zwischen einer

*) Theatr. Europ. T. XIII.

uer philosophischen und theologischen Sünde. Unter der erstern verstanden sie eine solche Sünde, die jemand begehet, der Gott nicht kennet, oder doch, wenn er sie begehet, an Gott nicht gedenket: ein solcher, sagten sie, begehe zwar eine schwere Missethat, aber keine Todsünde. Eine theologische Sünde hingegen nannten sie, so jemand wider das bekannte göttliche Gesetz sündige, und mit dieser verdiente ein solcher Sünder die ewige Verdammniß *). Diese Meynungen verdammte der Pabst, ohne weiter dieselbe mit seinen Gegenmeynungen zu widerlegen, wie die Päbste zeither zu thun gewohnt waren. Die Inquisition war immer bey solchen Verdammungsurtheilen ihre Gehülfin, nur schonte man der Jesuiten, daß man die Namen derer nicht anzeigte, die dergleichen Meynungen auf die Welt brachten. Die Kanonisation der vielen Heiligen fand jetzt auch noch großen Beyfall, doch merkte man hie und da auch, auf was es eigentlich dabey angesehen sey, nemlich Geld zu schneiden, die päbstliche Schatzkammer zu bereichern und den Nepoten des Pabstes weiter zu helfen †).

Nach

*) Was man doch für Dinge in der Geschichte der christlichen Religion lesen muß! — —

†) Als das Fest Johannis de Capistrano's bald nach seiner Kanonisation gefeyert wurde, so rief ein Franziskaner zu Rom in seiner Predigt einigemal aus: er wisse nicht, wo er diesen neuen Heiligen hinsetzen sollte, denn seine Eigenschaften überträfen sogar die Eigenschaften der Lehrer,

Nach dem Tode Alexanders VIII. entstanden bey der Wahl eines neuen Pabstes viele Unruhen, und die Kardinäle konnten lange nicht einig werden, wem unter ihnen der h. Geist die päbstliche Würde zugedacht hätte. Es stund daher der päbstliche Stuhl eine lange Zeit unbesetzt, so daß endlich auswärtige Fürsten die Wahl eines neuen Pabstes betreiben helfen mußten, und dann Innocenz XII. gewählt wurde. Aber auch dieser Pabst half sich fast mit lauter Kleinigkeiten durch, und schon der Anfang seiner Regierung beweißt dieses, da er keine Bullen an die Bischöfe in Frankreich ausgehen lassen wollte; es schien als hätte er wirklich einen Abscheu vor dem Frieden, da er doch vorgab den Frieden mit Frankreich wieder herstellen zu wollen. Denn er ließ die Schlüsse der im Jahr 1682 gehaltenen französischen Kirchenversammlung, die dem Könige die Regalrechte zugesprochen hatte, nicht gelten, und die Bischöfe in Frankreich wollten doch auch die Rechte ihres Landesherrn nicht vergeben, und man kann sich leicht denken, wie die Jesuiten, die bisher so viel bey Ludwig vermochten, alle Mühe anwendeten, daß das Gesuch des Pabstes, der

schon

Bekenner und Jungfrauen. Es antwortete aber ein italiänischer Zuhörer: „Weil ihr so große Bekümmerniß traget, wo ihr diesen großen Heiligen lassen sollet, die Kirche aber jetzt voll ist, so will ich ihm gerne meine Stelle überlassen, und möget ihr ihn daselbst, weil er vielleicht des Stehens nicht sehr gewohnt ist, gemächlich niedersetzen. Theatr. Europ. T. XIII. p. 1348.

schon einige Zeit nicht gut auf ihre Meynungen zu sprechen war, allemal abgeschlagen wurde, wenns nemlich auf die Regalrechte ankam, die der Pabst an sich reißen wollte. Die Bischöfe in Frankreich sollten nach dem Willen des Pabstes sogar ihre Erklärungen auf der im Jahr 1682 gehaltenen Versammlung widerrufen, wenn sie Bullen erhalten wollten. Aber der Jesuit in Frankreich wußte die meisten Bischöfe gegen diese päbstliche Foderungen abgeneigt zu machen, so daß einige Zeit verfloß, und einige Collegien in Rom gehalten wurden, bis endlich durch Vermittelung der Kardinäle Fourbin, d'Estrees, Lauria und Carpegna der Pabst zu einem Frieden bewogen wurde. Aber leider! war der Friede, den der Pabst jetzt mit Frankreich schloß, nichts weniger als Friede, so viel Wesens auch beyde streitende Partheyen am Ende davon machten. Es wurde nemlich der Streit so weit entschieden, daß die Bischöfe in Frankreich keinen öffentlichen noch gemeinschaftlichen Widerruf thun sollten, sonder ein jeder könnte für seine Person ein besonderes Schreiben an den Pabst ergehen lassen, worin er S. Heiligkeit abbitten uud dadurch hinlängliche Genugthuung verschaffen sollte. Was aber das Regalrecht anbelange, so sollte der König von Frankreich dasselbe von allen Kirchen, worüber der Streit bisher geführt worden seye, an den Pabst abtreten; der Pabst hingegen sollte den Genuß der Regalien, durch ein besonderes Breve dem Könige auf fünf Jahre überlassen, welches auch von ihm und seinen Nachfolgern auf dem h. Stuhl alle fünf Jahre wie-

derholt werden sollte. Das Regale gedachter Kirchen stünde also dem Pabst zu; die Nutzung derselben aber dem Könige. Hierein willigten der König und die Bischöfe; und der Pabst sahe auch bald sehr erwünschte Früchte seiner anscheinenden Nachgiebigkeit; denn der König und die Bischöfe schrieben sogleich in sehr demüthigen Ausdrücken an den Pabst, baten um Verzeihung, versicherten denselben von ihrem Gehorsam, und versprachen sich sehr viel gute Früchte von der Klugheit des Pabsts Innocentius XII. Man sieht aber aus dieser ganzen Verhandlung, wie wenig es dem Pabst um Frieden zu thun war. Denn konnte er schon zum voraus wissen, daß seine Nachfolger ebenfalls diese seine Meynungen haben, und ob sie die fünf Jahre wieder zugestehen würden? Es war weiter nichts, als daß der Pabst sich jetzt eine Zeitlang aus seiner Verlegenheit heraushalf; daß die Jesuiten nicht noch unversöhnlicher wider ihn eingenommen werden sollten, deren Einfluß an einigen fürstlichen Höfen er gar wohl merken mußte. Alles übrige, was Innocenz XII. noch mehr that, ist von keinem sonderlichen Belang; er konnte z. B. die Perüken nicht dulden; war kein Freund der neuen Ritter der Apokalypse; kam auch wieder auf den Einfall einiger vorigen Päbste, eine Klosterreformation vorzunehmen, aber die Mönche und gewiß auch die Jesuiten wußten es dahin zu bringen, daß aus dieser Reformation wieder nichts wurde. Daß endlich der Pabst für Freuden herzlich weinte, als das hundertjährige Jubelfest wieder gefeyert wurde, ist bey einem solchen frommen Mann,

wie

wie Innocenz war, nicht zu bewundern. Dieses Jubelfest verursachte dem Pabste eine der letzten Freuden, die ihm aber doch dadurch etwas vermindert wurde, als der Herzog von Savoyen sich das Recht anmaßte, sowohl in seinem Gebiet als auch in Piemont selbst Aebte einzusetzen. Man sieht also aus allem dem, was in diesem letztverflossenen Jahrhundert die Fürsten hie und da wider den h. Stuhl unternommen haben, daß der Pabst zu Rom immer ein unbedeutenderes Ding worden seye. Innocenz starb im Jahr 1700. und Clemens XI. wurde auf den h. Stuhl erhoben, wofür diesmal die Jesuiten recht eifrig gesorgt hatten; denn es war nun lange genug, daß die Päbste nicht so recht für sie geschaffen waren.

Wenns wahr ist, daß Clemens XI. die päbstliche Würde nicht annehmen wollte, weil er sich selbst untüchtig dazu fühlte, so hatte er vollkommen recht, denn er war wirklich der Mann nicht, der hätte sollen Pabst werden. Er war viel zu schwach, um den Jesuiten befehlen zu können. Er durfte zwar befehlen, aber ob er Gehorsam sehen durfte, das stund gemeiniglich auf einem andern Blatt. Und hievon legt das Chinesische Missionsinteresse einen offenbaren Beweis ab. Dominikaner und Jesuiten — zwey Orden, die nie so recht harmonierten — waren schon längst zum Missionsgeschäft in China gebraucht worden. Letztere erschlichen sich dadurch, daß sie den chinesischen Proselyten sehr viele landesübliche Ceremonien erlaubten, ein weit größeres Ans

sehen in China, als die Dominikaner, die mehr Gebräuche aus der römischen Kirche beybehalten wollten. Beyde Orden geriethen hierüber in einen Streit und die Sache kam endlich nach Rom. Die Jesuiten, die in China eben so gut, als in Frankreich und anderwärts allen alles zu werden, aber auch dadurch alles zu erhalten suchten, handelten zwar in China eigenmächtig, aber da sie nach Rom kamen, waren sie eben so getreue und gehorsame Söhne des Pabsts, als die Dominikaner von der Zeit ihrer ersten Existenz an je einmal seyn konnten. Clemens XI., welcher solcher Streitigkeiten gerne überhoben seyn wollte, aber doch auch nicht Lust hatte, es mit dem einen oder dem andern Orden zu verderben, schickte einen Kommissair, Carl Tournon, nach China, der die Sache untersuchen und nach eigenem Gutbefinden in Ordnung bringen sollte. Der Kommissair aber, der die bisherigen Gebräuche der Christen in China ändern und die römischen Gebräuche einführen wollte, mußte indessen doch erfahren, was die arglistigen Väter, die Jesuiten, in China für eine große Gewalt bekommen hatten. Er wurde gefangen gesetzt, und mußte seine Mühe, mit welcher er die päbstliche Hoheit gegen die Jesuiten behaupten wollte, mit seinem eigenen Leben bezahlen.

Während diesen chinesischen Missionsstreitigkeiten ereignete sich noch in Frankreich abermalen ein neuer Auftritt, wobey der Pabst mehr, als in China, in Anspruch genommen ward, überhaupt aber

eine

eine weit wichtigere, ja selbst für die Jesuiten vortheilhaftere, Rolle spielte. Und dieses war ein Streit, welcher über ein Buch entstand, das schon vor vierzig Jahren geschrieben worden war. Es schrieb nemlich ein gelehrter Presbyter in Frankreich, Namens Paschasius Quesnell, einen Commentar über das N. Testament, wogegen selbst Quesnells Feinde lange Zeit nichts einzuwenden hatten. Das Buch wurde auch wirklich überall mit glücklichem Beyfall gelesen und von mehr als einem Bischof in ihren Diözesen anempfohlen. Wem mußte aber indeß der Beyfall eines solchen gelehrten und frommen Mannes, wie Quesnell war, unleidlicher seyn, als den Jesuiten, die nun Ursache genug hatten, sich beym Pabste wieder einzuschmeicheln, mit dessen Vorgängern sie es bisher so sehr verdorben hatten? Böse Gerüchte, die diese argliftigen Leute wider den Quesnellschen Commentar in Frankreich heimlich auszustreuen suchten, schienen ihnen vor der Hand die sichersten Mittel zur Errelchung ihrer stolzen Absichten zu seyn. Sie liessen es endlich auch nicht fehlen, eine Schrift herauszugeben *), welche ihre jesuitischen Klagepuncte enthielt. Zwar wollten die Jesuiten nicht dafür angesehen seyn, als ob einer aus ihrem Orden Verfasser dieser Schrift wäre. Allein man hätte den Geist der Jesuiten gar nicht kennen müssen, wenn man nicht sogleich den Verdacht hätte auf sie werfen sollen, daß diese Schrift eine Geburt der Jesuiten seye. Das Problem fand auch wirklich weder zu

*) Probleme Ecclesiastique.

Rom noch am französischen Hofe Beyfall; und es würde schwerlich in der Folge einen so unerwarteten Beyfall erhalten haben, wenn nicht gerade in der ersten Zeit Clemens XI. Pabst worden wäre, (denn der Anfang des Streits geschahe noch am Ende des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung Innocenz XII.) Als aber Clemens Pabst worden war, versuchten es die Jesuiten auf eine andere Art, ihren Endzweck zu erreichen. Sie suchten einen Lehrpunct (causam conscientiae) den Quesnell behauptet, und der Erzbischof von Paris, Kardinal von Noailles, nicht hinlänglich widerlegt und verboten haben soll, bey dem Pabste als ketzerisch anzuschwärzen, mithin auch den Kardinalerzbischof, der ebenfalls auch Quesnells Commentar öffentlich empfohlen hatte *). Während dem Jesuitischen Gemurmel wider Quesnells Buch und Erscheinung des Problems kamen auch einige Vertheidigungsschriften desselben zum Vorschein, deren eine sogar den berühmten Bischof Bossuet zum Verfasser haben soll †), welches aber die Jesuiten nur noch mehr kränken und nicht viel Gutes hoffen ließ, weil

Bos-

*) S. Causa Quesnelliana.

†) Iustification des Reflexions sur le N. T. &c. composeé en 1699 contre le Probleme Ecclesiastique. Bossuet gab zwar diese Vertheidigungsschrift nicht selbst heraus, sondern Quesnell, dem das Manuscript in die Hände kam, beförderte dieselbe zum Druck, wodurch das Feuer der Feindschaft, das schon lange unter den Jesuiten brannte, nur noch heftiger angeflammt wurde.

Bossuet in sehr großem Ansehen bey dem römischen Hof stund. Dieser Bischof sollte zwar hernach bewiesen haben, daß er nur in die Ausgabe dieses Buchs gewilligt habe, wenn man 120 Stellen darin geändert haben würde; (so sprachen wenigstens die Jesuiten, denn mit einem so angesehenen Bischof wollten sie es doch auch nicht verderben) allein dergleichen Ausreden fanden dennoch keinen gar großen Beyfall *). Sie sahen also auch, daß sie die Sache ganz anders angreiffen, daß sie den Pabst noch mehr auf ihre Seite ziehen müßten, wenn sie ihren gehässigen Endzweck erreichen wollten. Sie suchten daher einen Franziskaner Bischof dahin zu bringen, sich ihrer Sache anzunehmen; und auf Anrathen des königlichen Beichtvaters Tellier, der auch ein Jesuit war, ließ sich der Franziskaner bereden und schrieb eine Pastoralinstruction, die offenbar gegen Quesnells N. Testament gerichtet war. Zwar giengen noch einige Jahre dahin, bis diese Pastoralinstruction ihre für die Jesuiten erwünschte Wirkung that. Die Bischöfe blieben ruhig und der Kardinal von Noailles liebte Quesnells Commentar noch immer. Allein nach einem Verfluß von fünf Jahren erschien auf einmal ein päbstliches Breve wider den Commentar, und man roch es gar zu gut, daß Jesuitisches Gift dasselbe angesteckt habe. Das Breve wurde zwar nicht angenommen, aber da es die Jesuiten

*) Weismanns Hist. Eccles. N. T. sec. XVII. p. 594. ff.

suiten doch nun schon so weit gebracht hatten, so kostete es sie nicht viel mehr Mühe, das Geschrey wider den Kardinal von Noailles allgemeiner zu machen und ihn gehässiger anzuschwärzen, zumalen da Tellier alles bey dem Könige galt, der auch nichts ermangeln ließ, seinen Ordensbrüdern zu helfen und den Kardinal zuerst um seinen Credit zu bringen, denn das muste vorher geschehen, und dann sollte es erst dem Commentar selbst gelten, der Jansenistische Ketzerey enthalten muste. Endlich am Ende des Jahrs 1713 erschien aus dem Vatikan die Constitution Unigenitus, und Quesnell sammt seinem Buch und seinen Anhängern wurden verdammt. Wie sehr sich doch die Jesuiten freueten, daß sie einmal ihre Absichten beym Pabst und beym Könige erreicht hatten!

Aber ist es nicht auffallend, daß Clemens XI. gerade 101 Ketzerey in dem Quesnellischen N. Testament fand, und daß es gerade nur immer diejenigen Ketzereyen waren, die schon in dem ersten Jesuitischen Pasquill angegeben waren? Indeß mußte es doch bey der Verdammung des Buchs bleiben, und der Pabst war nun wieder ein Freund der Jesuiten. Es schien zwar, als ob es den König Ludwig auf seinem Sterbebett noch reuete, daß er sich die Constitutionsstreitigkeit so sehr habe angelegen seyn lassen; allein sein Beichtvater wußte ihn wohl zu trösten, daß er ruhig sterben könnte, weil er nur des Pabsts

und

und der Bischöfe Willen erfüllt habe. Die Jesuiten schmeichelten also dem Pabste, und der Pabst lebte den Jesuiten zu Gefallen, die nun ihre Kabbalen recht durchsetzen konnten. Sie setzten dem Pabste in den Kopf, daß er noch immer König der Könige sey; daher verdroß es ihn auch sehr, daß König Friedrich I. von Preussen den Königstitel nicht bey ihm holte. Selbst Kaiser Joseph I. muste erfahren, daß noch immer ein Pabst in Rom sitze, der sich träumen lasse, Kaiser und Könige verdammen zu dürfen. Sie liessen aber doch den Pabst fühlen, daß Teutschland wisse, was der oberste Pfarrherr in Rom zu thun habe; er mußte sich damit trösten, daß er hin und wieder Bullen ausschicken durfte, z. B. nach Polen, daß die römische Kirche doch nicht in einen tieferen Verfall gerathe und daß die Protestanten sich nicht so sehr ausbreiten möchten. Was er gewann, kann man sich leicht denken. Die teutschen Könige und Fürsten fuhren in ihren Unternehmungen fort, behaupteten ihre teutsche Freyheit und liessen den Pabst in Rom Pabst seyn, der endlich nach einer Regierung von ungefär 20 Jahren seinen Vorfahren nachfolgte *).

Inno-

*) Nur in Frankreich hatte man sein Wohlgefallen daran, wenn Gewissenszwang herrschte, wenn selbst die Landesrechte durch solche unchristliche Behandlungen verletzt wurden. Bey Ludwigs XIV. Tode glaubten diejenigen, die die Constitution nicht annehmen wollten, einige Ruhe zu haben, aber es

dauerte

Innocenz XIII., der jetzt auf den päbstlichen Stuhl kam, regierte nicht lange, und es war zu bedauren, daß der Mann sobald starb, denn vielleicht hätte er dem Kirchenstaat mehr Nutzen verschaffen und ein guter Regent werden können. Die folgenden Päbste Benedict XIII. und Clemens XII. thaten weiter nichts, als daß sie für ihre Nepoten sorgten; und ersterer konnte wegen seiner Einfalt nicht auf die Angelegenheiten der Könige und Fürsten wirken. Und letzterer war viel zu alt, als daß er etwas ausrichten konnte. Benedict XIV. that auch nichts merkwürdigeres, als was sich etwa über das Schlesische Generalvikariat sagen liesse und daß er die Sache wegen den Annaten mit Spanien sehr schlecht endigte. Clemens XIII. Benedicts XIV. Nachfolger erhielt die dreyfache Crone, die ihm von den Jesuiten erkauft wurde; weil sie es noch nicht einsahen, daß Clemens so einfältig war und ihre Sache so schlecht vertheidigte. Ihr Sturz war nicht mehr ferne. Sie trieben es an den Höfen zu weit; und kaum hätte man es vermuthen sollen, daß die Unzufriedenheit über die Jesuitischen Künste zuerst in Portugall ausbrechen würde.

Aber

dauerte diese Ruhe gar nicht lange; und es stund kaum einige Zeit an, so durfte ein solcher, der auf seinem Todbette keinen Beichtzettel von einem orthodoxen Priester vorweisen konnte, selbst die Sakramente nicht mehr geniessen. Die Jesuiten entrissen endlich diesen Unterdrückten den Schutz des Parlaments.

Aber, wie gesagt, die Jesuiten trieben ihre Sachen zu weit, und unter König Josephs Regierung in Portugall wagte es ein Minister, die Verwegenheit dieser geistlichen Mörder und Länderverheerer zu entdecken, da zu eben der Zeit auch eine Verschwörung gegen das Leben des Königs verrathen wurde, von welcher Verschwörung die Jesuiten sich unmöglich lossprechen konnten, denn es war bekannt, daß Malagrida ein Jesuit war. Konnten doch die Jesuiten dergleichen Historien nicht aus den Annalen ihrer Ordensbücher wegstreichen — sie konnten nemlich dergleichen Dinge nicht leugnen. Und Voltaire mit mehreren Philosophen spotteten recht wahr und treffend über das Mönchsheer und den Klerus. Die Schriften dieser Männer wurden häufig, ja selbst von Damen, gelesen. Es kam mehr Religionsduldung und dadurch großer Nutzen in die Staaten Europens. Die Welt wurde erleuchteter; der Zauber, womit die Jesuiten dieselbe so lang in Unwissenheit halten wollten, verlohr sich fast plötzlich; man sahe den Schaden ein, den die Jesuiten zeither gestiftet hatten. Vergebens suchten sie sich zu erhalten, wenn sie sich an den Pabst wendeten, als Pombal, Choiseul und Aronda auftraten; wenn der Pabst sie retten wollte. Aber dieser Pabst wollte sie retten, und sein Nachfolger, der Minorite Ganganelli, gab ihnen als Pabst Clemens XIV. den letzten Stoß. Er hob nemlich den Orden der Jesuiten in der Bulle Dominus ac Redemtor noster gänzlich

lich auf. Ein Unternehmen, das man nie von einem Pabst erwartet haben wird, denn durch die Aufhebung der Jesuiten verlohr das Pabstthum eine wichtige Stütze. Aber Gangganelli sahe den Schaden zu gut ein, er war zu sehr Mensch, als daß er nicht hätte besser für die Menschheit sorgen sollen, als seine Vorfahren gethan haben. Er bahnte unserm großen Kaiser den Weg zu wichtigeren Unternehmungen, und der Himmel schütze Joseph II., der in seinen Landen die eigenthümlichen Rechte der Menschheit wieder herzustellen sucht, ohne daß ihn Seine päbstliche Heiligkeit Pius VI. weiter daran hindern kann und darf! Es ist jetzt so weit gekommen, daß selbst geistliche Churfürsten und die Bischöfe in Teutschland ihre Rechte gegen den Pabst behaupten, und Pius VI. soll seine Rechte in Italien kennen, das er ohne Zweifel im Jahr 1782. in Wien deutlich genug wird gehört haben.

Ende des zweyten Bandes.

Inhalt.

Kirchenbann.	Seite 1
Kirchenbuße.	17
Geißler.	38
Hundertjähriges Jubeljahr zu Rom.	42
Anbetung des Sakraments.	49
Hierarchie bis auf Leo X.	60
Inquisition	87
Merkwürdige Vorboten der Reformation.	118
Böhmische Unruhen	153
Böhmische Brüder.	160
Noch einige freye Urtheile und Vorbereitungen zur Reformation.	173
Reformation.	195
Römische Hierarchie.	395

Bayerische
Staat[illegible]liothek
München

1000, – (1+2)
Mai '86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann K.

Historisches Handbuch in Abhandlungen und Auszügen von den merkwürdigsten Veränderungen und Schiksalen der christlichen Kirche und der Religion für wißbegierige Lehrer in Volksschulen und für Freunde der Geschichte Mit einer Vorrede begleitet von D. Joh. Salomo Semler
Bd.: 2

Leipzig (1786)

H.eccl. 789-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10026463-7
VD18 90034244